This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

UC-NRLF
$B 284 316

SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

Vermischte Schriften

von

J. Weitzel.

UNIV. OF CALIFORNIA

Zweiter Band.

Wiesbaden,
bei L. Schellenberg, Hofbuchhändler und Hofbuchdrucker.
1820.

NAL
v.2

Subscribenten-Verzeichniß.

Herr Ackermann, Buchh. in Dessau, 3 Ex.
= Ahlefeld, Hauptm. in Wiesbaden, 1 Ex.
= Altburger, Rentrideressist in Höchst, 1 Ex.
= Arnold, Buchh. in Dresden, 3 Ex.
= Belderbusch, Graf v., in Bonn, 1 Ex.
= Bergmann, Geh. Reg. Rath in Höchst, 1 Ex.
= Bornträger, Buchh. in Königsberg, 2 Ex.
= Brockhaus, Buchh. in Leipzig, 1 Ex.
= Brummer, Buchh. in Koppenhagen, 3 Ex.
= Cargioli, Kaufmann in Höchst, 1 Ex.
= Cramer, Med. Rath, Doktor in Höchst, 1 Ex.
= Derscheid, k. baier. Steuereinnehmer in Mutterstadt, 1 Ex.
= Deubner u. Treuy, Buchh. in Riga, 2 Ex.
= Dümmler, Buchh. in Berlin, 4 Ex.

544638

Herr v. Faber, kais. russ. Staatsrath, 1 Ex.

" Felseker, Buchh. in Nürnberg, 1 Ex.

" Fleischer, Gerh., Buchh. in Leipzig, 3 Ex.

" Gebhardt u. Körber, Buchh. in Frankfurt a. M., 12 Ex.

" Gerold, Buchh. in Wien, 12 Ex.

" Hahn, Gebr., Buchh. in Hannover, 6 Ex.

" Hartmann, Buchh. in Riga, 2 Ex.

" Hegmann, Geh. Reg. Rath in Wiesbaden, 1 Ex.

" Helwing, Buchh. in Hannover, 2 Ex.

" Hemmerde u. Schwetschke, Buchh. in Halle, 3 Ex.

" Herber, Justizrath in Elberfeld, 1 Ex.

" Heubner, Buchh. in Wien, 2 Ex.

" Heyer u. Leske, Buchh. in Darmstadt, 2 Ex.

" Heyse, Buchh. in Bremen, 4 Ex.

" Hille, Kaufmann in Höchst, 1 Ex.

" Hilscher, Buchh. in Dresden, 2 Ex.

" Hinrichs, Buchh. in Leipzig, 2 Ex.

" Hoffmann u. Campe, Buchh. in Hamburg, 30 Ex.

" Hölscher, Buchh. in Coblenz, 6 Ex.

" Horvath, Buchh. in Potsdam, 2 Ex.

" Koch in Cöln, 1 Ex.

" Kretz, Decan in Höchst, 1 Ex.

" Koppe, Amtssekretär in Höchst, 1 Ex.

" Körner, Buchh. in Frankfurt a. M., 2 Ex.

= Krieger, Buchh. in Marburg, 4 Ex.

= Kromeyr, Geh. Rath in Saarbrücken, 1 Ex.

= Kupferberg, Buchh. in Mainz, 12 Ex.

= Kümmel, Buchh. in Halle, 1 Ex.

= Laspée, de, Oberschulrath in Wiesbaden, 1 Ex.

= Lindauer, Buchh. in München, 6 Ex.

= Lindpaintner, Direktor in Eberbach, 1 Ex.

= Linz, Buchh. in Trier, 4 Ex.

= Löflund, Buchh. in Stuttgard, 1 Ex.

= Marx, Buchh. in Carlsruhe, 2 Ex.

= Mathiä, Direktor des Gymnasiums in Frankf. a. M., 1 Ex.

= Mauritius, Buchh. in Greifswalde, 2 Ex.

= Müller, Buchh. in Amsterdam, 3 Ex.

= Nentzel, Stadtschreiber in Oggersheim, 1 Ex.

= Oefner, Kaufmann in Biberich, 1 Ex.

= Perthes u. Besser, Buch. in Hamburg, 12 Ex.

= Reitzel, Buchh. in Koppenhagen, 2 Ex.

= Riegel u. Wießner, Buchh. in Nürnberg, 3 Ex.

= Rubach, Buchh. in Magdeburg, 2 Ex.

= Sauerländer, Buchh. in Aarau, 2 Ex.

= Schaumburg, Buchh. in Wien, 8 Ex.

= Schlichter, Posthalter in Wiesbaden, 1 Ex.

= Stahel, Buchh. in Würzburg, 6 Ex.

= Starke, Buchh. in Chemnitz, 2 Ex.

Herr Streng, Buchh. in Frankfurt a. M., 2 Ex.

" Stuhr, Buchh. in Berlin, 2 Ex.

" Tendler u. Comp., Buchh. in Wien, 4 Ex.

" Unzer, Buchh. in Königsberg, 3 Ex.

" Voigt, Buchh. in Sondershausen, 4 Ex.

" Wallishäuser, Buchh. in Wien, 3 Ex.

" Walther, Buchh. in Dresden, 4 Ex.

" Werner, Lehrer in Frankfurt a. M., 1 Ex.

Über den Reitz der Neuheit.

Der Hang zum Wechsel ist ein Grundtrieb der menschlichen Seele, den die Psychologen, meines Wissens, nie nach Verdienst gewürdigt haben. Die Allmacht des Reitzes der Neuheit ist wirklich ein passe-par-tout, der uns das Geheimniß der merkwürdigsten und räthselhaftesten Erscheinungen aufschließt. Schriftsteller haben Abhandlungen über das Schöne, Erhabene und Anmuthige geliefert; aber über das Neue haben wir noch kein befriedigendes Werk. Ich selber würde mich wohl an eine gründliche Untersuchung dieses Gegenstandes gewagt haben, wenn er mich nicht schon seit gestern beschäftigte, und eine Erörterung des Neuen also für mich den Reitz der Neuheit über Nacht verloren hätte.

Das Neue ist ein ungleich fruchtbarerer Stoff als das Erhabene, Große und Schöne. Denn verdrängt nicht der Reitz desselben den Geschmack an einem Homer, Ossian, Maria Stuart und Wallenstein, von Schillern an einer Iphigenie von Göthe und an einem Titan von

Jean Paul? Wenn auch in allen Ostern- und Michaelis-Messen nichts von jenem zu finden ist, so treffen wir doch zuversichtlich das unvergängliche Letzte an. Es wäre, meines Erachtens, kein undankbarer Stoff für einen gründlichen Gelehrten, zu untersuchen, was lächerlicher oder verächtlicher an dem Menschen ist, der Leichtsinn, mit dem er das Große und Wichtige mit dem Kleinen und Erbärmlichen in einen Winkel wirft, oder der hohe Ernst, mit dem er alle Lappereien und Lumpereien mit düstrer Stirn zu etwas Bedeutendem erhebt. Dieser Gelehrte dürfte freilich weder ein gewöhnlicher Deutscher noch Franzose seyn, weil dieser eine neue Konstitution und eine neue Epeffüre mit einem Impromptu abfertigt, jener aber sich nicht entschließen kann, über die Moralität eines Walzers und die Rechtlichkeit eines Krieges abzuurtheilen, ehe und bevor ihm eine Deduktion aus Prinzipien, ein ordentlich motivirtes Konklusum oder umständliches Responsum von allerlei Fakultäten sattsame Aufklärung gegeben hat.

Wenn ich an den unwiderstehlichen Reitz der Neuheit denke, dann fallen mir nicht gerade die Ritterromane, die Meißnerschen, Spiesschen und Kramerschen Meisterwerke, der Abällino, Rinaldo Rinaldini und die Zauberin Sidonia ein, denen nur darum die Ewigkeit versagt ist, weil ihnen der Reitz der Neuheit doch auch einmal fehlen muß. Auch denke ich nicht bestimmt an

einige kritische Philosophen, die ohne dies bescheiden genug sind, auf das Verdienst der Neuheit Verzicht zu thun. Von manchen Politikern will ich gar nicht reden, die mit den Taschenspielern in so enger Verwandtschaft stehen, daß sie ihren Erfolg derselben Kunst verdanken, der Kunst nämlich, zu verbergen, zu täuschen und zu überraschen. Das Letztere aber ist ohne Neuheit nicht zu bewirken; und gäben Canute, Fitz-James, Rübezahl, Talleyrand, Bassano und Lord Castlereagh immer und allenthalben dieselben Stücke, auf dieselbe Weise, ihre Lobredner und Bewunderer, von denen sie sich belagert sehen, würden sie bald verlassen. Dort seht ihr den gewandten Zauberer beschäftigt, die höllischen Geister des Aufstandes, die in Volksversammlungen, Aufzügen, Anschlagzetteln, Zeitschriften und Pamphleten spuken, zu beschwören. Alle Augen sind auf den glühenden Qualm gerichtet, in welchem sich die revolutionären Gespenster zeigen: der aufrührerische Pöbel von Manchester, der so frech ist zu murren, weil er nichts zu essen hat und sich nicht kleiden kann, wie er von den satten und gutgekleideten rechtlichen Leuten zusammengehauen und niedergetreten wird; Hunt und Cobbett, die predigen, und die politischen Mönche, welche die Prozessionen ihrer Gläubigen anführen. John Bull sieht und hört mit andächtigem Erstaunen, den Mund weit geöffnet, dem Hexenwesen zu, während dem ihm die Au-

stiftor des tollen Spukes die Taxen und Freiheiten, die er wohlverwahrt im Sacke zu haben glaubt, lächelnd aus demselben ziehen.

Daß nach der neuen Lehre, die verwünschte Philosophen auf die Beine gebracht, das freche Gesindel zu den Menschen gehören soll, das ist die Quelle alles Unheils, das seit Jahrzehenden über die Welt gekommen; das ist die Büchse der Pandora, aus der das Gift gestiegen, das die Welt verpestet. Menschen wollen sie seyn, das Bettelvolk! Wie mögen sie ihr Recht darauf erweisen! Welche Urkunde, welches ehrwürdige Pergament, durch das sich selbst die Schöpfung nur legitimiren kann, welche Briefe, welche Schenkung können sie darüber vorzeigen? Die Leute haben nichts auf dieser Welt und darum sind sie nichts. Sie können aber wieder etwas haben noch seyn, weil Alles unser ist, und wir schon Alles sind. Das ist doch einfach und ohne Widerspruch.

Die Canaille ist immer Sklave gewesen und harte Dienstbarkeit war ihr verdientes Loos. Ein gelehrter Professor hat bewiesen — was aber auch ohne Beweis schon geglaubt hätte —, daß die gemeinen Leute von dem verruchten Sohne Noas stammen, auf dem der ewige Fluch des tiefgekränkten Vaters lastet. Waren nicht die Heloten Knechte der Spartaner? Nun! worüber beschwert sich denn das Volk? Hatten nicht die edeln

Römer und die gebildeten Athenienser Sklaven? Was galt selbst in dem unvergleichlichen Mittelalter, dieser Normalzeit des Menschengeschlechts, was galt damals und früher das Leben eines Gemeinen? Was ein edles Thier galt, auch weniger; noch lange nicht, was selbst in unsrer Zeit ein liefländischer, kurländischer und polnischer Bauer oder ein gesunder Hesse in Amerika gegolten hat. Der Mord eines schlechten Mannes oder einer schlechten Frau, das heißt solcher, die Gott aus gemeinem Stoffe geformt, ward mit etwas Geld gebüßt, und wahrlich nicht des Volkes wegen, sondern weil zu fürchten war, die Edelleute möchten sich, zum Zeitvertreib, die Bauern niederschießen, und könnten dann in den Fall kommen sich selbst zu bedienen, zu frohnen und zu steuern. Das ging nicht; aber die dumme Gleichheit vor Gott und dem Gesetze geht noch weniger. Wenn nur die heillose Philosophie und das Christenthum nicht wären! Das Christenthum! Die Theologen haben das Unmögliche gethan, um es bis zum Unkenntlichen zu entstellen; aber das Gemälde hat so reine frische Farben, daß aus ihm immer noch die freundliche liebe Physiognomie anspricht, so sehr sie auch daran wischen.

Doch kehren wir zu dem politischen Schattenspiel und der Taschenspielerkunst zurück!

Dort brennen wir in Boulogne mit furchtbaren Ge-

prasselt ein Lärmfeuer gegen England ab, um das tödtende Geschütz unbemerkt in das Herz von Deutschland zu führen.

Noch besser machen wir es, sind wir geschiedte Ultra. Man will seit Jahren schon an unsre Eselshäute und wohlerworbenen Rechte. Schreiet laut und mit einer Stimme: Volks- und Königsdiebe! Säcke zu! die Demagogen wollen Kronen und Szepter stehlen! Feuer! Feuer! — Fürsten und Völker fahren erschrocken auf, rennen voll Angst gegeneinander, und schleppen gutmüthig Wasser nach dem faulen Sumpf, wo sie ein Feuer löschen wollen, das nirgends brennt. Die Koblenzer und Dillenburger Adressen und ihre Gehülfen laufen unterdessen geschäftig unter dem Volke umher, und warnen es vor Volksräubern und Volksverräthern, während dem ihm die Spitzbuben sogar das Bischen Hoffnung wegmausen, an dem es kümmerlich sein Staatsbürgerleben fristete. Seht nun die langen und eckigen Gesichter, die verblüfft den Dieben nachgaffen, welche vor ehrlichen Leuten als vor Dieben warnten, und sich ausschließlich die ehrlichen Leute nannten! Da gehen sie nun, die wahren Diebe, und bohren dem deutschen Michel, der nicht begreifen kann, wie so was möglich war, ein Eselsohr. Die scharfsichtigen Zeitungsschreiber, die als Taghüter und Nachtwächter der Volksrechte viel gestürmt und geblasen hatten, und den Dieben zu Hülfe

eilten, die nach Dieben schrien, um die ehrlichen Leute einzufangen, sind allein nicht verlegen, in alter edler Unverschämtheit sich ewig gleich.

Darüber müssen wir uns nicht allzusehr verwundern; denn es ging ganz einfach und natürlich zu. Man kann sich keck darauf verlassen, daß die Welt, wo nicht betrogen, doch getäuscht seyn will. Das verstunden die Jesuiten aber nicht besser als Staatsminister, Koketten, Komödianten und Kanzel- und Tribünenredner; und Predigten, Reden, Proklamationen, Manifeste, Schwänke, einstudierte Geberden und Redensarten, zu rechter Zeit geschickt gebraucht, thun immer ihre Wirkung. Dazu gehört aber der Reiz der Neuheit, auf den ich vorzüglich rechne, weil ein Gimpel, der sich zum zweiten und dritten Male in den nämlichen Schlinge fangen läßt, doch gar zu gimpelhaft seyn muß. Ja, ein herrlicher Reiz ist dieser Reiz der Neuheit. Sagt selbst, was füllt die Leere öffentlicher Blätter aus? Was belebt die Oede der Thee-, Kaffee- und anderen Gesellschaften? Was gibt den Casinos und Lesezirkeln ihren Werth? Das Neue, nichts als das Neue, und immer das Neue. Das Neue ist der lebendige Athem, der den todten Körper unsrer Zusammenkünfte beseelt, der Wind, der die Segel der matten Unterhaltung schwillt, und die stehende Sumpfluft der Langeweile verweht. Was führt dem Zeitungsschreiber Abonnenten, dem Lehrer Zöglinge,

dem Verkäufer und Arbeiter Kunden, öffentlichen Orten zahlreichen Besuch, dem Professor sein Auditorium und dem Schauspieler sein Publikum zu? Der Reitz der Neuheit. Er bekehrt den Verehrer der Kritik der reinen Vernunft zur Wissenschaftslehre, die Leser des neuen rheinischen Merkurs zum Oppositionsblatte, die Anhänger der französischen Gleichheit zu dem Glauben der Gesetzten, Unbeweglichen, Historischen, dem zu Folge es außer der unfehlbaren Kirche des Kasten- und Korporationssystems kein Heil gibt; er gründet das Glück einer gesuchten Putzmacherin auf das Unglück einer verlassenen, und setzt an die Stelle des komplizirten politischen Gleichgewichts das einfachere des Uebergewichts; ihm verdanken manche Schriftsteller ihren Werth, viele Weiber ihre Reitze, berühmte Leute ofe ihren Ruf, und Bücher und Waaren ihren Absatz. In der ganzen zivilisirten Welt empfängt man sich mit dem Gruße: Was Neues? und drückt so das erste Bedürfniß und die erste Angelegenheit der gesitteten Menschheit aus.

So sehr ich auch das Neue liebe, so erkläre ich mich doch, mit Erlaubniß des schönen Geschlechtes, laut gegen die Pelzstrike, mit denen es die Reitze eines Schwanenhalses entstellt. Sollten diese häßlichen Pelzschwänze vielleicht einen türkischen Gebrauch nachahmen, nach welchem der Sultan jedem Pascha, der ihm auf dieser Welt zu viel ist, gnädigst einen seidenen Strick zusen-

det, an den er sich hängen muß? Dieser Vermuthung geben die in unserm Zeitalter so häufigen guten Ehen und glücklichen Liebschaften viel Gewicht. Auch weiß ich aus sichrer Hand, daß manche Eheherrn und Liebhaber, die ohne dies gern in die Funktionen des Großsultans eingreifen, ohne seine Würde zu haben, dem abscheulichen Pelzstricke die Kraft des seidenen wünschen.

Zierlicher trägt sich der Mann, der aber leider! auch auszuarten beginnt. Wie niedlich kleidete nicht vor wenigen Jahren rundes lockiges Haar das Haupt des Jünglings! Ein ernster Schnurrbart rückte mit seiner wilden Physiognomie dem Gesichte drohend voran. Der ungebrauchte Säbel zog dem Manne, der an ihn geschlossen war, mit klapperndem Geräusche nach, und eine Carmagniole einfach und leicht, kleidete, kühlte und wärmte. Die Zeiten sind nicht mehr. Nur hier und da steht noch Buschwerk über den Ruinen eines zerstörten Zwickelbartes, das, ein heiliges Denkmahl besserer Zeiten und eines besseren Geschlechtes, der ausgearteten Gegenwart ihre Erniedrigung und das verlorne Glück ihres Besitzers zeigt.

Ich weiß die Jahre noch sehr gut, wo unsre hoffnungsvolle männliche Jugend, zart und gelenk, die feinste Nürnberger Waare ausgestochen hätte. Das niedliche Köpfchen in Duodez war auf eine Kravate in Großfolio gesetzt: dem empfindsamen zarten Körperchen gingen

die Schuh- und Stiefelschnäbel als Fühlhörner sondirend voraus. Sie waren Parlamentäre, welche über den Anmarsch des nachfolgenden Armeecorps friedlich traktiren, damit die nachrückenden Füße sich nicht feindlich begegneten.

Der zirkelförmige Körper war in ein Viereck von Röckchen gepflanzt und präsentirte den Mathematikliebhabern eine ambulirende mathematische Figur, an der sich die Quadratur des Zirkels demonstriren ließ. Ein wohlriechender Duft umwehete die zappelnde Gestalt, welche einer Mumie glich, aber sich doch von ihr in dieser Eigenschaft unterschied, daß diese innerlich, jene aber äußerlich durchbalsamirt ist. Der gepuderte Kopf stand wie eine beschneiete Alpenspitze über den Schultern, und obgleich diese Leute mit den Schweizergebirgen sonst nichts gemein hatten, so fingen sie doch wie diese schon tief unter dem gepuderten Gletscher an, unfruchtbar zu werden.

Jetzt ist die Kraft des Mannes wieder in den Bart gefahren, und wie so Manches in unsrer Zeit zur Kapuzinade geworden, so tragen die Zeitgenossen sich gern wie Kapuziner. Für den Menschen hat gewöhnlich Reitz, was er nicht besitzt; und was man ihm verleiden will, darf man ihm nur in Ueberfluß und gemächlich geben. Die Unbärtigen sehnen sich darum nach dem Barte, den die Bärtigen los zu werden suchen. Ich rede von der

Sache nur im Allgemeinen und so im Vorbeigehen; denn bewahre mich der Himmel, daß ich das struppige Haar verdamme, das üppig aus dem knappen einseitig aufgestülpten Barrete quillt, oder die tiefen Beinkleider, in denen der Unterkörper wie in einer rauschenden, wogenden Wolke steht, oder die nackte Brust, die am Jüngling wohl zeigen darf, was das Mädchen verbergen soll, oder den Anflug von Bart, der mit so viel Ausrufungszeichen, als er Haare zählt, unter dem jugendlichen Gesichte, sagt: Schon so alt, und doch noch so jung! Wahrhaftig das Alles verdamme ich nicht; denn verdammen, wenn es nicht bösen Willen gilt, ist meine Sache nicht. Auch möchte ich es mit den Inhabern obgenannter Dinge um keinen Preiß verderben, weil sie es damit sehr ernstlich meinen, und gerade über das Spaßigste am wenigsten Spaß verstehen. Es ist keine kleine Weisheit, wenn man nicht vor der Zeit machen will, was sich in ihr von selbst macht, oder wenn man die Menschen nicht nöthigt zu thun, wozu sie sich, vielleicht nur später, von selbst verstehen, läßt man ihnen ihren Willen. Darum Geduld! Die Zeit, die ganze Menschengeschlechter verhüllt, wird auch wieder einmal die nackte Brust zudecken, die ja ohne dies zu viel bloß gegeben ist. Die Zeit, die tausendjährige Wälder lichtet und fällt, die Völker aus einem Stande der Bildung in den andern führt, und Kronen von

gesalbten Häuptern wirft, warum sollte sie nicht einst wieder die jungen Bärte fällen und die Ueberfülle des Hauptharres lichten, das leichte Geschlecht aus dem Abgrunde schwerer Pämphosen heben und dem Gesichte der Jugend auch den Ausdruck dieses schönen frohen und freundlichen Alters geben?

Nie und nirgends macht der Rock den Mann, den wahren innern nämlich, der auch außer den Assembleen, Zirkeln, Theatern und Judengassen etwas gilt. Ich bewundere Epaminondas in seinem frischgewaschenen Mantel, mit dem er die Blöße seines Leibes, wie Cäsar unter seiner Lorbeerkrone, mit der er die Blöße seines Hauptes bedeckt. Phocion in seinem einfachen groben Kleide ist ein Held und Weiser, da durch das zerrissene des Anthistenes Plato den zynischen Stolz desselben sehen wollte. Wer eine Perücke trägt, weil es ihm an eignen Haaren fehlt, hilft einem Bedürfnisse auf eine verständige Weise ab. Die sich aber des eignen Haares berauben, um fremdes künstlich auf den Kopf zu pflanzen, machen sich unverständig zu Affen Andrer. Nichts kann schön seyn, was nicht wahr ist, und das Wahre werden wir immer natürlich und einfach finden. In gleichgültigen Dingen macht es ein gescheidter Mensch, wie die übrigen, in großen und wichtigen nach eigner Einsicht und Ueberzeugung, wo möglich besser als die andern, wenigstens recht und so gut

er kann. Viele meinen das Gegentheil, und thun es auch; den größten Werth legen sie auf das Gleichgültige und Leichte, weil es gemächlicher ist, sich darin auszuzeichnen.

Lassen wir der Jugend den närrischen Ernst des Alters; er kleidet sie wenigstens nicht schlechter, als das Alter der närrische Leichtsinn der Jugend. Unter den vielen herrlichen Blüthen an dem kräftigen Baume sind freilich auch manche taube; aber diese fallen ab, ohne der Frucht zu schaden, die sich aus jenen entwickelt. Geht es auch manchmal etwas thöricht zu, dann müssen wir doch gestehen, daß es die Schuld der alten Thoren ist, denen wir selbst das Patent der Weisheit, oder wenigstens der Wissenschaft ausgefertigt haben.

Ich habe ein ähnliches Geschlecht gesehen mit ähnlichen Prätensionen und Schwachheiten — wie denn jedes nur eine, oft veränderte auch vermehrte, aber selten verbesserte Auflage des vorhergehenden ist und seyn wird, so viele es deren auch, wie unsre besten Schriften, z. B. Meidingers Grammatik und das Augsburgische Kochbuch von Sophia Juliana Weikerin, erleben mag, bis sich am jüngsten Tage die letzte vergreift und der Satz abgelegt wird. — Dasselbe Geschlecht war so unmäßig und übermüthig im Fordern und Wollen, daß es sich auf keine Weise behandeln ließ. Am Ende — wir standen ja auf dem Markte und waren Zeugen —

hat dasselbe, wie man zu sagen pflegt, es sehr wohlfeil, ja unter Preiß gegeben. Darin eben liegt Trost und Hoffnung, daß unser Geschlecht mit beweglicher Schrift gesetzt, und darum einer Korrektur und Revision fähig ist. Vielleicht ist das auch die Ursache, warum die Gesetzten, Stehenden, Unbeweglichen, auch Historischen oder Ultra genannt, mit ihren Sprechern und Vertretern es gern für stereotyp erkannt hätten. Das aber taugt schon aus dem einzigen Grunde nicht, den gewiß auch vornehme Leute gelten lassen, weil alles Neue wegfallen würde, und somit auch der größte Reiz des Lebens, der Reiz der Neuheit.

Die Art von Thümlern und Unfehlbaren, die ich zu meiner Zeit gesehen, waren gewiß noch schlimmerer Natur. Sie glaubten steif und fest an die Kirche der einen und untheilbaren Republik, was ich ihnen nicht zum Vorwurf machen will; aber sie hielten die permanente Guillotine und die rothe Kappe für den Felsen, auf dem diese Kirche ruhen müsse, worin ich mit ihnen nichts weniger als einverstanden war. Einige von ihnen mußte ich im Jahre 1793 Du und Bruder heißen, obgleich ich sie nicht kannte. Später, da ich sie recht gut kannte, mußte ich sie Messieurs nennen. Sie stünden wahrscheinlich noch auf einem sehr amikablen Fuße mit mir, wenn sich ihr beneidenswerthes Talent besäße, mir Grundsätze wie eine Garderobe zu halten, die man nach

jeder Mode und nach jedem Bedürfnisse umschneidern kann. Ich habe Grund das zu glauben, weil sie selber mir sagten, sie hätten das gouvernement révolutionaire mit ihrer Matelotjacke verlassen und die Konstitution von dem Jahre 5 mit ihrem Wetzsteine angenommen.

Mein Freund Changeant, der jetzt Friedensrichter ist, erzählte mir vor einigen Tagen, er sey beim Ausbruche der Revolution ein entschiedener Materialist gewesen. Ueber die Sache an sich habe er freilich noch nicht nachgedacht, was im Grunde auch sehr entbehrlich sey; aber dies System wie der Theism gelte was bei Hofe, und vor den neunziger Jahren habe man doch wirklich nichts höheres gekannt, als den Himmel von Versailles. Da aber Robespierre das Daseyn Gottes und die Unsterblichkeit der Seele aufs Tapet gebracht, habe er sich auf der Stelle zu diesem Glauben bekannt. Seit dem habe er sich einige Dutzendmal in dem Falle gefunden, zu wechseln, doch halte er es jetzt mit den Ultra und den Missionären, weil nichts besseres zur Tagesordnung käme. Als er dies sagte, gähnte er laut. Diese Art von Glauben, fuhr er endlich fort, hab ich schon ein halbes Jahrhundert, so scheint mir's, und er fängt an, mich wie die letzte Konstitution, die mir auch zu lange Stich hält, schrecklich zu ennuyiren.

Mein Freund, der sonst à la Brutus bessirt war,

jetzt aber die Haare à la Titus trägt, hätte noch lange über diesen Text gepredigt. Aber ich nahm mir die Freiheit, auch einmal zu gähnen; denn ich liebe das Neue nicht weniger, als Andre; und wenn mir auch der Mensch nicht zu viel geplaudert hätte, so enthielt doch sein Gerede für mich nichts, was ich nicht täglich um denselben Preiß haben könnte. Mein Freund, unterbrach ich ihn, Sie sind wahrhaftig ein schweres Engagement mit den großen Männern des Alterthums eingegangen! Es wird nicht leicht seyn diese Seelengröße, diese glühende Liebe des Vaterlandes und die erhabenen Tugenden eines Titus und Brutus zu erreichen. Wie! rief er, Sie sind sehr mysteriös. — Nun, sagte ich, tragen Sie denn diesen Kopfputz nach dem Beispiele der Römer nicht aus demselben Grunde, aus welchem Alexander Homers Iliade in der Tasche nachführte und Mendelsohn das Bild Lessings neben seinem Bette aufhing, nämlich um ihre Ideale, die sie zu erreichen strebten, stets gegenwärtig zu haben? O que non! lachte er mich an, all das Zeug kümmert uns, ma foi, sehr wenig, il ne s'agit que de ce qui est à la mode, und hüpfte fort.

Da stand ich nun, und gaffte dem lustigen schmunzlenden Dinge noch, und fuhr, wie aus einem Traume erwachend, mit der linken Hand über die Stirn. Wie! sagte ich, wenn dir der Mensch da unschuldiger Weise

zur Ansicht einer großen Wahrheit geholfen hätte, die mir Necker's schönes Werk über die französische Revolution nicht geben konnte! Freilich ist dies leichte Gesindel mit der Wahrheit weder befreundet noch verwandt. Aber man soll im Reiche des Zufalls, — und das ist ja für uns kurzsichtige Wesen diese Welt — keine Kraft für unbedeutend ansehen, weil sie kleine Ursache großer Wirkungen werden kann. Das ist ohne dies so die rechte Art, wie der Mensch von jeher unschuldiger Weise mit der Nase auf wichtige Entdeckungen fiel, die er nicht suchte.

Die Mode also wäre der gewaltige Hebel, welcher das Große für eine Ewigkeit geschaffen, aus seinen Fugen hebt, und dem Unbedeutenden Anspruch auf Vergötterung giebt! Läßt sich denn auch wohl die Ebbe und Fluth der bis auf den heutigen Tag erschienenen Konstitutionen, Charten und Gesetze aus diesem Prinzip erklären? Laßt es uns versuchen.

Warum resignirt das Frauenzimmer auf rundes lockiges Haar, in dessen leichten Ringeln tändelnd Amoretten spielen, und stülpt aufs niedliche Köpfchen einen borstigen Kehrwisch? Kann ich nicht sagen, weil die öffentliche Meinung den natürlichen Putz, welcher natürliche Schönheiten verschönert, proskribirte, und den über das Haupt gepflanzten Weihwedel an die Tagesordnung brachte? Es ist nichts mehr und nichts weni-

ger als Bescheidenheit des Frauenzimmers — diese Tugend ist dem schönen Geschlechte besonders eigen —, daß es nicht den täglichen Wechsel seines Anzuges, der Materie und Form nach, auf die großen Springfedern der opinion publique stützt, wie es eine tadelnswerthe Pedanterie des Politikers ist, daß er die Nothwendigkeit des Wechsels der Staatsgarderobe nicht geradeswegs aus dem Prinzip der reinen Modelogie *) herleitet.

Dies Letzte kann ich streng beweisen, wenn mir es darum zu thun ist. Was wurde immer hitziger und heftiger debattirt, als das Kostüm? Auf was wurde je mehr Gewicht gelegt als auf Rock, Hosen und Hut, weil diese Stücke, in den Augen des Publikums, ein zweibeiniges Wesen zum Manne qualifiziren? Was lärmt ihr denn so schrecklich gegen das aufgetriebene Halstuch über der platten Brust? Den Betrug wollt

*) Reine Modelogie, oder Wissenschaft der Moden aus Prinzipien nach Kant'schen Grundsätzen kritisch bearbeitet. Unter diesem Titel erscheint zu Michaelis ein Werk von mir, durch das ich mir Ruf und dem Publikum Freude machen werde. Da auf Kanzeln, in Schulen, in der Küche und in dem Keller, an Sessions-, Billards- und Wirthstischen alles nach Grundsätzen a priori abgethan wird, so will ich dem Frauenzimmer bei der Toilette mit einem ähnlichen vortrefflichen Werke über die Moden ein gewichtvolles Geschenk machen.

ihr rügen, daß der reitzende Umriß, den euch das aufgeblähete Kleid lügt, die Wirklichkeit nur äffe? Sylbenstecher, ist's bei eurem Kostüm anders? Könnt ihr den Rock in Ruhe lassen, der euch diesen oder jenen Mann andeutet, welcher nun leider im Rocke nicht ist, so lasset, ich bitte euch, das Halstuch in Frieden, dessen aufgetriebene Rundung eine Brust andeutet, die auch nicht ist. Erkläret diese Abgötterei, gegen die ich eine Sekte von Bilderstürmern aufrichten möchte, zur Ehrenrettung unsrer Nebenmenschen von beiderlei Geschlechte, für eine Figur, von der in Poetika in dem Abschnitte — Signum pro re gehandelt wird.

Ich war eben im Begriffe, mich in diese Meditationen über dieses Kapitel zu verlieren. Ich dachte an Mirabeau, Barnave, Brissot, Marat und Robespierre, die wie Meteore am politischen Horizonte flüchtig auf- und untergingen, und an beeidigte und unbeeidigte Priester. Pitt, Dundas und Newbel, die Kriegserklärung an die Paläste und der Friedensgruß an die Hütten Hand in Hand mit der Umwälzung der altschweizerischen Verfassungen in stillem Ernste an meiner Seele vorüber. Ich sah im Geiste die große Mutterrepublik mit ihren jungen Töchtern in Holland, Helvetien und Italien, die seit fünf und zwanzig Jahren gefüllten Minister, gescheiterten Projekte und mißlungenen Versuche, die vielen amis du peuple, die das Volk betro-

gen, das Journal des hommes libres, in dem ich allerlei, nur keine freien Menschen fand, den Conservateur, die Quotidienne, den Indépendant, Hebert und Henriot, Chateaubriant und den Hrn. von Marcellus, den König Ferdinand als Prinzen von Asturien in Bayonne, und dann auf dem Thron von Spanien, die Jesuiten, die Inquisition, das philosophische Jahrhundert und die konstituirende Versammlung, das große Kaiserreich und den Gefangenen auf St. Helena, Marengo, Jena, Austerlitz und Waterloo, den Mainzer Klub und die Untersuchungs-Commission, die ewige Cadixer Expedition, und die unvermüstlichen Hoffnungen der Aristokraten, die Landwehr, und die Janitscharen in Aufruhr gegen den großen Bairaktar, den Frieden von Luneville und den von Paris, meine erste Liebschaft und den letzten Walzer, den ich getanzt. Wahrhaftig, rief ich, der Mensch müßte toll werden, wenn er es nicht — wäre. Da stieß mir Azel auf.

Azel ist mein Freund, denn er hat mich nur sieben Mal denunzirt; einmal im Jahre 7 als einen Moderirten, und dann ungefähr sechs Monate später als einen wüthigen Jakobiner. Auch hat er auf eine edle Art ein Gerede unter die Leute gebracht, ich hätte mir in einem Jahre, so per fas et nefas, achtzehentausend Franken zusammengesparet. Durch die großmüthige Vermittelung meines theuren Freundes galt ich einige Wochen

für ziemlich reich. Aber Azel, der es besser mit mir meinte, als Thomas Payne mit der englischen Bank, und Pitt mit den Hülfsquellen Frankreichs, war doch endlich unfähig meine Geldreputation zu suteniren, und es ging mir, wie jedem, der mehr scheint, als er ist: ich ward bald in den Augen des Publikums, was ich wirklich war, nämlich arm; aber den soll doch der Teufel holen, der mir à la Azel nahe kömmt!

Der Kerl hätte mir's nachgetragen, daß ich unter der Direktorialregierung den Gedanken äußerte: daß mir die Menschen, welche während der Revolution zu schnellem Reichthume gekommen seyen, verdächtig wären. Darauf schrieb er heimlich in die Hauptstadt: ich führe eine Contrerevolution im Schilde, und verleumde das Gouvernement öffentlich. Das machte mir viel Verdruß.

Gleich nach dem 30. Prärial, vielleicht eine Dekade nach dem angeführten Vorfalle, kamen wir wieder zusammen. Da konnte er nicht begreifen, auf welche Art eine Bête von Kerl wie Rewbel sich zur Allmacht über ein ganzes aufgeklärtes Volk habe hinaufschwingen können. Ich hätte ihm gern gesagt: das machen gerade so Leute, wie Du und Deines Gleichen möglich.

Einst sagte ich von Buonaparte, ehe er noch erster Consul geworden war, er könne größer seyn als Cajus Julius Cäsar, und das sagte ich, so wie in den Bart; denn über das, was mir sehr werth ist, z. B. über

die beste Staatsverfassung, Bestimmung des Menschen, Gott, Freiheit, Unsterblichkeit und meine Frau rede ich nicht gern mit Andern. Aber der lauernde Azel hatte das Ding aufgefangen, und stellte mich darüber zur Rede.

Was sollte ich lügen, und gar noch vor einem solchen Kerl? Der — ich bin es —, schrieb er wieder in die Hauptstadt, ist eine Schwanzfeder von der Partei der Gironde. Er sinnet auf die Einführung der Diktatur. Ich setze meine Ehre daran, daß er ein Agent von Pitt und Koburg ist.

Diese Leute haben gut daran setzen. Das Spiel ist gewonnen in ihrer Hand, weil sie, im Falle ihre vermegenen Finger eine Niete ziehen, nichts als ihren Einsatz verlieren, der selbst eine Niete ist. Diesmal machte mir die Verleumdung meines Freundes keinen Verdruß, weil die Denunzianten anfingen im Kurs zu verlieren, wie weiland die Assignaten. Auch weiß ich wirklich keinen Unterschied zwischen beiden, als den, daß diese Lumpenmünze waren, und jene Lumpenkerls sind.

Dieser Azel und die Azelianer haben mir viel zu schaffen gemacht in meinem Leben. Da ich nicht an die unfehlbare Justiz der Revolutionsgerichte und der permanenten Guillotine glauben wollte, verkündete Azel, ich sey ein eingefleischter Aristokrat, und verdiene als solcher mit allen Volksverräthern dasselbe Schicksal. Auf Besserung dürfe man bei mir ohne dies nicht zählen,

weil ich mich nie à la hauteur de la révolution aufzurichten vermöge.

Nicht lange nachher fiel die rothe Mütze ganz. Azel merkte das, fühlte den günstigen Wind aus einer andern Gegend wehen, und sprang sogleich mit der Windfahne um. Nun behauptete er laut und öffentlich, kein ehrlicher Mann habe je einen Klub besucht oder gar Haß dem Königthum geschworen. Ich hatte freilich Beides nicht gethan, aber doch eingesehen, daß man Verführer von Verführten, Betrüger von Betrogenen, aufrichtige ehrliche Enthusiasten von Eigennützigen und Herrschsüchtigen, Schwachköpfe von Schurken und Dieben unterscheiden müsse, und konnte nicht alle Jakobiner und Klubisten für Spitzbüben, Räuber und Mörder halten. Da rief Azel: Seht ihr den Unverbesserlichen? Fragt nur nicht weiter, wer die schrecklichen Septembertage angestellt! Er ist's, er oder keiner.

Unter dem Kaiser gab mich Azel als heimlichen Republikaner an, der mit Carnot, Lanjuinais und Gregoire die letzten Federn an dem Schweife Robespierre's bilde.

In einer Adresse erbot er sich zu beweisen, auch, auf Verlangen, feierlich zu beschwören, daß die ganze Galerie Plutarchs nicht den Werth des einzigen Schattenrisses von Napoleon dem Großen habe, der übrigens auch nicht, wie man fälschlich und boshaft verbreite,

von gemeiner Abkunft sey, sondern sein erlauchtes Geschlecht von einer altadelichen Familie ableite, die schon im Mittelalter sehr berühmt gewesen. In dem russischen Feldzuge ward Azel gegen Napoleon zum Erfrieren kalt, und trat, nach der Schlacht von Leipzig, auch förmlich seinen Rückzug an. Unter dem glorreichen Provisorium von Mainz schrieb er, doch so, daß es der Oberbürgermeister lesen konnte: die Befreiung des menschlichen Geschlechts habe erst wahrhaft und wirklich mit der gemischten Verwaltung dieser Stadt begonnen; an Buonaparte aber habe sich klar erwiesen, was er früher von ihm behauptet, daß er weder Feldherrntalent, noch Charakter oder irgend eine vorzügliche Eigenschaft besitze, dagegen in gerader Linie von Ariman oder Typhon abstamme. Da ich das Unglück hatte, von allem dem fast nichts zu glauben, so klagte mich Freund Azel als einen Feind der hohen verbündeten Mächte an, deren einziges Bestreben das Glück der Welt auf ewige Zeiten zu begründen, ich verstockt verkenne, weil ich ein ausgemachter Buonapartist und Anhänger des verruchten Welschthums sey.

In der neuesten Zeit erkühnte ich mich in einer Gesellschaft zu behaupten, Sand sey kein Brutus, auch Löning kein Cassius; den jüngern Brutus halte ich zwar für einen reinen Menschen voll schöner Begeisterung; durch Cäsars Ermordung aber habe er Rom den Freund-

schaftsdienst geleistet, durch den der gutmüthige Bär dem Einsiedler beigesprungen sey. Was nun das herrliche Buch Teutschland und die Revolution betreffe, so müsse man es als die wahre Apokalypse des Verkünders unsrer Erlösung durch die allein glücklichmachende Aristokratie betrachten. Da schrie Azel, ich sey ein Fürstenknecht, und werde, wie er aus authentischer Quelle wisse, von Regierungen bezahlt, den Beweis wolle er sich auf gelegene Zeiten vorbehalten. Was Azel geschrien hatte, schrie die Zunft ihm nach, obgleich sie wußte, daß sich die eignen Zunftmeister und Altgesellen hatten bezahlen lassen. Dagegen konnte indessen Niemand etwas haben, weil die Sünden Azels bei den Azelianern für Tugenden, die Tugenden der Anti-Azels aber für Sünden gelten. Das Geschrei wollte doch diesmal keinen rechten Eindruck machen, so laut es auch einige Plattköpfe wiederholten. Die Azel'schen Künste fingen an bekannt zu werden, und sie verloren den Reitz der Neuheit.

Dieser Freund nun stieß mir gerade auf. Was Neues, Freund Azel! fragte ich, da ich ihm nahe kam. Was das für ein Mann ist! rief er, und drückte mir die Hand. Aber wer denn? sagte ich verlegen, weil mich die Angst überfiel, er möchte mich loben, in welchem Falle er immer etwas böses gegen mich auf dem Herzen hatte. Wer! war seine Antwort, wer anders

als der allergnädigste neue Landesfürst? — Und wie gehet es Ihnen denn? fiel ich ihm in die Rede, um den guten Fürsten nicht durch Azels Elogen besudelt zu sehen, und ließ seine feuchte Hand fahren. Mir gehet es, erwiederte er, nun wieder, Gott sey Dank! recht gut; denn ich bin prächtig angestellt im Kontributionsfache. So! so! murmelte ich. Die Noth hat, wie ich sehe, den Menschen auch an Gott glauben gelehrt. Vor vielen Jahren bewies er im Viehhofe am Wirthstische, es gebe keinen Gott, und fand für diesen erhabenen Grundsatz mit jeder verschluckten Bouteille einen neuen Beweis. O du elender Mensch! dachte ich bei mir, weil du Brot hast und Nahrung, du Wicht, deswegen ist der Fürst ein unvergleichlicher Regent, das Daseyn Gottes dargethan und die Vorsehung gerechtfertigt! O ihr, denen der Magen bis an die Kehle reicht; die das Herz leicht entbehren, weil der Bauch seine Dienste gut versiehet! Ihr Schmeichler, ihr Schmarotzerpflanzen, die ihr euch immer an das Große und Mächtige anklammert, um auf seine Kosten auch in die Höhe zu kommen! Ihr Schmeißfliegen, die ihr nur der wärmenden Sonne des Glückes nachziehet! ihr scheußliches Ungeziefer, die ihr nur den Mai mit seinen Blüthen liebt, um von ihnen zu fressen, und zur Vergeltung euren Unrath hineinzulegen — ich verachte euch! und doch, doch darf man euch nicht reitzen. Ich will es auch nicht thun.

Es ist ein abscheuliches Ding, um die Eigenliebe. Sie hält es mit unsrer heiligen Person, wie die Geographie der Chinesen mit ihrem Lande. Wenn diese das Kaiserthum China in die Mitte der Erde verlegt, so macht jene uns zum Mittelpunkte der Schöpfung. Sie ist die fürchterlichste Feindin des Menschen, weil sie ihn unglücklich und lächerlich zugleich macht. Sie erhöhet ihre Lieblinge zu Mustern ohne Nachahmer und zu Predigern ohne Zuhörer. Ohne sie würde Pompejus größer als Cäsar, und Cicero größer als Cato seyn.

Wahre Größe beherrscht den Menschen, geborgte wird sein Sklave, um dadurch sein Herr werden zu können.

Der Mensch, dessen Kräfte sich entschöpfen aber der Muth nicht, kann bezwungen aber nicht besiegt werden.

Wenn dieses Leben ein Schauspiel ist, in dem jeder eine geborgte Rolle neben seiner eigenen natürlichen hat, und wo der Eigennützige um den Ertrag der Eingangsgebühren und der Bessre um Beifall, zum Besten der Armen, oder zum Zeitvertreibe spielet, so ist gewiß, daß die am glücklichsten spielen, welche die Leidenschaft des Spielers mit der Nüchternheit des Publikums zu paaren wissen.

Gut war es, daß aus diesen Betrachtungen, die mich nicht sehr günstig für eine Unterhaltung mit Azel stimmten, mich sein nacheilender Hund riß, der freundlich an mir hinaufsprang. Ha! Kosak! rief ich dem Thier kosend zu; dir ist ja wohl Kosak! hast du vielleicht auch eine Anstellung im Kontributionsfache?

Pst! schrie Azel — Stille doch! Nennen Sie mir um's Himmels willen den Hund nicht mehr Kosak! Ei mein Gott, sagte ich, heißt er denn nicht so von Kindesbeinen an? Ruhig! fiel mir Azel ein, nur ruhig! Ich will es Ihnen schon begreiflich machen. Wissen Sie, wie gegenwärtig unser Gouvernement, fragte er bedeutend, mit dem Hofe des mächtigsten Reiches in Europa stehe? Nun ja, antwortete ich, es ist ein Meisterstück der Politik. Ich rechne dieses freundliche Zusammenstimmen unsrer Regierung und jenes Hofes zu den fruchtbarsten Begebenheiten der Zeit, die an fruchtbaren Begebenheiten so reich ist. Nicht wahr? fragte Azel triumphirend, hab ich also nicht recht, daß ich meinen Hund Isak umtaufte? Merken Sie wohl, welche wichtige Gründe ich dazu hatte? Hätte man nicht vermuthen können, ich habe gegen die Macht etwas auf dem Herzen, die gut mit uns steht, und vielleicht einmal die Vormundschaft über Europa erhalten kann? Bewahre Gott! daß ich mich meines Hundes wegen bei dem Gou-

vernement sollte verdächtig machen! Was verliere ich oder der Hund bei der Namensveränderung? Er höret so gut, wenn ich ihm Isak, als wenn ich ihm Kosak rufe, und Sie begreifen und bewundern gewiß meine politische Vorsicht?

Ja, ja, sagte ich, das gehet dem lieben Vieh beiläufig so, wie dem Menschen. Es nimmt auch gutmüthig ähnliche Worte für ähnliche Sachen. Aber behaupte mir jetzt noch einer, fuhr ich pathetisch fort, es gebe keine Spartaner unter uns! Kann der Mensch mehr Bürger seyn, als es mein Freund Azel ist? Sogar die Allianzen und Verträge seiner Regierung werden in seinem Herzen Freundschaftsbündnisse mit ihren Alliirten. Ja, vorsichtig sind Sie, Freund, das muß wahr seyn, und politisch, sehr politisch sind Sie auch.

Mein Wahlspruch ist, sagte Azel: Man muß mit dem Strome, und nicht gegen ihn fahren, wenn es geschwind und leicht gehen soll. Alles in der Welt hat seine Ebbe und Flut. So wie die Wogen des Glückes, welche einen Menschen tragen, sich zurückziehen, ziehe auch ich mich von ihm zurück, und wenn er mein bester Freund wäre, damit ich nicht neben ihm auf den Sand gerathe. Ein gescheidter Schiffer passet jeden günstigen Wind ab, und benutzt ihn. Das Glück allein hat

Freunde; und da, wo es als eine Gottheit angebetet wird, ist eine Verschwörung gegen den Unglücklichen ein Bund mit Gott. Warum soll ich nicht den verlassen, der von Gott verlassen ist? Wer möchte nicht gern zu den Rechtgläubigen eines Landes gehören, die in ihm doch allein selig werden?

Ganz unrecht hat er nicht, dachte ich, aber folgen kannst und magst du ihm doch nicht. Ich bin, sagte ich, um auch etwas zu sagen, mit der gegenwärtigen Regierung recht wohl zufrieden. Nur zwei Stücke fordere ich von ihr, die sie mir auch gern gewähren wird: erstens, daß sie die Sache der Religion, und zwar einer jeden Religion der Aufklärung und dem Herzen der Bürger überläßt, und zweitens, daß sie keinen Unterschied zwischen den Bürgern theoretisch anerkennt und praktisch macht, als den, welchen Talente und Tugenden bilden. Azel sah mir grämlich ins Gesicht und ging mit einem Blicke von mir, der mir deutlich bewies, daß er gesonnen sey, mich als einen Anspinner demagogischer Umtriebe zu denunziren.

Was wollt ihr, gutmüthige Thoren, mit eurer Tugend und Weisheit in dieser Welt, mit diesen Menschen? Solche Waare ist auf unsern Märkten nicht gesucht. Bedenkt, was Sokrates, Phocion, Aristides,

Christus, Thomas Morus, den Grachen, de Witt, Bailly und Tausenden, die ihnen ähnlich waren, begegnet ist, und habt den Muth, für Wahrheit und Recht zu handeln und zu sprechen! Wann und wo hätte das bethörte Volk seinen eignen Erlöser nicht gekreuzigt, den Gauklern und Bonzen sich nicht willig hingegeben? Gewalt müßt ihr haben, wenn ihr bei ihm was gelten sollt, Gewalt, die alles darf, der alles vergeben wird, bei der selbst das Laster sich in Tugend, der Unsinn in Weisheit, die Schande in Ehre umgestaltet. Hungrig und feig liegt der Mensch vor den Stufen des Altars, auf dem die Gewalt als seine Gottheit steht, heuchlerische Gebete stammelnd, von bettelnder Unterthänigkeit in Staub gedrückt. Freilich, ist die Gewalt dahin, dann wird der Elende, den sie verlassen, in Koth gestoßen, und der Niederträchtige rächt die Schande seiner Niederträchtigkeit an dem gefallenen Götzen. Dafür ist er aber auch so dankbar gegen das verkannte Verdienst, als er eben gegen den Mißbrauch der Macht gerecht gewesen; er errichtet ihm im Tode Bildsäulen und Altäre, nachdem er es im Leben gemartert und gemordet hat.

Sey ein Thor, wenn du mit Thoren leben willst, ein Beutelschneider in Gesellschaft von Beutelschneidern. Fühlst du aber in dir die Lust und den Beruf, den Athem in zweckloser Anstrengung auszukeichen, dich rast-

los abzumüden, um nie von der Stelle zu kommen, dann werfe dich in den Strom und schwimme gegen ihn —, mache die Menschen weise, glücklich und besser.

Wem gehörte von jeher die Welt? Laßt es euch die Geschichte sagen, die bei der frommen Miene, die sie anzunehmen sucht, es nicht verbergen kann; fragt eure Zeit, und in welchem Kreise ihr auch leben mögt, eure Umgebung! Rameau's Neffe ist der wahre Weise, und die große Welt bekennt sich ganz zu seiner Schule, nur daß sie die garstige Lehre durch einen schönen Ausdruck zu veredeln weiß. Die Menschen besser, weise und glücklich machen! Versucht es, und fragt mit den Danaiden Wasser in das durchlöcherte Faß; drückt mit dem Sisyphus den Stein den Berg hinauf, so oft er euch ins Thal zurückgeworfen hat. Besser mögt ihr euch bei dem Rathe jenes klugen Mönchs befinden: der sagt: »Thut eure Schuldigkeit, so gut es geschehen »kann; gedenkt immer mit Lob und Ehre des Herrn »Priors, und laßt die Welt übrigens gehen, wie sie »Lust hat.« Verbergt mit scheuer Sorgfalt jede große Tugend, jede große Kraft des Geistes, wenn ihr unglücklicher Weise solche haben solltet. Alle Größe demüthigt die Gemeinheit, und empört den hohen und niedern Pöbel gegen sich. Eure treffliche Natur kann euch nicht retten; dreißig Wespen jagen ein tüchtiges

Roß, selbst einen Löwen müde, und wahrhaftig die Gesellschaft hat Tausende von schlechten Insekten für ein edles Thier. Werdet Seiltänzer, Kartenschläger und Tagdiebe, aber vornehme; lernt Zoten reißen, euch als Zielscheibe des platten Witzes hoher Gäste ausstellen, den Himmel alles Trefflichen und Großen auf die gemeine Erde ziehen, damit das Volk auf dieser, zur eignen Scham und Demüthigung, an jenen nicht mehr glauben muß; werdet Spaßmacher und versteht die Kunst mit Spiel und Tand die Zeit zu tödten. »Die Tugend »fordert Ehrfurcht,« sagt Rameau's Neffe, »und Ehr»furcht ist unbequem. Die Tugend fordert Bewunde»rung, und Bewunderung ist nicht unterhaltend.« Lernet schmeicheln und lügen. »Die Lüge,« sagt Rameau's Neffe, »die uns schmeichelt, schlingt man in vollen »Zügen hinab, und kostet Tropfen für Tropfen die »Wahrheit, die uns bitter ist.« Seyd pfiffig, verschlagen, verstellt und seht auswendig wie eine Kirche aus, wenn auch inwendig ein Spiel- und Hurenhaus steht. Darum sind auch Talente gar nicht zu verachten, wenn man sie gut zu brauchen weiß. »Ich wünschte mir Ta»lente,« sagt Rameau's Neffe, »nicht um die Wahrheit »zu sagen, sondern um die Lüge gut zu sagen.«

Ja, wer das Alles so kann! Biegt sich aber die störrige Natur nicht geschmeidig nach dieser Lehre, was dann machen? Nichts. Hat euch die Natur verdorben,

dann bringt euch keine Kunst zurecht; denn die Natur ist stärker als die stärkste Kunst. Der Adler lernt so wenig kriechen, als die Kröte fliegen. Quält euch nicht; ihr würdet das Lehrgeld nie bezahlen. Setzt euer Leben darum in die Ausgabe, und die nachsichtige Welt mag es euch vergeben, daß eure heterogene Art ihr wie ein lästiges Oberbein, wie ein drückender Höcker angewachsen ist. Jetzt wenigstens seyd ihr nicht zu brauchen, jetzt, wo nur Seelen und Geister kursiren, die das Gepräge der gangbaren Münze haben. So. ists; darum will ich denn auch ehrlich bleiben und dumm heißen.

In diesen Gedanken war ich auf die Anhöhe von Hochheim gekommen, ohne es zu bemerken. Ich sah gegen Westen. Aus dem Feuermeere der untergehenden Sonne schlugen die Purpurwogen hoch über leichten getheilten Wolken zusammen. Es war ein schöner Frühlingsabend. Freudelispelnd wühlte der Westwind in jungem Gesträuche und grüner Saat und plätscherte muthwillig in den leichten Wellen der stillhinabgleitenden Ströme, die seiner Umarmung fröhlich entgegenhüpften.

Ich will euch nicht mehr tadeln, Menschen, meine Brüder! auch im Scherze nicht mehr. Ein Menschenleben ist so klein, so wenig. Wie können wir uns hassen, verfolgen und verleumden in diesem engen arm-

seligen Leben und um die Armseligkeiten dieses armseligen Lebens?

Ach! die Erfahrung ist schmerzlich aber wahr: die Blicke unsrer Freunde folgen uns nur so lange segenvoll, als ein schmeichlender Wind uns über die Wogen dieses Lebens trägt; aber jeder gehet uns fremd in seine sichere Hütte, wenn sich ein Gewitter über unserm Haupte zusammenziehet. Ja — ich fühle es — mit kannibalischer Lust habt ihr mein wundes Herz zerrissen, ihr hättet mich mit Freuden Ugolino's Tod sterben gesehen! — — Doch kann ich euch nicht zürnen. Ich hasse euch nicht. — Der Engel der Versöhnung trete zwischen euch und mich!

Die Sonne war untergegangen. Einzelne Sterne funkelten am Himmel. Immer dunkler und dunkler hüllte sich die Gegend in eine feierliche Stille.

O ich vergebe euch nicht mehr, meine Brüder! Was hätte ich euch auch zu vergeben? Nur irren, nur fehlen kann der Mensch hier, nicht sündigen; und verdient der irre geleitete Fehlende nicht m e h r unsrer Liebe als unsern Zorn? Ja ich liebe euch — Alle — Alle — auch die, welche mich hassen; und gelänge es euch, die Liebe in meinem Herzen zu ersticken, das Wohlwollen erstickt ihr nicht in ihm.

Warum macht der Gedanke an den Tod den Menschen groß? Weil er Alles, was ihn in diesem Da-

seyn quält und erniedrigt, mit ihm in den Sarg niederlegt, und wir nur das, was uns erhebt, gut und muthig macht — die Tugend, Liebe und Freiheit — über das weite Grab des Lebens — die Erde — hinausreichen sehen.

Die Augenblicke, in denen der Mensch sich groß und göttlich aufrichtet, fahren nur wie flammende Blitze durch das dunkle Leben.

In der ganzen Natur greift ein Wesen mit liebendem Arme sich haltend nach einem verwandten. Wie soll der Mensch aufrecht stehen, wenn er allein ist?

Ist das Jahrhundert noch fern, in dem wir einsehen, daß die höchste Tugend auch die höchste Weisheit ist?

Wir Menschen haben, wie der Planet, den wir bewohnen, eine zweifache Bahn zu durchlaufen zur Erreichung unsrer Bestimmung. Die eine, welche eine Bewegung um unsre eigene Axe ist, führet uns von dem Morgen unsres Daseyns bis zum Abend desselben, und in ihr vollendet sich unsre individuelle Bestimmung. Diese ist freilich nicht für Jeden dieselbe, aber doch für Jeden erreichbar. Wie der Mittelpunkt eines Zirkels liegt sie von jedem Punkte der Peripherie gleichweit entfernt, obschon jedes Individuum von seinem eigenen Standorte in derselben bis zu ihm seinen eigenen Weg hat. Auf der andern Bahn wandelt das ganze menschliche Geschlecht den Pfad seiner Bestimmung. Sein

Tag ist ein Jahr, sein Mittag und Abend ein fruchtschwerer Sommer und Herbst.

Es muß ein beßres und darum glücklicheres Zeitalter kommen, in welchem der Krieg der Vernunft mit der Sinnlichkeit geendet ist; in dem die Entdeckung eines ungekannten erlaubten Genusses und einer ungekannten Wahrheit für gleich wichtig gehalten wird; wo die Psychologie die Seelenkräfte so wenig in höhere und niedere, als die Politik die Landesbewohner in edle und unedle abtheilen wird.

Der Mensch wird seine Pflichten erfüllen, sobald er in der Verletzung derselben nicht mehr seinen Vortheil findet; aber gewiß nicht, wenn er dieselben zu beweisen und zu zergliedern versteht.

Die Gebote Moises, deren jedes uns mit einem grellen Du anfährt, werden wahrscheinlich erst gehalten, wenn sich alle Menschen auf den Fuß der Gleichheit miteinander gesetzt haben, daß sie Du und Du zu einander sind; denn jetzt scheinen sie nur die zu verbinden, welche man anstandeshalber dutzen darf.

Diesem glücklichen Zeitpunkte werden wir uns nähern, wenn wir dem durch die Staatswirthschaft so dringend empfohlenen Grundsatze einer höchst möglichen Vertheilung der Arbeit bei der moralischen und intellektuellen Bildung des Menschen entsagt haben. Was gewinnen wir wohl, daß wir gut zu schreiben wissen, aber

schlecht handeln? Wenn nach Adam Smith die Stecknadeln dadurch besser und wohlfeiler werden, daß eine jede durch achtzehen Hände muß, ehe sie fertig ist, werden wohl die großen Thaten gemeiner und größer, weil der Romanenschreiber sie entwirft, der Moralist zergliedert und abwägt, der seltne Mensch vollendet und der Geschichtschreiber erzählt? Weiß nur einer wie Cäsar zu handeln, wie Cäsar zu schreiben lernt er gewiß.

An Regeln, Grundsätzen, Kritiken und Philosophien der Schönheits-, Sitten- und Rechtslehre fehlt es uns gewiß nicht, und doch sind wir nicht im Stande, die verstümmelten Antiken *) zu ergänzen. Dies sollte uns doch auf den Gedanken bringen, daß wir nicht so ganz auf dem rechten Wege seyen.

---

*) Ich meine hier nicht allein die todten Meisterwerke der Kunst, sondern auch die lebendigen der Staatsverfassung, Religion und Erziehung überhaupt; denn in der Porträtensammlung Plutarchs fehlen Epaminondas und Scipio.

Der Tod des Pythagoras.

Schweigend und traurig wandelten in einem stillen Thale, bei der Stadt Metapont, Lysis von Tarent, Timäus von Lokris und Euriphames von Syrakus, drei Zöglinge des Pythagoras. Sie erwarteten hier ihren Lehrer, der, von den Menschen verfolgt, Sicherheit in der einsamen Natur und unter wilden Thieren suchte. Da sie, gegen das Ende des Thales, in die Nähe eines Waldes kamen, sagte Lysis zu seinen Gefährten: Laßt uns unter diesem Felsen verweilen, der schwindelnd in das Thal herabsieht, und in der Tiefe eine verborgene Grotte bildet! Der Eingang derselben ist mit dichtem Gesträuche bewachsen, und aus dem Inneren ergießt sich murmelnd ein klarer Quell. Wir können hier ausruhen, und uns erfrischen nach den Anstrengungen eines heißen Tages. Bei dem Ein-

gange in diesen Wald, sagte unser Lehrer, sollten wir ihn erwarten.

Sie setzten sich auf den Stamm einer Zypresse, welche der Sturm von dem Berge herabgeschleudert hatte. Still und düster, wie die Natur, war ihre Seele; sie dachten an die Verdienste und das Schicksal des großen Pythagoras. Es ist also wahr, unterbrach Euriphames das Schweigen, daß unser Lehrer, der sein ganzes Daseyn der Wahrheit, der Tugend und dem Wohle der Menschen geweiht hat, keine Freistätte mehr findet! Wie ein Verbrecher irret er flüchtig aus einer Gegend in die andere, oft genöthigt, in der Höhle eines wilden Thiers, das weniger grausam ist als der Mensch, eine Zuflucht zu suchen! Ein achtzigjähriger Greis, dessen Leben nur Wohlthaten bezeichnen, die er nicht aufgehört hat, seinen Brüdern zu erweisen, muß sich vor Mißhandlungen und einem gewaltsamen Tode retten, und weiß den Abend nicht, wo er sein müdes Haupt hinlegen soll zur Ruhe! Und ein verächtlicher Junge, den er als Schüler anzunehmen sich weigerte, konnte, durch seine Reichthümer und den Einfluß seiner Familie, die verblendeten Menschen so gegen ihren Wohlthäter erbittern! Sage, Lysis, wer ist denn dieser unbesonnene, unglückliche Kylon, der unsern Lehrer mit einer so beispiellosen Wuth verfolgt? Du warest zu Krotona, Zeuge von allem, was daselbst vorging; er-

zähle uns doch diesen späteren Theil der Geschichte des Pythagoras, den ich, seit seiner Abreise nach Sizilien, nicht wieder gesehen habe!

Der gewöhnliche Mensch, erwiederte Lysis, erträgt nichts schwerer, als ein ausgezeichnetes fremdes Verdienst, oder eine große Tugend. Der Anblick derselben ist für ihn ein demüthigender Vorwurf seiner eigenen Schlechtigkeit; und da er sich nicht zu dem Bessern zu erheben vermag, so sucht er dieses zu sich herabzuziehen durch giftige Verleumdung. An der bewunderten Größe, die er nicht erreichen kann, glaubt er sich durch das Unglück gerächt, dem sie nicht selten ausgesetzt ist. Die Mittelmäßigkeit findet ihre Sicherheit unter der Menge, das Laster die seinige in angesehenen Beispielen und mächtigen Mitschuldigen, und das Verbrechen in der Gewalt, die Schweigen gebietet. Es giebt keinen wahrhaft großen Menschen, der nicht verfolgt und verleumdet worden wäre. Wie könnte also Pythagoras diesem Schicksale entgehen, der unter den Vorzüglichen eine so vorzügliche Stelle einnimmt?

Während seines Aufenthalts in Sizilien besuchte er die meisten Fürsten, welche auf dieser Insel herrschen; und seine Lehre und sein Ansehen trugen sehr viel zur Erleichterung des Schicksals der Bewohner ihrer Staaten bei. Auf den Tyrannen von Centorupin machten seine Reden einen so tiefen Eindruck, daß er seiner will-

kührlichen Gewalt entsagte, und sich nur der Tugend und Weisheit zu leben entschloß. Einen Theil seiner beträchtlichen Güter schenkte er der Stadt, und den andern seiner Schwester. Für sich behielt er nur so viel zurück, als er brauchte, um im Privatstande sorgenlos leben zu können.

Auf einem der öffentlichen Plätze von Agrigent sah Pythagoras jene höllische Erfindung des Perilles, mit welcher der sinnreiche Künstler der Wuth des Tyrannen Phalaris zu Hülfe kam. Ein Höfling litt in demselben Augenblick die entsetzliche Strafe. Er lag in dem Leibe des Stiers von Erz, unter dem das Feuer unterhalten wurde, bis der Unglückliche den Geist aufgab. Perilles hat seine Maschine mit so viel Kunst verfertigt, daß die Klagen und das Aechzen der Sterbenden, zur Unterhaltung des Wütherichs, dem Gebrülle eines Ochsen gleichen.

Pythagoras war von diesem grausamen Schauspiel erschüttert, und begab sich nach dem Palaste des Ungeheuers, um es zu versuchen, sein wildes Gemüth menschlich zu rühren. Phalaris, der von der unwiderstehlichen Beredsamkeit des Weisen gehört hatte, war neugierig, dies seltsame Wesen kennen zu lernen, und selbst eine Probe seiner Wunderkraft zu bestehen. Er versammelte demnach seinen Hof in seiner ganzen Pracht, und ließ, von seiner Leibwache, den feigen Dienern seiner

grausamen Launen, umgeben, unsern Lehrer vor sich bringen.

Pythagoras erschien mit der ruhigen, heitern Miene, und dem stillen Bewußtseyn seiner Würde, die wir in unserm vertrauten Kreise immer an ihm sahen. Er sprach, wie in heiliger Begeisterung, von der Bestimmung des Menschen, glücklich zu seyn, und Glückliche zu machen; von der Pflicht des Fürsten, für das Beste seiner Untergebenen zu wachen; von den Genüssen eines freien, wohlwollenden Gemüthes, das, Gott ähnlich, eine Welt von Freuden um sich schafft, sich schon, durch das Bewußtseyn eines guten Willens und wohlthätigen Strebens, belohnt fühlt, und noch den Dank und die Liebe erkenntlicher Menschen erntet. Er malte ihm die Qualen des ewigen, finstern Verdachts eines grausamen Tyrannen, der in dem peinlichen Gefühle, den Haß und den Abscheu der ganzen Welt verdient zu haben, in jedem Wesen einen Feind fürchtet; der von schwarzen Ahnungen verfolgt, von den Vorwürfen seines Gewissens gefoltert, die Einsamkeit flieht, um sich selbst zu entgehen, und die Menschen meidet, um der Gefahr eines Meuchelmordes zu begegnen. Und wenn die Laune des Glücks, sprach er, an einen solchen Fürsten alle Gunstbezeigungen verschwendete, alle Schätze der Welt um ihn häufte, er wäre elend, weil kein äußeres, zufälliges Gut die ewigen, inneren Güter, die Zufrieden-

heit mit sich selbst, das Bewußtseyn der erfüllten Pflicht ersetzt; weil die todten Schätze dem lebendigen Menschen nicht genügen, dessen Herz sich nach Liebe, Freundschaft und Vertrauen sehnt; weil endlich ein allmächtiger, allwissender Schöpfer über seine Schöpfung wacht, der unsre Handlungen und Gedanken wägt auf der Wage der ewigen Gerechtigkeit, und den Menschen nicht ins Daseyn gerufen hat, damit er das Spielwerk der grausamen Laune eines andern Menschen sey. Furchtbar rächt sich diese verhöhnte Wahrheit, wenn ihre Stimme auch in einem ganzen betäubten Leben geschwiegen hat, in jenem schrecklichen Augenblick, der den König dem Bettler wieder gleich macht; wo die Schmeichler verstummen, und den letzten Seufzer des Sterbenden nichts begleitet, als der Fluch und das Frohlocken der Lebenden.

Die Worte des Pythagoras, welche er mit dem ganzen lebendigen Ausdrucke seiner hinreißenden Beredsamkeit vortrug, schienen den Tyrannen zu erschüttern. Er besann sich einige Augenblicke, als kämpfe er mit sich selbst; dann brach er in ein lautes höhnendes Lachen aus. Wir wollen es einmal versuchen, erwiederte er spottend, in wie weit du auf den Beistand deiner Götter zählen kannst. Ich gedenke wenigstens dafür zu sorgen, daß es ihnen nicht an Gelegenheit fehlen soll, ihre ganze Theilnahme an dem Schicksale ihres Lieblings

zu erproben, wenn es ihnen anders damit Ernst ist. Laß sehen Pythagoras, wer von uns beiden sich am besten befinden wird, du, der verehrte Weise, oder ich, der verhaßte Tyrann! Von jenem schrecklichen Augenblick, über den ich wenigstens nicht gesonnen bin ein Leben zu vergessen, wollen wir sprechen, wenn wir uns nach ihm wieder sehen. — Darauf gab er Befehl, unsern Lehrer, mit dem Scythen Abaris, der ihn begleitete, in das tiefste Gefängniß zu werfen.

Phalaris war über die Wahrheiten erbittert, welche ihm eine innere Stimme bestätigte, die er aber nicht anerkennen wollte, nicht anerkennen konnte, ohne sich selbst und sein ganzes vergangenes Leben zu verdammen. Er war zu weit in das offene Meer seiner verbrecherischen Laufbahn von dem Sturme seiner Leidenschaften hinausgeworfen, als daß er in den Hafen eines ruhigen, tugendhaften Lebens hätte zurückkehren können. In seiner Wuth hätte er diese Wahrheiten vernichten mögen, und glaubte sie mit dem zu vernichten, der sie lehrte. Der Tag der Hinrichtung des Pythagoras und seines Freundes war festgesetzt, und öffentlich angekündigt. Aber das Maß der Verbrechen des Tyrannen war voll; eine höhere Macht setzte ihnen Grenzen. Das Ungeheuer starb einige Stunden vor der zum Morde unsers Lehrers festgesetzten Zeit.

Darauf kehrte Pythagoras nach Krotona zurück, wo

er seinen Unterricht fortsetzte. Dem weiblichen Geschlechte ertheilte er denselben, wie er schon früher gethan hatte, in dem Tempel der Juno, den Kindern aber in dem des Apollo. Aus allen Gegenden strömten Zöglinge herbei, und bewarben sich um die Gunst, in die Geheimnisse seiner Lehre eingeweiht zu werden. Nicht nur aus Italien, sondern auch aus den berühmtesten Städten Griechenlands kamen junge Leute, welche wünschten, unter die Schüler des großen Mannes aufgenommen zu werden; denn sein Ruhm hatte sich bis in die entferntesten Länder verbreitet, denen er auf seinen vielfachen Reisen bekannt geworden war. Er glaubte aber bei der Annahme seiner Schüler vorsichtig seyn zu müssen, damit Unberufene sich nicht in die auserwählte Versammlung drängten. Er wußte sehr wohl, daß ein schlechter Mensch der besten Sache, welcher er als Freund zu dienen das Ansehen haben will, mehr schadet, als er ihr als Feind schaden könnte. Er hütete sich darum, das reine Oel seiner Lehre in unsaubere Gefäße zu gießen.

Unter den jungen Leuten, die sich besonders um die Gunst des Weisen zu bewerben schienen, war auch Kylon von Krotona, dem seine Geburt, seine Reichthümer und die ausgebreiteten Verbindungen seiner Familie ein großes Ansehen in seiner Vaterstadt gaben. Er kündigte sich mit der ganzen Anmaßung an, welche Vorzüge die-

ser Art nur rohen Menschen einflößen können. Er glaubte Pythagoras hoch zu ehren, wenn er sich zu seinen Schülern zähle. Dieser aber dachte anders. »Er »werde ihn prüfen,« war seine Entscheidung, »und »wenn er ihn würdig finde, ihm sein Vertrauen und »seine Freundschaft schenken.«

Kylon entsprach den Wünschen unsers Lehrers nicht. Was er von ihm sah und hörte, zeigte einen Menschen, den die Natur nicht gütig behandelt, das Glück und seine Schmeichler aber gänzlich verdorben hatten. Die Niederträchtigkeit und der Uebermuth theilten sich abwechselnd in die Herrschaft seiner Seele. Seine Genüsse fand er in dem Uebermaße jener sinnlichen Vergnügen, die den Menschen oft unter das Thier herabwürdigen. Seine Freunde waren gefällige Diener seiner Launen, die selbst seine Fehler zu Tugenden logen, wenn er sie dafür bezahlte. Unterrichten wollte er sich, um mit den Schätzen seines Wissens zu prahlen, wie mit seinem Golde. Hätte er durch den Ruf der Weisheit nicht Aufsehen zu erregen gehofft, er würde sie so lächerlich gefunden haben, wie die Tugend, die sie lehrt. Der reiche Kylon wollte aber auch der gelehrte heißen, weil er den Wissenschaften die Ehre anthat, von ihnen zu glauben, sie könnten selbst einem Manne von Vermögen und Stande noch neuen Glanz verleihen. »Nicht »aus jedem Stoffe,« erklärte ihm endlich Pythagoras,

»vermag der Künstler einen Apollo oder eine Venus zu »bilden; und nicht jedes Gemüth ist für den Samen »der Tugend, nicht jeder Geist für den der Weisheit »empfänglich. Du, Kylon, bist keiner von denen, die »ich meine Freunde nennen möchte.«

Pythagoras, wie ihr wisset, schätzt nur die Wissenschaft, wenn die Tugend sie begleitet. Den Geist eines Menschen bilden, dessen Herz verdorben ist, sagt er, heiße die Waffen schärfen in der Hand eines Wahnsinnigen, und bei dem Bösen die Mittel, Böses zu thun, vervielfältigen. Eine große Wahrheit, die alle verdorbene Zeiten bestätigen! Wir sehen viele Menschen von Geist und ausgebreiteten Kenntnissen; aber diese sind, im Dienste ihrer Leidenschaften, nur Werkzeuge, ungestraft zu unterdrücken, zu rauben, zu stehlen, zu betrügen und zu verführen.

Die Antwort unsers Lehrers war in den Augen Kylons eine schreckliche Beleidigung, ein frevelnder Hohn gegen seine Verdienste. Wie ein Wüthender verließ er den Pythagoras, und drohete ihm eine furchtbare Rache. Er hielt Wort. Eines Tages hatte Milo den Weisen und dessen vertrautesten Schüler bei sich versammelt. Da wir bei Tische waren, bemerkten wir auf einmal, daß alles um uns in Feuer glänzte. Wir eilten nach den Thüren, um zu sehen, was vorging, und, im Falle Gefahr seyn sollte, auf unsre Rettung zu denken. Das

ganze Haus stund in Flammen. Eine wüthende Menge, mit brennenden Fackeln, hielt es belagert. Einige nährten das Feuer, indem sie geschäftig brennbare Stoffe in dasselbe warfen; andere trieben mit wilder Grausamkeit diejenigen in die Glut zurück, welche zu entfliehen suchten. Wir wollen Pythagoras! riefen mehrere Stimmen aus dem Haufen. Den Tod des Pythagoras! schrien Alle, und schlossen einen engeren Kreis um uns. Da trat Pythagoras ihnen entgegen, ein freiwilliges Opfer ihrer Wuth, in der Hoffnung, uns zu retten, wenn er sich seinen Feinden überlieferte. Hinter uns lohrte die Flamme prasselnd gegen den Himmel. Vor uns sahen wir eine blutdürstige Rotte, die uns entgegenheulte. Archippus und ich gingen an der Seite des Weisen, um wenigstens den Trost zu haben, mit ihm zu sterben; denn wir sahen alle einen gewissen Tod vor Augen. Unser Lehrer war mir nie größer vorgekommen, als in dieser Gefahr. Mit ruhiger Miene und festem Schritt näherte er sich dem wüthenden Pöbel. Ueber die Leiden und Schwächen dieser Erde schien er erhaben, und in seinem Gesicht glänzte die stille Heiterkeit eines Unsterblichen. In dem Augenblicke, wo wir ihn unter den Streichen seiner Feinde fallen zu sehen glaubten — o wunderbare Macht der göttlichen Größe eines erhabenen Menschen! — in demselben Augenblicke schwieg das rasende Geschrei, der

Kreis öffnete sich, stumm und beschämt trat die Menge zurück, um den ehrwürdigen Greis hindurch zu lassen. Selbst Kylon, den wir in der Nähe bemerkten, blieb mit niedergeschlagenen Augen und gesenktem Kopfe, wie angewurzelt, stehen. Wir benutzten diese Stimmung, die uns vielleicht eben so sehr als die Mörder überraschte, um die Stadt zu verlassen, und das theure Leben unsers Lehrers zu sichern.

Später kehrte ich heimlich nach Kroton zurück, um über das Schicksal unsrer Freunde Erkundigung einzuziehen. Es lebte keiner mehr. Kylon, der vor Wuth knirschte, als er sich von seiner ersten Verwirrung erholt hatte, fluchte seiner Schwäche, wie er es nannte, daß der Blick eines Menschen so viel Gewalt über ihn haben konnte. Alle Pythagoräer waren in den Flammen umgekommen. Aber nur das Blut des Lehrers kann seine Begierde nach Rache sättigen. Allenthalben schildert er ihn, als einen den Regierungen gefährlichen Menschen, der die Liebe des Volkes zu gewinnen suche, um die gegenwärtigen Gewalthaber zu stürzen, die bestehenden Gesetze zu untergraben, und sich selbst an die Spitze der Völker zu stellen. Eine schlechtbefestigte Gewalt, die ihre Schwäche fühlt, ist feig, eifersüchtig, und darum grausam. Uebrigens giebt es nichts leichtgläubigeres und bösartigeres, als das gemeine Volk, wenn man durch seine groben Vorurtheile auf es zu

wirken weiß. Sollte man es glauben? Gerade der Bürger, für den Pythagoras allenthalben sprach und wirkte, um sein schweres Schicksal zu erleichtern, gerade er wüthet am heftigsten gegen ihn, weil man ihm sagte, sein Wohlthäter suche die Götter des Landes zu verdrängen, die er nicht anerkenne. Jetzt wurden selbst seine Wohlthaten, seine Tugenden und Verdienste, in den Augen des Pöbels, listige Fallstricke, Mittel des Betrugs, ein mit süßem Honig bestrichener Rand an dem Giftbecher, durch den er ihn morden wolle. Der thörichte Mensch! Kann es denn etwas Göttlicheres in uns geben, als den thätigen Willen, jenem allmächtigen Wesen ähnlich zu werden, das sein Daseyn nur durch Wohlthun verkündigt, und mit gleicher Liebe alle seine Geschöpfe an dem Vaterherzen trägt? Ist denn eine heiligere Religion möglich, als dieses Streben, selbst besser zu werden, und Andere besser und glücklicher zu machen? Aber es giebt keine Abgeschmacktheit, welche das Volk nicht glaubt, und die albernste ist ihm stets am meisten willkommen. Kylon weiß übrigens seinen Verleumdungen durch das Geld, welches er mit freigebiger Hand ausstreut, auch bei denen Eingang zu verschaffen, die nicht einfältig genug sind, um seine Lügen für Wahrheit zu nehmen. Da die Beamten von Lokris hörten, Pythagoras sey im Begriff, in ihre Stadt zu kommen, schickten sie ihm einige Bürger mit

dem Gesuche entgegen, sein Vorhaben aufzugeben. Auch Tarent mußte er verlassen, wo er bei Archippus eine Zuflucht gefunden hatte. Nun will er nach Metapont gehen, wohin ihm Kylon schon vorausgeeilt ist, um das Volk gegen ihn aufzuwiegeln.

Während dem Lysis noch sprach, sah man Pythagoras durch das Thal heraufkommen. Seine drei Zöglinge eilten ihm entgegen, und nach einer stummen, herzlichen Umarmung bedeckten sie ein Felsstück mit frischem Moose, zum Sitz für den werthen Lehrer. Dann reichten sie ihm Brod, Honig und etwas Wein zur Erfrischung. Alle baten ihn, nicht nach Metapont zu gehen, wo ihm Gefahr drohe.

»Ich habe,« erwiederte der Greis, »meiner Tochter »versprochen, sie daselbst in dem Tempel der Musen zu »erwarten. Meine Tage sind gezählt; und ehe ich diese »Erde verlasse, will ich von meiner Damo Abschied neh»men. Ich könnte vielleicht,« sprach er, nachdem er einige Erfrischung genommen, »den Verfolgungen mei»ner Feinde entgehen; aber in meinem Alter lohnt es »sich kaum der Mühe, mit den wenigen Stunden noch »zu kargen. Mein Mörder kann die Vollziehung des »Urtheils der Natur doch nur um eine sehr kurze Zeit »beschleunigen. Es giebt keine Wüste, keine Höhle, die »mich gegen das allgemeine Loos der Sterblichen sicherte. »Thun wir willig und entschlossen, was uns das Herz

»und die Pflicht gebieten, ohne Rücksicht auf das zu »nehmen, was die Menschen thun oder wollen! Glau»bet sicher, daß in dieser großen Harmonie der Welten »und Wesen auch der Mißlaut, der unser Ohr beleidigt, »in dem Zwecke des großen Künstlers lag, der sie ge»schaffen hat. Ich weiß nicht, ob bessere Tage kommen, »ob das Gute je siegen wird über das Schlechte; aber »das haben wir auch nicht zu untersuchen. Jeder folge »seiner Bestimmung, und wirke an seiner Stelle, was »er vermag. Wir säen in unserm Handeln mit guten »Willen fruchtbaren Samen. Ob er zur Ernte reift, »das hängt nicht von uns, sondern vom Schicksale, »der ewigen Ordnung der Dinge ab. — Der Tag, »meine Freunde, ist im Sinken, wie mein Leben; wir »müssen uns trennen!«

Mit Thränen schloß der Weise die treuen Schüler an sein Herz. »Eure Seele,« sprach er, »ist ein der »Wahrheit und Tugend geheiligter Tempel; daß ihn »nie etwas Unheiliges entweihe! Ihr wandelt e i n e »Bahn, nach e i n e m Ziele; liebt und unterstützt euch, »wie Brüder!«

Lysis bat den Lehrer, ihnen wenigstens zu erlauben, daß sie ihn begleiteten. Er verbot es ausdrücklich, trennte sich von den geliebten Menschen, die ihn weinend verließen, und ging nach Metapont, wo er sich sogleich in den Tempel der Musen begab.

Kylon befand sich schon seit mehreren Tagen in dieser Stadt, und erwartete seine Beute. An allen Thoren hatte er Wachen ausgestellt, die ihm berichten sollten, wann der Greis angekommen wäre. Alle Vorkehrungen zum Verderben desselben waren getroffen. Da es nun in Metapont bekannt wurde, Pythagoras sey in dem Tempel der Musen, sammelte sich das Volk mit wüthendem Geschrei um denselben. Die Priester, welche fürchteten, das Heiligthum entweiht zu sehen, schlossen die Thüren. Kylon befahl, sie zu sprengen. Wie Rasende stürzen die Verwegensten gegen dieselben. Da faßt ein geheimes Grauen die Gemüther bei dem Gedanken, daß man einen den Göttern geheiligten Ort verletze. Achtet den Tempel der Töchter des allmächtigen Jupiters! rief eine Stimme, und das Volk bebte voll Ehrfurcht zurück.

Ein Tempel ist den Menschen heilig, aber nicht der Mensch. Um die geweihte Stelle nicht zu verletzen, und doch den erhabenen tugendhaften Greis zu opfern, wurde beschlossen, die Thüren des Tempels sollten zehn Tage geschlossen bleiben, und es, während dieser Zeit, keinem Menschen, selbst nicht den Priestern erlaubt seyn, denselben zu betreten. Die ersten Staatsgewalten von Metapont gaben dieser Verordnung Gesetzeskraft, obgleich die meisten und angesehensten Einwohner von der Unschuld des Pythagoras überzeugt waren, und seine

Erhaltung wünschten. Woher kommt es, daß gewöhnlich das Schlechte siegt, wenn das Gute auch zahlreichere Freunde zählt? Weil das Verbrechen seinen Zweck mit rastloser Thätigkeit verfolgt, da sich der Rechtschaffene begnügt, zu dem Bösen nicht mitgewirkt zu haben. Jenes ist kühn und frech, und nimmt ohne Anstand jeden Weg, der es zum Ziele führt; aber für die bescheidene Tugend giebt es nur einen. Das Verbrechen muß, seiner Natur nach, handeln; und der Mensch glaubt, im Allgemeinen, zur Erhaltung seiner Tugend und für die Ruhe seines Gewissens schon genug gethan zu haben, wenn er das Böse unterläßt: Eine gemeine, aber doch beinahe die einzige Tugend, welche man unter den Menschen findet!

Während dem dies vorging, war Damo, die Tochter des Pythagoras, auf dem Wege nach Metapont. Zaleukus, der Sklave, Schüler und Freund ihres Vaters, begleitete sie. Den folgenden Tag, mit dem frühesten Morgen, kam sie in der Stadt an, und eilte sogleich nach dem Tempel der Musen. Wie groß war aber ihr Erstaunen, als sie die Thüren desselben verschlossen, und die Siegel des Staates darauf gelegt fand! Voll banger Besorgnisse erkundigte sie sich um die Ursache dieser Erscheinung, und erfuhr das schreckliche Schicksal ihres Vaters. In dem ersten Augenblicke überließ sie sich der ganzen Verzweiflung ihres heftigen

Schmerzes. Nach und nach, da die Natur, welche stärker ist als alle Vorschriften der Wohlanständigkeit und Weltklugheit, ihre Rechte hatte, erinnerte sich die Tochter des weisen Pythagoras der Lehre ihres Vaters: Das Unvermeidliche trage standhaft; dem abwendbaren Uebel begegne durch Behutsamkeit und Klugheit. Nach einigem Nachdenken faßte sie den Entschluß, alle Mittel anzuwenden, um die Befreiung ihres Vaters, oder doch wenigstens die Erlaubniß zu erhalten, ihn zu sehen.

Damo ging zu den ersten Beamten und den angesehensten Bürgern der Stadt, und flehte für das Leben ihres unschuldigen Vaters. Ihre Jugend, ihre Schönheit, ihre Unschuld, der Zauber ihrer Beredsamkeit, die gute Sache, die sie vertheidigte, alles wirkte auf die Menschen, welche von Kylon nicht bestochen waren. Mehrere vergossen Thränen, als sie das Leben des berühmten Mannes, seine Verdienste, seine Menschenliebe und sein hohes Alter mit der rührenden, ergreifenden Theilnahme einer zärtlichen Tochter schildern hörten. Aber — helfen konnte man nicht. Die Feinde waren zu zahlreich, ihr Ansehen zu groß. Der eine erklärte sich, was seine Person anbelange, ganz für die Sache des verdienten Weisen; aber Familienverhältnisse und Konnexionen erlaubten ihm nicht, einen entscheidenden Schritt zu thun. Jener durfte es mit der Verwandt-

schaft des reichen Kylon nicht verderben, in welche seine Tochter gerade durch eine vortheilhafte Heirath kommen sollte. Damo fand allenthalben eine gute Aufnahme, oft sogar eine herzliche Theilnahme an ihrem Schicksale und an dem ihres Vaters; aber nicht einmal die Erlaubniß konnte sie erhalten, ihn zu sehen. Ihn zu retten, schien eine Unmöglichkeit; so gut hatte Kylon seine Maßregeln zu dem Untergange desselben genommen. Die Menschen können also im Allgemeinen, wie man zu sagen pflegt, gut seyn, und doch geschieht das Böse, weil sie nur die passive Tugend haben, das Uebel nicht selbst zu thun, die thätige aber, es zu verhindern, und das Gute zu bewirken, ihnen fehlt.

Damo hoffte, durch die Priester vielleicht ihren Zweck zu erreichen. »Diese sind« sagte sie zu sich selbst »Diener der Götter, und streben gerecht und gut zu seyn, »wie sie. Da sie weniger dieser Welt, als einer besseren angehören, so fühlen sie sich auch über die »Schwächen und Leidenschaften der gewöhnlichen Sterblichen erhaben. Sie kennen meinen Vater und seine »Unschuld, und keine eigennützige Rücksicht hindert sie, »das zu thun, was sie für Recht halten.« Sie bat, man möge ihr nur einen der geheimen Gänge öffnen, welche, dem Volke unbekannt, in das Innere des Tempels führen. Die Priester, erklärte man ihr, seyen der weltlichen Macht untergeben, und ihr Stand mache es

ihnen zur Pflicht, den übrigen Bürgern in dem Gehorsam gegen die Gesetze ein Beispiel zu geben. Um keinen Preiß würden sie es sich, und zwar aus reiner Gewissenhaftigkeit, erlauben, eine bestehende Verordnung zu übertreten. Uebrigens sey es für Damo selbst gefährlich, ihren Vater in dem Tempel zu besuchen, weil sie sich der Wuth des Pöbels aussetze, der leicht einen gewaltthätigen Angriff auf das Heiligthum beschließen könne.

Nie fehlt es dem Menschen an Gründen zu unterlassen, was er nicht thun mag. Aendert er aber seinen Willen, dann verwandeln sich auch alle diese Gründe in eben so viele Gegengründe, die Nachtheile in Vortheile, und die Schwierigkeiten in günstige Umstände. Was wir bestimmt wollen, können wir; dies ist der Glaube, der Wunder thut. Kein angesehener Bürger von Metapont wußte eigentlich, warum er sich des Pythagoras annehmen sollte, der für ihn ein sehr gleichgültiges Wesen war. Die unglückliche Tochter sah demnach alle ihre Hoffnungen gescheitert. Ihr alter Vater, ohne Pflege, ohne Nahrung, mußte den schrecklichen Tod des Hungers sterben. »Gerechte Götter« rief sie »erbarmt »ihr euch des Schmerzes einer trostlosen Tochter, die »bei den Menschen kein Erbarmen findet!« Sie fiel auf die Knie nieder, und die flehenden Hände gegen den Himmel gefaltet, versank sie in ein heißes, andächtiges Gebet.

Es war Nacht, und nur das blasse Licht des Mon-

des, welches sparsam durch trübe Wolken brach, erhellte, von Zeit zu Zeit, das Zimmer, in welchem die Tochter des Pythagoras immer noch für ihren Vater betete. Da hörte sie an ihrer Seite ein leises Rauschen. »Damo« spricht eine kindliche Stimme, »folge mir zu »deinem Vater!« Sie richtet sich auf, und wagt kaum der Wirklichkeit zu glauben. Neben ihr stund ein Knabe. Die langen Falten seines weißen Kleides hielt ein goldner Gürtel aufgeschürzt, und seine Haare wallten in leichten Locken über die Schultern. »Folge mir, Damo, »zu deinem Vater!« sagte der Knabe zum zweiten Mal. Sie folgte ihm voll Vertrauen. Schweigend kamen sie an die Thür eines Gartens. »Hier« sagte der Knabe mit leiser Stimme, »wohnen die Priester und die Kin»der, welche, wie ich, den Musen zum Dienste des »Tempels geweiht sind. Alles schläft; aber hüten wir »uns, das geringste Geräusch zu machen! Wir beide »wären verloren.«

Behutsam schloß der Knabe die Thür auf und wieder hinter sich zu, und führte dann Damo durch einen tiefen, langen gewölbten Gang. Nachdem sie sich durch mancherlei Krümmungen gewunden hatten, kamen sie an eine freie Stelle. Hier verweilte der Knabe einige Augenblicke, um ein Körbchen zu suchen, das in einem Winkel verborgen stund. »Da hab' ich« sprach er, »Brod, Milch und Honig für deinen Vater. Meine

»Mutter, die sich Mullias nennt, ist diesen Morgen »von Krotona hier angekommen. Sie hat mir befoh»len, dich aufzusuchen, und alles so angeordnet, wie »es nun geschieht.« Mullias, rief Damo mit freudigem Erstaunen, die Freundin meines Vaters! »Das »muß wohl meine Mutter seyn,« erwiederte der Knabe; »denn den Weg hat sie mit einem vertrauten Skla»ven in der Nacht zurückgelegt, und schien sehr ängst»lich, als sie mir sagte, wie ich alles machen sollte. »Die Mutter glaubte, ich würde zu furchtsam seyn; »aber wenn ich etwas für den weisen Pythagoras thue, »fürchte ich mich nicht.« Damo rührten die Worte des Knaben bis zu Thränen. Nur in dem Kinde und dem unverdorbenen Weibe finden wir noch am häufigsten die reine, edle Menschennatur.

Da sie noch eine Treppe hinabgestiegen, und durch einen feuchten unterirdischen Gang gekommen waren, kündigte ihnen der Schein der Lampen endlich die Nähe des Tempels an. Ein Schauder überfiel Damo, als sie in das Innere des Heiligthums trat, wo sie ihren Vater finden sollte. Er lag auf den Stufen des Altars, und schlief. Sie bog sich leise über ihn, um sein Angesicht zu sehen. Es schien in einer himmlischen Verklärung zu lächeln. Ihm träumte, seine Gattin, mit allen Reitzen ihrer frühen Jugend geschmückt, wie sie war, als er ihr, und sie ihm ewige Liebe schwur, steige aus den

Wohnung der Seligen herab und reiche ihm die Hand zur Vereinigung, die nichts mehr trennt. Mit Entzükken sank er dem geliebten Weibe an die treue Brust. Dann nahm er ihre Hand, um ihr zu folgen nach dem Aufenthalte der Unsterblichen jenseits der Sterne. Nur seine Damo zu verlassen ward ihm schwer; und seine zitternden Lippen stammelten: Damo. Das vor Schmerz und Freude weinende Mädchen bedeckte die welke Hand des Vaters mit Küssen. Da erwachte er in den Armen seiner Damo. O, mein Vater! rief sie, und die Thränen erstickten ihre Stimme. Meine Tochter! sagte der Vater, und der Strahl der Freude glänzte noch einmal aus dem schon halb gebrochenen Auge.

In der ersten Freude des Wiedersehens hatte Damo nicht bemerkt, daß ihr Vater, dem Tode nahe, kaum mehr die Kraft hatte, sich an dem Altar aufzurichten. Jetzt sah sie das blasse Gesicht, die erloschenen Augen und die ausgehungerte Gestalt. Ein unnennbarer Schmerz zerriß ihre Seele. Sie bat ihn, von dem Brode und Honig zu essen, welche der Sohn der Mullias mitgebracht hatte. Pythagoras, um den Bitten seiner Tochter nachzugeben, nahm etwas Honig und Milch, und seine Kräfte schienen sich zu beleben. »Ich bedarf keiner Nahrung mehr,« sagte er; »die wenigen Bande, welche meine gefangene Seele noch an diesem Staube festhalten, lösen sich auf, und ich werde frei. Sey

»ſtandhaft, meine Tochter, bei dem Abſchied deines »Vaters! Ich laſſe dich allein in dieſer Welt, wo die »Stärke alles, die Tugend wenig gilt. Vor dem Reich»thume und der Macht liegt der gefallene Menſch anbe»tend im Staube. Laß ihm den Götzen! Er macht »nicht glücklich, ſondern der Gott in uns — die Tu»gend und Wahrheit. Genieße die Freude, aber ſuche »ſie nicht. Sie gleicht dem leichtbefiederten Schmetter»ling, der, nur frei, in dem bunten Wechſel ſeiner »Farben glänzt, unter der plumpen Hand aber, die »ihn erjagt, zum kriechenden Inſekte erſtarret. Erkaufe »nie ein äußeres Gut mit dem höchſten deines inneren »Friedens. Mißtraue dem Manne, der nichts höheres »kennt, als dieſe Welt. Empfange die Liebe nur an der Hand der Freundſchaft.«

Erſchöpft ſank Pythagoras an den Altar zurück. Damo ſchloß ihn weinend in ihre Arme. Da trat der Knabe vor ihn, und ließ ſich auf die Knie nieder. Segne auch den Sohn der Mullias, bat er. Der Sterbende ſchien ſich anzuſtrengen, um eine theure Erinnerung in ſeine Seele zurückzurufen, ließ dann die Hände auf das lockige Haupt des Knaben ſin»ken, und ſagte kaum hörbar: Ich ſegne den Sohn meiner Freundin. — Sein Auge brach. Ein Schauder fuhr zuckend durch ſeinen Körper. Damo! ſtammelte er, und ſtarb.

Roland und Hildegarde,

oder

die Liebe.

Auf meiner Rheinreise hat mich keine Gegend an dem königlichen Strome so sehr angezogen, als das Siebengebirg mit seiner herrlichen Umgebung. Nach Mitternacht verließ ich Königswinter, wo ich mich eingewohnt hatte, um den schauerlichen Drachenfels zu besteigen. Der Weg dahin führt durch heitere Weinberge, bis man sich in der Nähe des Gipfels in dichtes Gesträuch verliert, durch das ich Mühe hatte, mich, auf schroffen Fußsteigen, durchzuwinden.

Die Aussicht von den Trümmern der zerstörten Burg ist entzückend, unermeßlich. Im Thale, am Fuße des Berges, zieht der Rhein, still und groß, durch das liebliche Land, das sich, auf beiden Seiten, mit seinen Weinbergen, Bäumen, Burgen und Gebüschen in der klaren Fluth spiegelt. Auf dem jenseitigen Ufer steht,

hoch auf einem finstern Schieferberge, die düstre Ruine von Rolandseck, und sieht trauernd in das freundliche Thal. Hier liegt, beinahe in der Mitte des Stromes, ein stilles Eiland, auf dem, im Schatten dichter Bäume, ein Frauenkloster ruhet. Mein Auge schwelgte in dem Anblicke der reichen, üppigen Natur. Bald folgte es den Gebirgen im Norden, die mit ewigen Wäldern bekränzt, sich gegen den Himmel aufrichten, bald stieg es wieder in die weite Ebene hinab, wo Städte, Flecken und Dörfer mit den reichen Fruchtfeldern, Rebenhügeln und Obstbäumen und den schattigen Auen wechseln. Aber immer fesselte das stille Eiland mit seinem einsamen Kloster meinen unsteten Blick. Eine unnennbare Sehnsucht zog mich zu ihm hinab. Dort wohnen Ruhe, sagte ich, und stiller Friede, die allein das Glück gewähren, nach welchem der Mensch in dem lärmenden Gewühle der Welt sich vergebens sehnt. Was sucht das ewig hoffende, ewig unbefriedigte Herz in der Ferne, hinter jenen blauen Bergen, über welche die Sonne, durch die goldnen Thore, wie im Triumphe einzog? Die Ferne gleicht der Zukunft; das Herz voll ewiger Sehnsucht bevölkert sie mit allen unsern schönen Erwartungen. Wird aber die Ferne Nähe, und die Zukunft Gegenwart, dann stehen sie arm vor dem getäuschten Menschen. Nicht wünsche ich auf den sonnigen Höhen des Glücks weit gesehen zu glänzen. Stille

Verborgenheit sey mein unbeneidetes Los, meine Größe das Gefühl meiner erfüllten Pflicht, und mein Stolz die Liebe von mir geliebter Menschen.

Ich erkletterte die Spitzen einiger benachbarten Berge, und kehrte wieder nach Königswinter zurück. Auf dem Wege dahin sagte ich zu meinem Führer, er solle mir auf den Nachmittag einen Kahn bestellen zu einer Wasserfahrt. »Er fahre« erwiederte er »mich selbst, »wenn es mir recht sey.« — Ich war es zufrieden. Da erzählte mir nun mein Begleiter, der auf einmal gesprächig ward, wie er Reisende zu Wasser und zu Land führe, um seine Frau mit sechs lebendigen Kindern dürftig zu nähren; wie er sein ganzes Leben mit harter Armuth kämpfe, und bei all seinem Fleiße nichts vor sich bringe, wegen der schlechten Zeit. Was ich nicht versucht und gethan habe, fuhr er seufzend fort, um so reich zu werden, daß ich mir eine Jacht könnte bauen lassen! Aber immer fehlten mir wenigstens noch hundert Thaler; und wann ich mich dem erwünschten Ziele recht nahe glaubte, dann kam ein tückischer Unfall, der mich wieder weit davon zurückwarf, so wie ein Schiffbrüchiger, der sich müde gerungen hat, das Ufer nun zu erhaschen glaubt, und von dem Strome fortgerissen wird. — Lieber Mann, sagte ich, er glaubt wohl nicht, daß seine Geschichte beiläufig die Geschichte aller Menschen ist? Gewiß nicht, fiel er

treuherzig ein; in ganz Königswinter giebt es keine zwei Menschen, die sich so geplagt haben, wie ich. — Hundert Thaler, denkt er also, gründeten sein ganzes Glück? fragte ich ihn weiter. — Das ist kein Zweifel, war seine Antwort; eine Jacht würde mich und meine Familie aus aller Noth retten. — Gutmüthige Hoffnung! Ein seltsames Wesen, der Mensch! Das ganze geträumte Glück dieses Mannes umschließt der enge Raum einer Jacht. Den trägt ein leichtes Boot auf dem Strome des Lebens fort; er wünscht und hofft nichts höheres, als ein größeres Fahrzeug. Jener führt ein schwer befrachtetes Lastschiff den langen Strom auf und nieder, und wünscht sich den Wohlstand eines Seefahrers. Dieser durchschifft den weiten Ozean, hat den Wohlstand in seiner Heimath, und sucht unzufrieden Schätze auf fernen Küsten. Dort durchschneidet einer die See mit einer Flotte, und jagt nach dem Phantome, das er sein Glück nennt, so mißvergnügt und gierig, wie mein armer Führer von Königswinter. So ist der Mensch nie glücklich, weil er außer sich sucht, was er nur in sich finden kann. Machte uns der Besitz von Gütern zufrieden, müßte es dann nicht wenigstens d e r seyn, den wir darum beneiden? Aber ich höre den Reichen klagen, wie den Armen, und oft ist es zweifelhaft, wer von beiden der Aermste ist. Jener, dem es wegen Uebersättigung an Hunger fehlt, hält sich noch

für unglücklicher, als den Hungernden, der nur nichts zu essen hat.

Ich ruhete in Königswinter, wo ich meine Mahlzeit hielt, den Mittag aus, und schiffte mich gegen Abend nach Nonnenwerth ein. Es ist wirklich ein stiller, romantischer Aufenthalt, dieses grüne, von einem Walde von Obstbäumen, Pappeln und Weiden beschattete Eiland. Der Rhein scheint es in seinen mächtigen Armen zu tragen, als wolle er es schützen gegen alles Fremde und Feindselige, gegen das Geräusch der Welt, ihre lärmenden Freuden, ihre zerstörenden Leidenschaften und ihre Schmerzen. Ich ging um die Mauern des verschlossenen Klosters. Eine tiefe Stille herrschte weit umher; nur das Plätschern der Wellen, die spielend an das Ufer hüpften, vernahm man aus der Ferne.

Warum siehst du traurend auf diese friedliche Erde, einsames Rolandseck? Ach, die Menschen, die diesen Boden heiligten, sind schon lange nicht mehr, und die Herzen, welche eine schöne unendliche Liebe beseelte, haben zu schlagen aufgehört, und ruhen aus von ihren Schmerzen, und von ihrem Entzücken! Was zog mich mit einem geheimen Sehnen an diesen einsamen Ort? Euer Bild ist es, gute, treue Menschen, du liebliche Hildegarde, und du edelmüthiger Roland! Die dankbare Sage hat die Geschichte eurer Leiden und eurer noch größern Liebe aufbewahrt, und die Nachwelt er-

zählt sich bewundernd, was die Vorwelt mit Bewunderung gesehen.

Roland, ein kühner, blühender Jüngling, liebte Hildegarde, die schöne Tochter des Burgherrn von Drachenfels, und ward von ihr geliebt. Wie ein seliger Traum flossen ihre Tage hin. Einer glich dem andern, eine Stunde der andern, und doch hatte jeder Tag, jede Stunde neue Genüsse. Sie sahen sich immer, und sahen nur sich; und immer war es ihnen, als sähen sie sich zum ersten Mal, als würden sie sich nie genug sehen. Die Tage verflossen, die Nächte vergingen; aber in der schnellen Flucht der Zeit blieb ihre Liebe unverändert. Die Natur zeigte sich in ihrem reichen Schmucke von Blüthen und Früchten, und trauerte wieder, entkleidet von dem starren Winter; aber ihre Liebe blühete ewig jung im Wechsel der Jahreszeiten. In der ganzen Schöpfung gab es für Roland nur ein Wesen, — seine geliebte Hildegarde; ohne Roland war die ganze Schöpfung für Hildegarde eine Wüste. An seiner Seite nur schien ihr die Sonne in der blauen Tiefe des Himmels schön zu glänzen, und die Natur im Schmucke des Frühlings reitzend. Begleitete sie ihn auf seinen Streifzügen durch die benachbarte Gegend, dann begriffen sie beide nicht, wie der sonst lange Weg so kurz, die sonst träge Zeit so übereilt schnell geworden

war. Den frühen Morgen schien nur ein Abschiedskuß vom späten Abend zu trennen.

So lebten sie das schönste Leben, das nur die Liebe giebt, als Rolanden die strenge Pflicht gebot, seine Hildegarde auf eine kurze Zeit zu verlassen. Auf eine kurze Zeit! Welche, auch die kürzeste, wäre es für getrennte Geliebte? Hildegarden traf die Nachricht wie ein Todesurtheil. »Fändest du den Mann deiner Liebe »werth,« fragte Roland die weinende Geliebte, »der »fähig wäre, sich dem Rufe seiner Pflicht zu entziehen, »zum Verräther zu werden an seinem Worte?« Nein! antwortete Hildegarde leise, und verbarg ihr Erröthen an seinem Busen. Aber sie weinte, und in Rolands Augen perlten schwere Thränen, da er das Mädchen zum Abschied in seine Arme schloß. »Wir sehen uns »wieder,« sprach er sie tröstend. »Gott wacht schützend »über uns. Glaube und vertraue!« Die Kinder knieten zu des Vaters Füßen, und der Vater legte seine Hände auf ihr Haupt und sagte: Ich segne euch Kinder; und so wolle Gott euch segnen, und eure Liebe!

Wie durch einen Zauberschlag war mit Rolands Entfernung alles um die trauernde Hildegarde verwandelt. In dem belebenden Blicke der aufgehenden Sonne lächelte sie nicht mehr das wohlthätige Bild der Gottheit, der ewigen Liebe an. In dem Strome stürzte sich nicht mehr die liebende Woge der geliebten Woge freudebrausend

nach, und in dem Geflüster der Bäume, durch welche der Abendwind säuselte, lispelten sich nicht mehr die Zweige, Blüthen und Blätter das Geständniß ihrer Liebe zu. Die Sonne, die Sterne und der Mond gingen, wie im Leichenzuge, ihre schrecklich weite Bahn, und konnten sie kaum vollenden. Der Tag schien die Nacht, und die Nacht den Tag zu fliehen. Hildegarde suchte alle durch die Anwesenheit des Geliebten geheiligte Stellen auf. Wo sie bei ihm gesessen, da saß sie wieder. Wo er ihr seine ewige Liebe gestanden, sie um ihre ewige Liebe gebeten, da verweilte sie horchend; aber die Stimme des Geliebten war verstummt, und ein Windstoß fuhr rauschend durch die Bäume. Eine heilige Ahnung durchbebte ihr Herz. »Ich werde dich wiedersehen,« rief sie; »ja, ich werde dich wiedersehen! Diese Versicherung gabst du mir beim Abschied; und du bist so »wahr als gut. Glauben will ich und vertrauen.« Bei diesen Worten entstürzte ein Strom von Thränen ihren Augen, und erleichterte das gepreßte Herz.

Unterdessen wurde Hildegardens Vater mit einem benachbarten Ritter in eine Fehde verwickelt. Die feindlichen Haufen sammelten sich in der Nähe von Drachenfels. Die blühenden und friedlichen Gefilde zerstampften die Hufe der Rosse, und Schrecken und Verwirrung herrschte, wo stille Zufriedenheit, Eintracht und Vertrauen ihre Wohnung aufgeschlagen hatten. Die Burg

wurde immer enger eingeschlossen, und der Burgherr, bieder und ohne Mißtrauen, war nicht vorsichtig genug gewesen, um die nöthigen Maßregeln gegen die treulosen Absichten seines Nachbars zu nehmen. Den Belagerten fing alles zu mangeln an, nur nicht der Muth. »Wenn es Roland wüßte!« seufzte Hildegarde. »O, »schicke ihn uns, den Engel der Rettung!« bat sie mit flehendem Blicke gegen den Himmel. Roland, erwiederte der Alte mit ernster Miene, ist fern, und weiß wenig von unsrer Noth. Aber wem Gott ein Herz gab und einen gesunden Arm, der hilft sich selbst. Ich setze euch, meine Gefährten, sprach er zu seinen Hauptleuten, den letzten Wein vor. Morgen brauchen wir ihn nicht zu sparen, oder trinken keinen mehr. Alles geht hier auf die Neige. Diesen Abend machen wir einen Ausfall, Ueberfluß finden wir dort unten. Bei diesen Worten zeigte er auf die von dem Feinde besetzte Ebene.

Die letzten Flaschen wurden aufgetragen. Einen guten Erfolg! rief der Burgherr, und gab den Becher dem treuen Freunde, der ihm zur Seite stund. Alle tranken auf einen guten Erfolg. Der Alte füllte den Becher zum zweiten Male. Dem braven Roland! sagte er. Hildegardens Augen füllten sich mit Thränen. »Ist es Gottes Wille, meine Tochter,« fuhr der gerührte Vater fort »dann werdet ihr beide glücklich.

»Aber diese Erde ist nicht des Glückes Heimath. Die »Bösen siegen öfters als die Guten. Doch ist das »größte Unglück, das Unglück zu verdienen. Herz und »Gewissen rein, gewährt das beste Geleit durch das »Leben. Einst wird es besser, wo — deine Mutter »wohnt.« In seine Augen kamen Thränen. Hildegarde lag schluchzend an seinem Busen. In stummer Rührung standen die Krieger umher.

Jedes an sein Werk! rief der Alte, seine Thränen verbergend. Guten Abend Mädchen! Er küßte sie auf die Stirn und verließ den Saal. Ihm folgte der schwere Zug von rüstigen Männern. Man griff zu den Waffen; die Pferde wurden vorgeführt, und alles war zum Ausfall bereit, als man aus dem Thale herauf das Geklirre von Lanzen und Schwertern, das wilde Geschrei von Kämpfenden und das Wiehern der Pferde vernahm. Der Burgherr, welcher sich diese unerwartete Erscheinung nicht sogleich erklären konnte, beobachtete, was im Thale vorging. Er sah seine Feinde im wüthenden Gefechte mit fremden Truppen. Es ist ein Freund in der Noth, rief er, der gute Vorarbeit macht; laßt uns ihm helfen! und der ganze Haufen der Belagerten stürzte den Berg hinab zum Kampfe. Es ist Roland, sagte Hildegarde frohlockend; mich täuscht mein Herz nicht.

Es war Roland. Entfernt von Drachenfels blieb

sein Geist ihm nahe. Nur mit Hildegarden beschäftigt, und sich nach dem schönen Augenblicke des Wiedersehens sehnend, betrieb er mit Eifer, was ihm die Pflicht erst zu vollenden gebot. Seine Maßregeln hatte er so genommen, daß er von Allem, was in der Nähe seiner Geliebten vorging, unterrichtet werden mußte. Kaum vernahm er die Gefahr, in der sie sich befand, als er von Kriegern um sich zog, was zum schnellen Marsche fertig war. Mit Blitzes Schnelle traf er bei dem Feinde ein, und stürzte sich, vernichtend wie ein Wetter Gottes, auf denselben. Alles wich vor Rolands Schwerte, oder fiel unter seinen mächtigen Streichen. Auch der Tapferste wagte es nicht, sich seinem ungestümen Muthe zu widersetzen; ihn entflammte die Liebe. Der Widerstand vermehrte nur seine Anstrengungen und Kräfte; er focht in der Nähe, unter den Augen seiner Hildegarde.

Die Sonne war untergegangen, der Abend zog seinen düstern Schleier über die weite Erde. An der Spitze der höchsten Berge blitzten noch einige Strahlen des verschwundenen Tages; aber aus den Thälern richtete sich die feuchte Nacht auf, und lagerte sich über die Gebirge. Der Sieg war entschieden, und der Feind allenthalben im Weichen, als die Besatzung von Drachenfels ihm in den Rücken kam. Das Blutbad wurde jetzt fürchterlich. Nicht mehr schlug sich Haufe gegen Haufe, Reihe gegen Reihe, sondern der Einzelne suchte sein Leben um den

höchsten Preiß zu verkaufen. In der Verwirrung der Flucht konnte man den Feind kaum mehr von dem Freunde unterscheiden. Roland sah mit heiterem Blicke über das mit Leichen bedeckte Schlachtfeld. War er nicht der Retter seiner Hildegarde, die sich nach seinem Anblick sehnte? Noch wenige Augenblicke, und die Gegend ist von dem Feinde gereinigt, und er kann nach Drachenfels in die Arme seiner Geliebten eilen.

Aber wer kämpft dort noch mit Löwenmuth, von wenigen Getreuen umgeben? Wie! der Sieg wäre noch unentschieden, und ein Mann wagte es, das Treffen auf dem beinahe verlassenen Schlachtfelde zu erneuen? Ungestüm stürzt sich Roland auf den Verwegenen. Alles weicht, und er erreicht seinen Gegner. Dieser kämpft mit beispiellosem Muthe; aber der überlegenen Stärke Rolands muß er unterliegen. Aus der tiefen Nacht der unergründlichen Ewigkeit führt die verborgene Hand des dunkeln Verhänguisses seinen siegenden Arm, und sein Gegner sinkt, von ihm durchbohrt, ächzend vom Pferde; unter ihm klirrt die blanke Rüstung.

In der Hitze des Gefechts hatte Roland eine Reihe von Fackeln nicht bemerkt, die, aus der Ferne glänzend, sich schnell dem Schlachtfelde näherten. Sie schienen auf ihn zuzueilen. Haltet ein! rief eine bekannte Stimme, die mit unbeschreiblicher Macht in die Seele Rolands drang. Es war Hildegarde. Roland springt

vom Pferde, die Arme voll Sehnsucht ausbreitend gegen die theure Geliebte, die ihm mit Liebe entgegenkam. Da fällt ihr Blick auf den Gemordeten, und die erhobenen Hände sinken ohne Leben zurück. Mein Vater! ruft sie mit einem Schrei des Entsetzens, und stürzt bei dem Todten nieder. Roland erblaßt, seine Knie zittern, seine Haare sträuben sich, und stumm und ohne Bewegung starrt er die Leiche an. Dann richtet sein Blick sich voll wilder Verzweiflung gegen die Sterne. Tückisches Schicksal! feindselige Mächte der Hölle! stöhnt er. O meine Hildegarde! — Seine Begleiter nahmen ihn besinnungslos in ihre Arme. Und als er wieder zu sich kam, sah er seine Geliebte, dann die Leiche ihres Vaters. Ein tiefer, schneidender Schmerz zerriß sein Inneres. Ewiger Gott! rief er, was hat ich, um diese schreckliche Strafe zu verdienen? Ein entsetzlicher Augenblick stürzt mich auf ewig aus dem Himmel in die tiefste Hölle; und — ich bin unschuldig!

Hildegarde erholte sich. Forschend warf sie ihre zerstörten Blicke in dem stummen Kreis umher. Wer ist sein Mörder? fragte sie langsam. Alles schwieg. Unglücklicher Roland! rief sie dann, unglückliche Hildegarde! und stürzte sich weinend über den Körper ihres Vaters. Roland kniete vor der Leiche, an der Seite seiner Geliebten nieder. »Ja,« sagte er »ich bin sein unschuldi»ger Mörder. Mein Leben gäbe ich mit Freuden,

»könnte ich das seinige um diesen Preiß erkaufen. Hasse »mich nicht, Hildegarde; beklage mich und mein schreck»liches Verhängniß!« Hildegarde richtete sich auf; ihr Blick schien verklärt. Ich hasse dich nicht, Roland, sprach sie feierlich. Du bist unschuldig; das weiß unser aller Vater im Himmel, und der meinige, der dich liebte, wie seinen Sohn. Aber ich kann als Braut nicht die Hand empfangen, die von seinem Blute trieft. Ich liebe dich, liebe dich noch immer mit derselben innigen, unveränderlichen Liebe. Aber der Zorn des Himmels hat uns auf dieser Erde getrennt. Hast du den Muth, mich für ein besseres Leben zu lieben, dann werden wir uns dort wiedersehen. — Roland stand düster und schweigend vor der Erhabenen. Sie reichte ihm ihre Hand. Ich sage dir nicht, fuhr sie fort, sey glücklich. Wie könntest du es ohne deine Hildegarde, wie könnte es Hildegarde ohne dich seyn? Aber wir sehen uns wieder. Sie zog ihn bei diesen Worten an ihr Herz, und in einer langen Umarmung küßte er den Kuß der ewigen Trennung auf ihre Lippen.

Tausend und tausend Sterne glänzten freundlich aus der blauen Tiefe des Himmels. Ein leichter West jagte sich schäkkernd durch die Gebüsche, und die ganze Natur schien, in süßer Ruhe, sich von der Lust eines glücklichen Brauttages zu erholen. Nur der Rhein brauste dumpf in der Ferne, als sey er ein unwilliger Zeuge des Geschehenen.

Hildegarde nahm den Schleier in Nonnenwerth, wo sie ihr Leben in frommen Uebungen der Andacht und in der ewigen Erinnerung an ihre Liebe beschloß. Roland baute sich an dem linken Ufer, auf dem Schieferberge, wo dieser dem Kloster näher gegen den Rhein hervortritt, die Burg Rolandseck, von welcher er die Zelle seiner Geliebten, den Hof und Garten sah. Tage lang saß er hier am Fenster, den Blick ins Thal gerichtet, und seine Hildegarde suchend. Stieg der andächtige Gesang aus dem frommen Kloster zum Himmel empor, dann lauschte Roland, in heiliger Begeisterung, und glaubte die Stimme der Geliebten zu erkennen. Ging sie durch den Hof, oder in dem Garten auf und nieder, dann unterschied das liebende Auge ihre hohe, schlanke Gestalt und ihre schöne Bewegung voll Anmuth.

Hildegardens Zelle hatte die Aussicht auf Rolandseck. Da das heilige Mädchen fühlte, daß sich ihre letzte Stunde nahe, suchten ihre Blicke noch die Burg; und als sich vor dem brechenden Auge die Gegenstände verwirrten, gab sie ihrer Freundin ein Zeichen, die sogleich das Fenster öffnete. Ein zufriedenes Lächeln dankte der Freundin. Das Gesicht nach Rolands Wohnung gerichtet, verschied Hildegarde, wenige Jahre nachdem sie den Schleier genommen hatte. Ihr letzter Gedanke war an Gott und ihren Geliebten.

Da das dumpfe Geläute der Glocken aus dem Kloster den Tod einer Schwester ankündigte, ergriff Roland ein banges Schaudern. Ein geheimes Gefühl ließ ihn die Wahrheit

ahnen. Die frommen Schwestern trugen die Leiche zu Grabe, und Roland fand in dem trauernden Zuge seine Hildegarde nicht. Ein Bote, den er nach dem Kloster sandte, hob endlich jeden Zweifel. Er sehnte sich jetzt aus einer Welt, die seine Geliebte verlassen hatte, und bat den Himmel nur um die einzige Gnade, ihm bald die harten Fesseln abzunehmen, die ihn noch ans Leben ketteten. Eines Morgens erwartete der alte Diener seinen Herrn vergebens; und da es ihm endlich auffiel, daß der lang Erwartete nicht erschien, ging er in sein Zimmer. Roland saß ohne Bewegung am Fenster, das starre Auge auf das Kloster gerichtet. Das Leben schien ihn früher verlassen zu haben, als die Liebe.

Mit tiefer Rührung scheide ich von dir, stilles, freundliches Eiland! Mit Andacht betrat ich deinen Boden, den die Liebe zwei edler Menschen geheiligt hat. Tausend und tausend Sterne glänzen aus der blauen Tiefe des Himmels. Eine feierliche Stille herrscht weit umher, nur von dem Plätschern der Wellen, die spielend an das Ufer hüpfen, unterbrochen.

Warum siehst du trauernd auf diese friedliche Erde, einsames Rolandseck? Ach! die guten Menschen, die hier gewohnt, sind schon lange nicht mehr, und die Herzen, welche eine schöne unendliche Liebe beseelte, haben zu schlagen aufgehört, und ruhen aus von ihren Schmerzen und von ihrem Entzücken.

Panthea,

oder

die Treue.

Die Beispiele, daß Menschen ihr Wohl dem ihres Vaterlands oder der Menschheit, sich selbst einer erhabenen Idee, und so den physischen Menschen dem moralischen aufgeopfert haben, sind selten; und doch besteht darin die wahre Größe, und das Wesen der Tugend. Schweres thun, wenn uns eine Leidenschaft oder unser Vortheil dazu bestimmt, setzt allerdings große Kräfte voraus. Aber ein Krieger, den der Ehrgeitz in die Schlacht treibt, und ein Kaufmann, den die Gewinnsucht über ferne Meere führt, mögen dem Tode tausend Mal Trotz bieten; sie thun doch nicht mehr, als der Löwe, der für seine Beute kämpft. Der den Göttern der Erde nicht schmeichelt, die alles zu vermögen glauben, und die Wahrheit sagt, wo es gefährlich ist, besitzt mehr wahren Muth, als der sich, im Getümmel der

Schlacht, in die feindlichen Reihen stürzt. Nach meiner Schätzung war Sokrates ein größerer Held, als Alexander. Den schönsten und glorreichsten Sieg erkämpft der Mensch über sich selbst; und das erhabenste Schauspiel gewährt derselbe, wenn er, seiner höheren göttlichen Natur getreu, lieber sich, als diese in sich zerstören läßt. Die Wahrheit, das heißt seine Ueberzeugung, seinen Glauben, die Tugend, die Freundschaft und Liebe, kurz was der Mensch für heilig oder seine Pflicht hält, nicht verleugnen, wo dieser Verrath große Vortheile sichert, und die treue Anhänglichkeit an sie ein gewisses Verderben droht, das ist Heldenmuth.

Wir sehen das Große gewöhnlich nur auf einem großen Schauplatze, und die Tugenden, welche in dem engen Kreise des stillen Familienlebens geübt werden, bleiben unbemerkt; indessen erfordern diese oft größere Anstrengungen, als die öffentlichen, und sind auch nicht selten verdienstlicher. Die treue Gattin, der gute Vater, der redliche Freund, die ihre Bestimmung ganz erfüllen, allenthalben, und unter allen Umständen sind, was sie seyn sollen, verdienen unsre Achtung wenigstens in einem so hohen Grade, als der öffentliche Mensch, der seine Rolle auch oft nur darum gut spielt, weil er weiß, daß er ein Publikum hat. Die öffentliche Tugend ist nicht immer ohne allen Eigennutz. In der Ueberzeugung, daß sie bemerkt wird, findet sie schon eine

Aufmunterung und Belohnung, welche der häuslichen entgeht.

Indessen hat uns die Geschichte auch wenige Beispiele von jenen öffentlichen Tugenden überliefert. Das freie Alterthum, welches in so Vielem einzig ist, zeigt uns einige Heroen, die ihrem Vaterlande alles, sich selbst aufgeopfert haben. Reicher an Helden, dieses Namens würdig, erscheint das Christenthum, dessen Wesen die reinste Liebe ist, Liebe zu Gott und zu unserm Nächsten, und das sogar die Liebe der Feinde uns zur Pflicht macht. Wie viele Menschen zählt dieser wahrhaft göttliche Glaube, die ihr ganzes mühevolles Leben der Wahrheit, dem Besten der Menschheit geweiht haben? Gewiß erhebt die Religion das Gemüth und die Seele mehr, als selbst die Vaterlandsliebe, und zeigt den Menschen in seiner höchsten moralischen Würde und Größe.

Unter den Beispielen von treuer, liebevoller Ergebung, die uns die Alten aufbewahrt haben, ist ohne Zweifel das, welches die schöne und tugendhafte Panthea gab, eines der merkwürdigsten und rührendsten. Nach der Schlacht, welche der siegreiche Cyrus über die Assyrier gewonnen hatte, vertheilte man die reiche Beute unter das Heer. Dem Könige wurde ein prächtiges Zelt und eine Gefangene von seltner Schönheit vorbehalten. Diese war Panthea, Königin von Susa. Ihr Gemahl, Abradates, ein Bundesgenosse der

Assyrier, befand sich damals von der Armee entfernt, um ihr Verstärkung zuzuführen. Man sprach allenthalben mit den Ausdrücken der höchsten Bewunderung von der außerordentlichen Schönheit der Gefangenen; aber gerade dies war für den edeln Cyrus ein Grund, sie nicht zu sehen. Er übergab die Königin einem vornehmen jungen Meder, Namens Araspes, den er besonders liebte und auszeichnete, in Verwahrung. Dieser besuchte Panthea, um sie in ihrer unglücklichen Lage zu trösten, und ihr, im Namen des Königs, alle Mittel anzubieten, dieselbe, wo nicht angenehm, doch erträglich zu machen. Der Meder fand Panthea, im Kreise ihrer Frauen, verschleiert, und in tiefer Trauer. »Das Schicksal« sprach er zu ihr »hat Sie einem Gemahle entrissen, der durch seine Vorzüge ohne Zweifel »Ihre ganze Liebe verdiente; aber vergessen Sie nicht, »daß Sie ihn gegen den großen Cyrus, den ersten der »Fürsten, und den vollkommensten der Männer, auch »wenn er nicht auf einem Throne säße, vertauschen.« Bei diesen Worten entstürzte den Augen der Königin ein Strom von Thränen. Die Verzweiflung bemächtigte sich ihrer gängstigten Seele, und sie verwünschte das grausame Verhängniß, das sie den Händen des Siegers überliefert hatte. Araspes fand bei der heftigen Bewegung, in welcher Panthea war, Gelegenheit, ihr Gesicht zu sehen; und es bewunderte es eben so sehr, als er ihre

hohe, schlanke Gestalt, und die Würde und Grazie in ihrer Haltung bewundert hatte. Er betheuerte seinem Könige, nie habe Asien eine solche unvergleichliche Schönheit hervorgebracht, und beschwor ihn, die reitzende Gefangene zu sehen.

»Deine Erzählung« erwiederte Cyrus »befestigt mei»nen Entschluß, sie nicht zu sehen. Ich könnte sie wie»der und öfters zu sehen wünschen, und an ihrer Seite »vielleicht vergessen, was ich ihr, mir selbst und ihrem »Gemahle schuldig bin.« — Aber, fragte Araspes, kommt es denn nicht auf uns an, ob und wie sehr wir einen Menschen lieben wollen? Bleibe ich nicht stets Herr meiner Neigung? Feige entschuldigen sich mit der unwiderstehlichen Macht einer Leidenschaft, weil ihnen die Stärke fehlt, ihrer ewigen Pflicht eine vorübergehende Neigung zu opfern. Theilten übrigens auch alle Sterblichen diese Schwäche, wenigstens bliebe Cyrus frei von ihr, der sich selbst wie die Welt zu beherrschen weiß.

»Ich habe Sklaven gesehen,« antwortete der König »die mit Entrüstung die Fesseln trugen, in welche sie »sich selbst geschmiedet hatten, und den Verlust einer »Freiheit beweinten, die sie doch nicht ertragen konnten. »Ein bescheidenes Mißtrauen auf sich hat man seltner »zu bereuen, als eine übermüthige Zuversicht. Auch die »Könige sind Menschen; und wehe ihnen und ihren

»Völkern, sind sie es nicht!« Araspes lächelte ungläubig. Er sah Panthea öfters, und schenkte ihr die ganze theilnehmende Aufmerksamkeit, die, wie er glaubte, das Schicksal der erhabenen Gefangenen verdiente. Panthea erwiederte diese zarte Sorgfalt mit dem Ausdrucke der Dankbarkeit, welche sie für Pflicht hielt. Sie bemerkte kaum selbst, daß der Besuch des Jünglings häufiger, und sein Antheil an ihrer Lage inniger und lebendiger wurde. Alle diese Aeußerungen einer wachsenden Liebe nahm sie für Beweise einer jugendlichen Gutmüthigkeit, die fremdes Leiden schnell bewegt. Der Jüngling aber sah in dem Ausdruck eines dankbaren Gefühls das Bestreben der schönen Gefangenen, ihm zu gefallen. Die Eigenliebe überzeugte ihn bald von der Gewißheit des Triumphs seiner unwiderstehlichen Vorzüge über die Tugend der Königin. Er wußte, daß in seinem Alter, und mit seinen glänzenden Eigenschaften ein Mann mit einem Weibe nicht leicht zu viel wagt. Er legte also das Geständniß seiner Leidenschaft in der sichern Erwartung ab, daß seine Liebe eine belohnende Gegenliebe finden würde. Wie groß war das Erstaunen des Jünglings, als die Fürstin ihn, mit dem ganzen Ausdrucke ihres edlen Unwillens, an die Heiligkeit seiner und ihrer Pflicht erinnerte! Die getäuschte Erwartung entflammte seine Leidenschaft zur Wuth; und da er das königliche Weib standhaft bei ihrem Entschlusse fand,

wagte er es, sie mit Drohungen schrecken zu wollen. Panthea verstund sich ungern zu dem einzigen Mittel, von dem sie sich einigen Erfolg versprechen konnte; sie ließ nämlich den Monarchen von dem Betragen seines Lieblings unterrichten. Diesem, der seiner Schuld bewußt, den Anblick seines Herrn floh, ließ Cyrus sagen, es sey des Mannes unwürdig, die Gunst eines Weibes andern Mitteln, als ihrer Liebe, zu verdanken.

Diese Warnung war für Araspes ein Donnerschlag. Er liebte Panthea; aber an Cyrus fesselten ihn alle Verhältnisse seines Lebens, und eine lange süße Gewohnheit. Er kannte kein anderes Daseyn, als das in der Nähe des Fürsten, in dem Glanze des Hofes, mit dem Einflusse eines Günstlings. Er fühlte den Verlust der Gnade seines Gebieters schmerzlich, schmerzlicher aber noch den des wohlwollenden Vertrauens eines Freundes.

So wie Araspes aus der glänzenden Umgebung des Königs entfernt war, veränderte sich Alles um ihn. Die Großen des Hofes kannten ihn nicht mehr. Alle, denen er Wohlthaten erwiesen hatte, warfen die drückende Last der Dankbarkeit ab, und waren sehr zufrieden, vergessen zu dürfen, daß sie ihm ihr Glück verdankten. Die nicht durch ihn erhalten hatten, was sie zu besitzen wünschten, sahen die königliche Ungnade als eine verdiente Züchtigung seiner Ungerechtigkeit gegen ihre Verdienste an, und ließen ihn bei jeder Gelegenheit seine

Erniedrigung fühlen. Selbst seine seltnen Freunde gebrauchten die Vorsicht, aus ihrer Freundschaft, wie aus einem Verbrechen, ein Geheimniß zu machen, weil sie dem Monarchen zu mißfallen fürchteten. Sie nahmen an dem Schicksale des gefallenen Günstlings einen warmen Antheil, aber doch einen wärmeren an ihrem eigenen, auf welches jenes Einfluß haben konnte. Wenn es darauf ankommt, selbst zu steigen oder zu fallen, darf man sich dann den Fall eines Andern zu Herzen nehmen? Araspes war einsam an dem zahlreichen, glänzenden Hofe des großen Cyrus. Mit einem tiefen Schmerze fühlte er, daß nur sein Glück, nicht aber er Freunde gehabt; daß man sich dem Günstlinge des allmächtigen Gebieters zu Füßen gelegt, an diesen die tausend Huldigungen verschwendet, und nicht an Araspes. »Die »hündischen Menschen!« rief er in seiner Erbitterung. »So lange sie die Peitsche in der einen Hand, und den »Fraß in der andern sehen, kriechen sie vor dir aus »Furcht oder Hunger. Nein, in dem Verluste der Ach»tung und Liebe dieser armseligen, verächtlichen Wesen »habe ich nichts verloren!« So suchte sich Araspes zu trösten. Aber gerade der Schmerz über den Verlust dieser Güter, die er zu verschmähen scheinen wollte, preßte ihm seine Klagen und Verwünschungen aus. Hätte er sie noch besessen, dann wären sie ihm ohne Zweifel achtungswerth gewesen. Man muß größer seyn, als die

Welt, um ihre Schätze mit ruhigem Gemüthe besitzen oder entbehren zu können. Araspes war noch in der Blüthe seiner Jugend und voll glänzender Eigenschaften, die sich nur auf einem großen Schauplatze entwickeln und zeigen konnten.

In dieser Lage ließ Cyrus den Gefallenen zu sich bringen. Dieser freuete sich, seinen sonst so gütigen Gebieter wieder zu sehen, und zitterte zugleich vor seinem Anblick. Da sie allein waren, sprach der König zu ihm: »Ohne Zweifel hast du sehr gefehlt, Araspes. Es ist »eines edeln Gemüthes unwürdig, aus der unglücklichen »Lage eines Menschen Vortheil ziehen zu wollen. Doppelt strafbar ist aber der Versuch, mit Gewaltthätigkeit »von einer Gefangenen zu erhalten, was für den Mann »von Gefühl nur als ein freiwilliges Geschenk Werth »haben kann; und diese Gefangene hatte dein König, »daß du sie schützen solltest, dir anvertraut!«

Ich fühle die ganze Abscheulichkeit meines Vergehens, sprach Araspes, indem er vor Cyrus niederfiel, und wage es kaum, Vergebung von meinem großmüthigen Gebieter zu erflehen. Vielleicht bin ich unglücklicher als strafbar; denn kaum kenne und begreife ich mich selbst. Eine geheime Macht zieht mich unwiderstehlich zu dieser Königin, in deren Besitz ich mein höchstes Glück zu finden hoffe; und eine innere Stimme sagt mir, daß ich unrecht handle, und mahnet mich, die reitzende Gefan-

gene zu fliehen. Der arme Mensch ist ein Spielwerk boshafter höllischer Mächte. Ich fühle wohl, daß in uns zwei Seelen wohnen, von denen die eine uns zum Guten räth, da die andere uns zum Bösen treibt. Dem Kampfe dieser feindseligen Dämonen sind wir Preis gegeben. Nicht immer vermag der Mensch zu thun, was er will. Das Bessere erkennt er, und wählt das Schlechtere. Hat aber bis jetzt mein böser Geist über den guten gesiegt, dann ist es von nun an mein fester Entschluß, der Stimme des letztern zu folgen.

»Dein Entschluß ehrt dich,« erwiederte Cyrus; »und du wirst ihn ausführen. Ich habe dich nicht verkannt, Araspes! Menschen von edlerer Natur können sich wohl auf Augenblicke verirren; aber, von ihrem Irrthume zurückgekommen, verfolgen sie um so vorsichtiger und beharrlicher die Bahn der Tugend und der wahren Größe. Ich selbst trage die Hälfte deiner Schuld. Wer hieß mich einem Jüngling das schönste Weib zur Verwahrung anvertrauen? Es giebt Feinde, die man allein besiegen kann, wenn man den Kampf mit ihnen meidet. Solche Feinde sind unsere Leidenschaften. Wer sich auch nur in einen Krieg mit ihnen einläßt, ist halb überwunden. Sich seinem Gegner nicht zeigen, ist hier das Sicherste. Nicht immer steht es bei uns, zu lieben, wen und wie sehr wir lieben wollen. Die Erfahrung hast du nun selbst gemacht, und theuer bezahlt. Das Letztere wollte ich

freilich nicht, und bekenne gern, daß der größte Theil deiner Schuld auf mich zurückfällt. Ich hätte dich einem Feinde nicht entgegenstellen sollen, von dem ich wissen konnte, daß du ihm nicht gewachsen seyst. Aber darum liebe ich dich nicht weniger.« Bei diesen Worten nahm er den erstaunten Jüngling in die Arme, und schloß ihn an sein Herz.

Großmüthiger Cyrus! rief Araspes. Da alle Welt mich verläßt; da man mich, wie einen Verpesteten, flieht, weil ich unglücklich scheine; da die Menschen, denen ich nur Gutes that, mich verkennen, tröstet mein König mich, den allein ich beleidigt habe! — »Dein König« sprach Cyrus »und dein Freund. Indessen benutzen wir die Stimmung der Gemüther, und den allgemeinen Glauben, wir seyen Feinde! Ueber die Macht und Stellung der Assyrier, welche bedeutende Verstärkungen an sich gezogen haben, bin ich nur unvollständig unterrichtet. Eine Niederlage könnte mich die theuer erkauften Früchte meiner früheren Siege kosten. Gehe in das feindliche Lager! Man wird dir leicht glauben, du seyst meinem Zorn entflohen.«

Ich verstehe, erwiederte Araspes, und freue mich, Gelegenheit zu finden, einen kleinen Theil meiner Schuld abtragen zu können. — Cyrus hatte bei diesem Rathe, den er Araspes gab, auch die Absicht, ihn von der schönen Gefangenen zu entfernen, sein Gemüth durch Thä-

tigkeit zu zerstreuen, und dann der Zeit die gänzliche Genesung von seiner Leidenschaft zu überlassen.

Da Panthea hörte, der treulose Günstling sey zu dem Feinde entflohen, ließ sie Cyrus sagen, den Verlust werde sie ihm durch einen wahren und treuen Freund ersetzen. Dieser sey der Achtung des größten Königs werth, und werde sein Vertrauen zu verdienen wissen. Panthea meinte ihren Gemahl, der, mit den Assyriern unzufrieden, ihrer Sache ungern diente. Abradates näherte sich auch wirklich dem persischen Heere mit zweitausend Reitern, wurde empfangen, und zu seiner Gemahlin geführt. Nach den ersten lebhaften Aeußerungen der Freude des Wiedersehens erzählte die Gefangene, wie sie, durch den unerwarteten Wechsel des Glücks, in diesen Zustand gekommen sey, und Cyrus sie edelmüthig behandelt habe; die strafbaren Zumuthungen des königlichen Günstlings, und das großherzige Benehmen seines Herrn. Abradates, der seine Gemahlin mit dem ganzen Feuer der ersten Liebe liebte, erfüllte die Erzählung mit Bewunderung und Dankbarkeit gegen den edeln Sieger. Er eilte zu ihm, um ihn zu bitten, seine Dienste anzunehmen. Nur meine gänzliche Ergebung, sprach er, kann ich dem großen König als einen Beweis meiner Dankbarkeit anbieten. Was ich zu geben vermag, ist wenig gegen das, was ich empfangen habe. Ist mir aber das Schicksal

günstig, dann werde ich eine Schuld abtragen, die mich zu ewiger Dankbarkeit verpflichtet.

Cyrus nahm das Anerbieten eines Mannes, den er schon als Feind schätzen gelernt hatte, mit Vergnügen an. Sie trafen gemeinschaftlich die Anordnungen zur Schlacht, welche das Schicksal eines großen Reichs, und eines mächtigen Königs entscheiden sollte. Die Assyrier, die Lydier, ein großer Theil des übrigen Asiens, und die Egypter stunden dem Cyrus gegenüber. Abradates war im Begriff, seinen Wagen zu besteigen, um sich an die Spitze der seinem Befehle anvertrauten Truppen zu stellen, als Panthea zu ihm trat. Sie überreichte ihm die Waffen, welche, auf ihren Befehl, in Geheim für ihn waren verfertigt worden, und an denen man die Reste ihres Schmuckes glänzen sah, welche das unzuverlässige Glück ihr gelassen hatte. »Edles Weib!« rief Abradates gerührt, »das Wenige, was dir von deinem ehemaligen »Glanze blieb, opferst du mir!« Mein reichster Schmuck, erwiederte Panthea, ist deine Liebe; und jeden andern gebe ich freudig um diesen hin. — Sie half ihm die glänzende Rüstung anlegen; und da er zur Schlacht fertig vor ihr stund, und Thränen ihm in die Augen drangen bei dem Gedanken an die Trennung von seinem theuren Weibe, sprach sie: »Nie ward vielleicht ein Mann »geliebt, wie ich dich liebe. Willig gäbe ich mein Leben, »um das deinige zu erhalten, und gern würde ich mich

»unglücklich sehen, wäre unter dieser Bedingung dein »Glück gegründet. Was ich dir war und bin, muß dir »besser sagen, als Worte es zu sagen vermögen, wie »sehr ich dich liebe. Aber ohne Achtung ist keine Liebe »dauernd. Du wirst an diesem großen Tage Abradates »seyn, und deiner würdig handeln. Ich war in Fesseln; »Cyrus nahm mir sie ab. Sein Günstling und Freund »vergaß, was er seinem Könige und uns beiden schul»dig war; Cyrus schützte mich gegen seinen Freund und »Günstling. Durch mich verlor er den Vertrauten, den »er unter allen, die ihn umgeben, am meisten liebte. »Ich versprach ihm den Verlust mit einem wahren und »treuen Freunde zu ersetzen. Ich weiß, du wirst das »von mir gegebene Wort nicht brechen.« Weib meines Herzens! meine über alles theure Panthea! rief Abradates, ihre hohe Gesinnung bewundernd, ich will deiner würdig seyn. Er schloß sie noch einmal in seine Arme, und eilte zur Schlacht.

Die Perser siegten. Das Reich der Lydier fiel an diesem Tage; und Crösus selbst, der sich einst den Glücklichsten der Sterblichen gepriesen hatte, weil er der reichste und mächtigste war, wurde gefangen. Er klagte nun die Götter an, da er nur sich und seine Unmäßigkeit anklagen konnte. Das Schicksal hatte ihm ein großes Reich und unermeßliche Schätze verliehen. Aber nicht zufrieden mit dem, was er besaß, war er auf den Besitz Anderer

eifersüchtig. Mit neidischen Augen sah er die wachsende Macht des großen Cyrus, und faßte den Entschluß, sie zu zerstören. Um sich bei dieser schweren Unternehmung der Gunst der Götter zu versichern, schickte er ihren Priestern reiche Geschenke. Auf die Frage, ob er den Cyrus angreifen solle, antwortete das Orakel: Geht Crösus über den Halys, dann wird er ein großes Reich zertrümmern. Der Halys ist ein Fluß, der die Staaten des Crösus von denen des Cyrus trennte. Diese zweideutige Antwort legte der König, weil der Mensch gern glaubt, was er hofft, nach seinen Wünschen aus. Er ging über den Halys, um den Cyrus zu bekriegen, und zertrümmerte — sein eignes großes Reich. Crösus machte nun sein Unglück den Göttern zum Vorwurf, und klagte sie der Falschheit an. Ist Wahrheit und Recht in unsrer Brust, dann dürfen wir nur den Gott in ihr fragen, um den Ausspruch des ewigen Gottes zu vernehmen. Aber Crösus dachte schlecht genug von den Göttern, daß er sie mit seiner Unmäßigkeit und Ungerechtigkeit im Bunde glaubte, oder durch Geschenke zu gewinnen hoffte. Er hatte sich also selbst, und nicht sie hatten ihn betrogen.

Mit einer unbeschreiblichen Unruhe sah Panthea der Entscheidung der Schlacht entgegen. Die Hände gegen den Himmel gefaltet, lag sie in ihrem Zelte auf den Knien, um den Sieg und Erhaltung für ihren geliebten Abradates

zu erflehen. Den Sieg gewährte er; aber der Sieger bezahlte ihn mit seinem Leben.

Die Stärke des feindlichen Heeres, auf welche Cröfus besonders gezählt hatte, war die egyptische Phalanx. Ehe die Schlacht begann, bat Abradates den König, ihm die gefährliche Stellung gegen diesen Kern der feindlichen Macht anzuvertrauen. Die tapfersten Feldherren des Cyrus, die gerechtere Ansprüche auf diese Auszeichnung zu haben glaubten, forderten sie für sich. Das Los entschied, und zwar für Abradates. Mit der ganzen Heftigkeit seines ungestümen Muthes stürzte sich dieser auf die egyptische Phalanx, welche ihm tapfer widerstand. Das Gefecht war mörderisch. Abradates entschlossen, ruhmreich zu siegen, oder mit Ruhm zu sterben, warf sich mitten in die feindlichen Reihen. Nur wenige seiner treuesten Gefährten folgten ihm. Die übrigen verließen feig ihren Feldherrn und die Sache ihres Königs. Der Muthige siegte, fiel aber mit Wunden bedeckt, nach allen den Tapfern, die ihm eine schützende Wache gebildet hatten.

Auf das Gerücht des erfochtenen Sieges eilte Panthea mit einigen Vertrauten auf das Schlachtfeld, sich nach der ersten Nachricht von dem Schicksal ihres Gemahls sehnend, und vor ihr zitternd. Da sie erfuhr, was geschehen war, drang der Schmerz wie ein vergifteter Dolch in ihre Brust, und sie sank ohne Besinnung nieder. Sie erwachte mit einem klagenden, jammernden Blick gegen den Himmel. Er

ist todt, rief sie, und ich lebe noch! Den Leichnam des Gefallenen ließ sie nach dem Ufer des Flusses Paktolus bringen, in dessen Nähe die Schlacht geliefert worden war. Während dem man, auf ihren Befehl, Anstalten traf, dem Todten durch ein feierliches Begräbniß die letzte Ehre zu erweisen, kam Cyrus, der das Schicksal seines zu frühe verlorenen Freundes erfahren hatte. Er fand die Trauernde, in stummen Schmerz versunken, bei dem Leichnam ihres theuren Gatten auf der Erde sitzend. Er blieb vor ihr stehen, erschüttert durch den Anblick der Lebenden und des gefallenen Helden. Aber sie sah ihn nicht, betäubt von der Qual, die ihre Seele zerriß. Panthea! rief der König mit einem Tone der innigsten Theilnahme. Sie warf einen starren Blick auf ihn, und blieb ohne Bewegung an ihrer Stelle. Die Lebenden schien sie nicht zu kennen; ihr Geist war bei dem geliebten Todten. »Dein »Schmerz« fuhr Cyrus fort »ist gerecht. Ich habe viel »verloren; du aber noch mehr.« — »Alles,« antwortete Panthea mit erstickter Stimme, kaum hörbar, und keine Thräne kam in ihre Augen. »Seinem gegebenen Worte nur zu getreu, starb er für seinen König und mich. Der Sieg hat sein Leben gekrönt; aber er ist todt, und Panthea lebt noch!«

Cyrus vergoß Thränen mit der Unglücklichen. Er wünschte, er hoffte sie zu trösten. Er gab Befehl, dem gefallenen Helden ein Denkmahl zu errichten, würdig sei-

nes glorreichen Todes und des glänzenden Sieges, den seine Tapferkeit entschieden hatte. »Lasse« sprach er »dem zurückgebliebenen Freunde deines Gemahls den »Trost, einen Theil der großen Schuld, die ich dem »Todten nicht bezahlen kann, an die Lebende abzutra»gen, die ihm über alles theuer war.«

Mein König, antwortete Panthea, soll alle meine Wünsche kennen. Cyrus glaubte ihren Schmerz zu ehren, wenn er sich entfernte. Da er weggegangen, hieß sie ihre Begleitung sie verlassen, und behielt nur eine Sklavin zurück, die schon ihre Kindheit gepflegt hatte. »Wenn meine Augen geschlossen sind,« befahl sie dieser, »dann bedecke meinen Körper und den meines Gemahls »mit einem und demselben Tuche!« Die Alte weinte, warf sich ihrer Gebieterin zu Füßen, bat um Mitleid für sich und die guten Menschen, die sie so zärtlich liebten. »Das Leben« sagte Panthea »hat für mich auf»gehört, ein Gut zu seyn.« Sie nahm einen Dolch und stieß ihn sich in die Brust. Sterbend legte sie das Haupt auf das Herz ihres Gatten, und — verschied.

Briefe aus der Stadt.

Erster Brief.

Vom, 13. Jänner.

Du glaubst, wir schwelgen hier in Winterlustbarkeiten, und schwimmen in einem Strome von Genüssen. Weit gefehlt, mein Lieber! Von den Herrlichkeiten des Winters haben wir, auch sogar in der Hauptstadt, nichts als ihn selbst mit seinen trüben Tagen und langen finstern Nächten; nur ihn, den grämlichen Alten mit seinem kalten, mürrischen Gesichte.

Ohne Musik, weißt du wohl, gibt es für mich keinen besondern Genuß; und sie ist weder durch die Zeitumstände, noch durch die Stimmung der Menschen begünstigt. Gefühllos, hart, und voll schneidender Dissonanzen ist die Gegenwart.

Unsre musikalische Akademie schlummert; und Manche wollen in diesem Zustande von Apathie und Lethargie einen gewissen Vorboten ihres nahen Todesschlafes sehen. Das wäre doch wirklich zu frühe für die hoffnungsvolle Kleine, die schöne Anlagen verrieth, und etwas zu werden versprach! In Rücksicht der Kunst sind wir hier beinahe in der Lage, wie der herrliche Strom vor uns. Schwerfällig trägt er die Fesseln des harten Winters, und wälzt seine Eisschollen langsam fort; aber ganz gelähmt vom Froste, und bewegungslos gekettet ist er noch nicht. Es ist der fatale Mittelzustand zwischen Leben und Tod, zwischen Bewegung und Erstarrung, den ich in der Natur so wenig, als bei dem Menschen leiden mag. Jede unentschiedene Lage, alles ungewisse Schwanken und unentschlossene Zögern zwischen Rechts und Links, zwischen Kalt und Warm, ist mir unerträglich. Einem entschlossenen Feinde sehe ich lieber ins Gesicht, als einem zweifelhaften Freunde. Auf dem erstarrten Strome, wenn er Zentnerlasten auf seinem Rücken trägt, und in dem Sonnenlichte eines klaren Himmels glänzt, kann mein Auge mit Vergnügen weilen; aber wie er sich jetzt unbehülflich fortschleppt, nicht flüssig und nicht fest ist, wie der Geist der Zeit, so habe ich einen Widerwillen gegen ihn, wie gegen alles vorsichtige, leise Auftreten und Schleichen, gegen alles gefallsüchtige Schmiegen und Schicken in jedermanns Launen, gegen

diese mehr als kosmopolitische Freundschaft mit aller Welt, die es mit keinem Menschen gut meint.

Die musikalische Akademie schien manchem schon, bei ihrem Entstehen, in ihrer anarchischen Form, den Keim der nahen Auflösung in sich zu tragen. Die Monarchie ist aber, wie große Staatsleute behaupten, nur reichen Völkern angemessen, und die republikanische Verfassung armen. Ist dem so, dann läßt sich die Lage unsrer Akademie schon aus diesem Grundsatze erklären; denn, wäre sie reich genug, um die Künstler zu bezahlen, so würde sie an Einheit (dem Prinzip der Monarchie) unendlich gewinnen. Indessen wäre es Schade um die Gesellschaft, die einige ausgezeichnete Talente aufzuweisen hat, wenn sie untergehen sollte.

Reisende Künstler erweisen uns öfters die Ehre, daß sie uns ihre Fertigkeit bewundern und bezahlen lassen. Noch unlängst überraschte uns Herr Durand mit seiner seltnen Behendigkeit auf der Geige. Mich befriedigte besonders die Harfenspielerin Pascal, die wir früher gehört. In einigen Tagen hören wir die Gebrüder Femy aus Paris, und dann soll der Tausendkünstler Comte die Mainzer Welt durch seine Zaubereien in nicht geringe Verlegenheit setzen. Was ich bis jetzt von ihm weiß, kündigt einen Mann an, der dazu geschaffen ist, sein Glück zu machen. Er ist gefällig und redselig, und besitzt die Gabe, Andere von dem wirklichen Ge-

halte seiner Talente zu überzeugen, an dem er vielleicht selbst nicht glaubt. Die Welt will betrogen seyn, sagt ein altes, sehr wahres Sprichwort, und wer das kann und mag, ist ihr Held. Es giebt kein einträglicheres Gewerbe, als das, die Menschen zu täuschen. Wem der Ruf vorausgeht, daß er die Wahrheit liebe und sage, der ist wahrhaftig schlecht empfohlen. Nach Herrn Comte wird es hoffentlich ein Anderer übernehmen, uns, für unser gutes Geld, die Zeit zu vertreiben oder Langeweile zu machen. So taumeln wir denn wirklich, wie du dir vorstellest, aus einer Schwelgerei in die andere!

Was man eigentlich Schauspiel nennt, haben wir nicht. Du weißt, daß unser Theater, welches bald eine Reitschule, bald ein Kunsttempel war, und abwechselnd in beiden Verwandlungen erschien, als ein Symbol unsers Kunstzustandes, den Einsturz droht.

Unser Feld ist eigentlich die Politik; denn da giebt die ungewisse Zukunft unsrer regen Phantasie einen weiten Spielraum. Aehren lesen wir wenige auf dem öden Stoppelfelde; aber unsre Vermuthungen, unsre Furcht und Hoffnung können sich nach Lust auf ihm herumtummeln; und gerade eine unbestimmte zwecklose Thätigkeit hat für den Menschen gewöhnlich den größten Reitz. Haben wir uns nicht von jeher durch Fragen, Zweifel und Streitigkeiten über jene unbekannte Welt allen Spaß in dieser bekannten verdorben? Leihet die Dunkelheit

und Unbestimmtheit nicht nur der Philosophie und Dichtkunst ganz besondere Annehmlichkeiten? Was wird sprichst der Mensch am liebsten, als von dem, was er am wenigsten versteht? Wir leben und weben jetzt in Rußland, Polen und Preußen, und rathen den Feldherrn der kriegführenden Mächte gute Operationen auf den künftigen Feldzug an. Es giebt nichts tollers, als die Weissagungen und Wettungen über die Zukunft. Doch lassen wir jedem seine Weise! Der Adler wiegt sich in den höheren Regionen des Himmels, und der Frosch quakt im tiefen Sumpfe. Singe jeder, wie ihm die Stimme gegeben ist, aber für sich!

Ich liebe die politischen Prognostiken nicht besonders, und glaube, daß es noch schwerer ist, einem Staate, als dem einzelnen Menschen die Nativität zu stellen. Mein Gott! sind wir denn was anders als blinde Werkzeuge in der Hand des Schicksals? Wer wagt es, nach dem, wie es heute ist, vorauszusagen, wie es morgen seyn werde? Keiner hat sich noch auf den delphischen Dreifuß gesetzt, um die Zukunft zu verkünden, ohne daß er sich und Andere getäuscht hätte. Sah wohl der kluge Necker voraus, welche Folgen seine Maßregeln für Frankreich haben würden? Konnte er auch nur einen Theil jener furchtbaren Revolution ahnen, die in ihren Wirkungen der Erwartung keines Menschen entsprach? Stelle die Schlacht von Jena neben den Einzug der

verbündeten Mächte in Frankreich, denselben Herzog von Braunschweig, an jenem unglücklichen Tage, neben den stolzen Feldherrn, der die denkwürdige Proklamation, gleich einem verzehrenden Blitze, gegen die Franzosen zu schleudern glaubte! Seit zwanzig Jahren haben kluge Staatsleute und große Staatswirthschaftsgelehrte den gewissen Bankerut von England vorausgesagt; und doch spielt es seine Rolle auch jetzt noch so, als wenn seine Geldverlegenheit wenigstens nicht verzweifelt wäre. Wie oft, und mit welcher Zuverlässigkeit wurde die Demüthigung und Zerstückelung Frankreichs angekündigt? Und Frankreich ist die entscheidende Macht in Europa, und wird es noch lange bleiben.

Man hat sehr scharfsinnige Werke über die Ursachen der französischen Revolution geschrieben, und sie in zwanzig Thatsachen und Ereignissen gefunden, die so unschuldig zu dieser Ehre kommen, als ich, oder ein Philosoph, oder auch eine ganze Sekte. Es ist meine innige Ueberzeugung, daß, unter einem Könige von Kraft und Muth, diese Revolution nicht ausgebrochen wäre, oder doch diese Wendung nicht genommen hätte. Dazu gehörte kein weitsehender Staatsmann, kein Held, sondern nur ein Mann von entschlossenem Karakter. Mag man immerhin die schönen Eigenschaften einer klugen Vorsicht, einer scharfsichtigen Divinationsgabe preisen! Dem nur gehört doch diese Welt an, der den Augenblick, wie er

kommt, schnell zu fassen und zu gebrauchen, die Gegenwart zu erkennen und zu seinem Zwecke zu benutzen weiß. Die Zukunft ist ein dunkles, bodenloses Feld; nur die Gegenwart bietet einen sichern Grund. Die große Kunst ist, den Augenblick zu beherrschen; die Zukunft liegt nicht in des Menschen Reich.

Unter die allgemeinsten und größten Vorurtheile gehört auch der Glaube, das Leben eines großen Mannes sey nach Einem umfassenden Plane gebildet, gleiche einer kolossalen Bildsäule von Einem Gusse, und der Zweck, den er erreicht, habe also seine frühere Anstrengungen und Entwürfe bestimmt. Die größten und kräftigsten Menschen sehen sich aber oft nach einem Ziele getrieben, das sie selbst nie wollten, nie voraussahen.

Im Allgemeinen mag freilich jeder seinen Lebensplan haben; aber niemand weiß, ob und durch welche Mittel er ihn erreichen werde. Eine Leidenschaft, ein Streben treibt uns; und in dem Gegenstande dieses Strebens mag Einheit seyn. Aber gewiß ist sie weder in dem Ziele noch in den Mitteln. Der Habsüchtige sucht die Vergrößerung seines Vermögens, der Ehrgeitzige Gewalt und Ansehen, der das Vergnügen liebt, strebt nach Genüssen, und in so weit haben sie Alle einen gewissen Zweck; aber keiner weiß, ob, und durch welche Mittel er ihn erreichen werde.

Da Cäsar zu seiner Begleitung sagte: in diesem Dorfe

wollte ich lieber der Erste, als in Rom der Zweite seyn, deckte er sein innerstes Wesen auf. Er konnte, seiner Natur nach, keine untergeordnete Rolle spielen; aber gewiß dachte er damals nicht an die Unterwerfung der römischen Welt. Alle Verhältnisse, seine Feinde und Freunde, kurz sein Verhängniß drängten und trieben ihn immer weiter, bis er, durch die Pharsalische Schlacht, sich die bekannte Erde zu Füßen legte. Diese Schlacht war, nach seinem eignen Geständnisse, für ihn verloren, hätte Pompejus seine errungenen Vortheile zu benutzen gewußt. War aber dieser (Pompejus) Sieger, dann erhielten die Angelegenheiten der Welt eine andere Gestalt, und Cäsar selbst war, für die Geschichte, nicht mehr Cäsar. Was wir für Andere sind, und der Nachwelt gelten, hängt nicht von uns, sondern von den feindlichen oder günstigen Umständen ab, unter denen wir handeln.

Hätte Hannibal der Welt seine Absicht angekündigt, mit 59000 Mann von Spanien gegen Rom aufzubrechen, und mit 26000, die ihm noch nach dem Uebergang über die Alpen geblieben waren, diesen Staat in seinen tiefsten Grundfesten zu erschüttern, dann würde die kluge Welt den Abenteurer Hannibal für wahnsinnig erklärt, und mit tausend Gründen die Unmöglichkeit der Ausführung dieses Entwurfs bewiesen haben. Nach geschehener That wußte man eben so viele

Gründe, um den Erfolg zu erklären, und Hannibal war ein kluger Mann. Solcher Stellen giebt es unzählige in der Weltgeschichte, und in der unsres eignen kurzen Lebens. Der Erfolg entscheidet über unser Verdienst und unsern Werth; und wahrhaftig, er hat schon eben so viele gescheidte Leute zu Narren, als Narren zu gescheidten Leuten gemacht. Ein fester Wille, Kraft und Muth, ein sichrer Blick, der den entscheidenden Moment erkennt, eine starke Hand, die ihn fasst, das — sind die Mittel, die zum Ziele führen.

Ich weiß nicht, ob ich von dem geistreichen und gelehrten Lichtenberg folgende Anekdote gehört, oder gelesen habe: »Einem Könige von England — dessen Name mir entfallen ist — machte die stets fertige Geläufigkeit, mit welcher die Gelehrten seines Landes alles Erklärbare und Unerklärbare (de omni scibili et quibusdam aliis) erklärten, viel Spaß, und er entschloß sich, ihnen ein Problem vorzulegen, dessen Auflösung einige Schwierigkeiten darbieten sollte. Man habe, sagte der König, einen Fisch gefangen, an dem die sonderbare Eigenschaft bemerkt werde, daß er in einem Gefäße voll Wasser leichter sey, als in einem leeren, und er wünsche den Grund dieser auffallenden Erscheinung zu erfahren. In welchem Lande hätten die Gelehrten nicht gewetteifert, die Gründlichkeit und den Umfang ihrer Kenntnisse in den Augen ihres Monarchen zu bewähren? Auch in

England erklärten und bewiesen sie in weitläufigen Abhandlungen, wie und warum der Fisch, ohne Wasser, schwerer seyn könne und müsse, als mit demselben. Den König erbauete die gutmüthige Leichtgläubigkeit der Gelehrten, die den reichen Segen ihres Wissens so gefällig zur Schau ausstellten. Nur einer, behutsamer als seine Kollegen — nach andern Lesearten wäre es der Hofnarr gewesen — wünschte sich vorläufig von der Wahrheit der angeblichen Thatsache zu überzeugen, ehe und bevor er zu einer gewagten Erklärung derselben zu schreiten gesonnen war. »Du, sagte der Monarch lächelnd, bist, vielleicht nicht der gelehrteste, aber doch der vernünftigste von allen; denn an der Sache, welche die Herren so fertig zu demonstriren wußten, ist — nichts.«

Se non é vero, é ben trovato.

Die ganze lange Vergangenheit ist für den Geschichtschreiber ein schulgerechter Sorites, in dem alle Glieder nothwendig, als Ursache und Wirkung, zusammenhängen. Aber so weit wir rückwärts sehen, so beschränkt ist unsre Aussicht vor uns. Ist der Patient gestorben oder genesen, dann haben Aerzte und Nichtärzte hundert Gründe, aus denen er sterben oder genesen mußte, da sie früher nicht fähig waren, den Zustand des Kranken auch nur auf eine Nacht vorauszusagen. So, mein Lieber, steht es mit unsrer Scharfsichtigkeit! Die Vergangenheit ist das Ei des Columbus, das jeder auf die

Spitze stellt; aber die Zukunft ist das Räthsel der Sphinx, das selten seinen Oedip findet.

Zweiter Brief.

Den 16. Jänner.

Allem Hinaussehen und Hinausfühlen, aus dem hellen Tage der Gegenwart in die dunkle Nacht der Zukunft, begegnet gewöhnlich nur ein luftiges Gespenst der Einbildung, selten ein festes Wesen der Wirklichkeit; und doch will der Mensch vorauswissen und vorhersagen! Mich hat, vor nicht gar langer Zeit, ein einziger Tag von dieser Seelenkrankheit geheilt.

Nach einer Nacht voll lieblicher Träume war ich an einem schönen Frühlingsmorgen aufgestanden. Bei dem Kaffee wurde der Plan entworfen, wie ich den festlichen Maitag in lauter Lust genießen wollte. Um acht Uhr, sagte ich, wird ein Spatzierritt durch die blühenden, duftenden Gärten der umliegenden Gegend gemacht. Um Zwölf essen wir, wie gewöhnlich, zu Mittag. Aber den Kaffee trinken wir in dem schönen Biebrich, wohin wir mit einer fröhlichen Gesellschaft zu Wasser fahren. In einem wiegenden Kahne gleiten wir den Rhein hinab, und in dem ruhigen, klaren Strome spiegeln sich die verjüngten Auen und die grünenden Ufer. Wir singen

in das Konzert der Vögel, und der freundliche Himmel sieht mit Lust auf die Erde voll Lust.

Voll freudiger Ungeduld sprang ich die Stiege auf und nieder, fiel — und verrenkte mir einen Fuß. Da haben wir die Herrlichkeit! rief ich ärgerlich. Das Pferd steht gesattelt vor der Thür, und ich hüte nun das Haus! Doch, was ich nicht selbst genießen kann, ist darum für einen Freund nicht verboten. Mein Karl soll den fröhlichen Morgen haben! Dem alten, guten treuen Gesellen durch das ungetreue Leben ist der Vorschlag recht. Er tanzt auf meinem leichtfüßigen Braunen durch die Straßen, kömmt ins Freie, trinkt die frische, stärkende Luft, und athmet die Wohlgerüche der Blüthen ein, die ihm von allen Seiten entgegenduften.

Da er um einen Zaun lenkt, richtet sich ein Mensch mit Geräusch hinter ihm auf. Das Pferd wird scheu, bäumt sich, stürzt, und Karl ist noch glücklich, daß er mit der Verrenkung eines Arms davon kommt.

Teufel! rief ich, da hätten wir denn die geträumte Herrlichkeit des schönen Morgens, und die Lust des Tages, und noch Liebesschuß für wenigstens eine ganze Woche! Einer mußte daran, erwiederte mein Freund, mit seiner gewöhnlichen Kälte. Hättest du früher den Fuß nicht verrenkt, dann würdest du später einen Arm, ein Bein oder gar den Hals gebrochen haben. — Es ist aber wirklich fatal, fuhr ich in meinem Aerger fort,

daß die herrliche Wasserfahrt zu Wasser geworden ist. Wir hausen nun in der traurigen Stadt, während dem die Andern sich in Freuden und Genüssen ordentlich baden. Aber in dieser Welt muß sich ein Mann in alle Verhältnisse des wechselnden Lebens zu finden wissen. Suchen wir uns selbst für das zu entschädigen, was uns ein neidisches Verhängniß versagt! Wir bleiben diesen Nachmittag beisammen, Karl, und machen unsre Last durch gemeinschaftliches Tragen leichter. Das thaten wir; und nachdem die Gesellschaft abgezogen war, ließ ich einen herrlichen Rüdesheimer aufstellen, um den wir uns in traulichen Gesprächen lagerten.

Der Morgen war warm gewesen. Den Mittag stund die Sonne glühend an dem Himmel. Schwarze Wolken zogen langsam aus Süden. Die Natur wurde stiller und feierlicher. In der Ferne fing es an zu wetterleuchten und zu donnern. Endlich kam das Gewitter auf den Flügeln des Sturmes näher, — da pochte es an unsrer Thür. Ein alter Universitätsfreund, den wir seit fünfzehn Jahren nicht gesehen hatten! Brust ruhet an Brust. Die Freude des Wiedersehens steigt bei dem Wein, der das Alte verjüngt, bis zur Begeisterung. Aber sie war kurz. Ach! keine Freude währt in diesem Leben lang. Der theure Jugendfreund mußte uns schon in der dritten Stunde verlassen, weil er in einer Gesellschaft reiste, von der er abhing. Das nahe Gewitter

hatte sie bestimmt, beizulegen, und da es vorüber war, setzten sie ihre Fahrt den Rhein abwärts fort.

Ein sonderbares verworrenes Gewebe ist doch dies Leben, sagte ich. Welches Auge, als das der Vorsehung, mag den verschlungenen Fäden folgen, an die sich unser Wohl und Weh, unsre Freuden und Schmerzen anknüpfen! So ist doch alles gut geworden, und nie sollte man voreilig über ein kleines Ungemach klagen. Hätten wir, ich meinen Fuß, und du deinen Arm nicht verrenkt, dann wäre der liebe Schulfreund, ohne uns zu sehen, durch Mainz gereist, wohin der Sturm ihn führen mußte.

An der Fahrt nach Biebrich haben wir wahrscheinlich auch nicht viel verloren; denn hat das Gewitter die Gesellschaft noch auf dem Wasser ereilt, dann möchte ich bei dem Jammer nicht gewesen seyn.

Und so war es. Abends hörten wir, daß alles, bis auf die Haut durchnäßt, nach mancher überstandenen Gefahr, in Biebrich eingetroffen war. Dort mußte die Gesellschaft einen Wagen nehmen, um noch denselben Tag wieder nach der Stadt zu kommen. Auch nicht eine von den mannigfaltigen gehofften und gewünschten Freuden war wirklich geworden. Bei der Heimkehr zeigte sich jedermann so verstimmt und ärgerlich, als er froh und zufrieden ausgezogen war. Welch ein bunter Wechsel in einem einzigen Tage!

So ist es dann doch gut, Ihr Lieben, sagte ich beim Abendtische. Der Tag ist, einige kleine Unfälle abgerechnet, noch glücklich genug vorübergegangen; denn ein wahres Glück ist es, daß der liebe Karl nur einen Arm verrenkt, der Jugendfreund uns zu Hause gefunden, und die Gesellschaft, bei Sturm und Wetter, das Land erreicht hat, und wir nun so ziemlich wohlbehalten wieder beisammen im Trocknen sind. Freilich mußten wir die Lust und Freude entbehren, welche uns der schöne Morgen versprochen hatte. Aber, wie oft wird der Mensch in noch größern und gerechteren Erwartungen getäuscht? Kommt Schlimmes oft unerwartet, dann ist das auch der Fall mit dem Guten. Für heute wäre nun alles vorbei, und wir können Gott für den durchlebten Tag danken.

In demselben Augenblick erhielt ich einen Brief, der mit der Abendpost gekommen war. Ich erbreche und lese ihn. Nein, der Schlag war zu hart! Ein Handelshaus, dem wir den größten Theil unsrer mühselig errungenen Baarschaft anvertraut hatten, war gefallen. Ein schrecklicher Verlust! Auch mochte ich die Farbe ein wenig verändert haben; denn am Tische war alles stumm, sah mit starren Augen auf mich, und erwartete in der peinlichsten Verlegenheit, welche Nachricht ich mitzutheilen hätte. Sollte ich die guten Herzen mit Einem vernichtenden Streiche treffen? Nach einer angstvollen Pause brach ich endlich in die Worte aus: Crösus! o Crösus!

Was ist denn mit dem Crösus! fragte meine Tochter, mit einer so komischen Einfalt, daß ich wie ein Kunststück des Bauchredners Fitz James ausgesehen haben mag, wenn er mit der einen Seite des Gesichtes lacht, und mit der andern weint. Das will ich euch erzählen, antwortete ich meiner Tochter, sehr zufrieden, daß ich ein Mittel gefunden hatte, mich zu sammeln, und die Gemüther ein wenig vorzubereiten.

Crösus, begann ich, war ein sehr mächtiger König, der vor beiläufig 2400 Jahren in Lydien geherrscht hat. Seine Reichthümer waren so unermeßlich groß, daß man, nach ihm, jeden, der übermäßige Schätze besaß, einen Crösus nannte. Obgleich nun dieser König unendlich viel hatte, so hatte er doch nicht genug; denn kein Besitz sättigt den unersättlichen Menschen, und jeder erfüllte Wunsch gleicht einem abgeschlagenen Kopfe der siebenköpfigen Hyder, dem sogleich sechs neue nachwachsen.

Diesen Crösus besuchte der weise Solon auf seinen Reisen. Denn die Alten, um sich zu unterrichten, pflegten zu reisen, wie wir nun Bücher lesen, wurden aber verständiger und gesünder dabei, als wir Gelehrte es im Allgemeinen sind. Der große König ließ dem Fremden alle seine Schätze zeigen. Das Glück des schwachen Sterblichen ist nur halb, wenn es nicht gesehen, bewundert, oder gar beneidet wird. Solon sah alles mit einer unbegreiflichen Gleichgültigkeit. Dem Monarchen, der einen

vorzüglichen Werth auf seine Reichthümer setzte, fiel das seltsame Benehmen auf, und er fragte den Weisen, voll stolzen Eigendünkels, wen er für den glücklichsten von allen Menschen halte, die er je gekannt. Solon nannte einen gemeinen Bürger von Athen, der vor einiger Zeit verschieden war. Crösus verdroß es nicht wenig, daß er einem unbekannten Menschen, ohne Ansehen, Würden und Schätze nachstehen sollte. Doch glaubte er, in Solons Augen, wenigstens den zweiten Rang zu behaupten. Wen, fragte er ihn, hältst du denn für den glücklichsten nach diesem? Solon nannte zwei Jünglinge von Athen, die aber auch schon gestorben waren. Wie! rief der König, von meinen Reichthümern und von meiner Macht hast du einen so geringen Begriff, daß du mir diese unbedeutenden Menschen vorziehst? »Macht und Schätze« erwiederte Solon, »giebt und nimmt das Schicksal, wie es ihm gefällt. Auch kann der Mensch sie besitzen, ohne sich glücklich, und sie entbehren, ohne sich unglücklich zu fühlen. Niemand aber darf vor seinem Ende sagen, er sey glücklich.«

Crösus, an die geschmeidigen Künste der Höflinge gewöhnt, fand wenig Geschmack an dem freien Griechen, der vielleicht eben so wenig an dem Könige fand; und beide schieden. Um seine Herrschaft zu erweitern, und seine Schätze zu vergrößern, machte Crösus den Entwurf, den König der Perser, Cyrus, zu bekriegen. Von diesem

wurde er überwunden, gefangen und verdammt, auf dem Scheiterhaufen zu sterben. Schon war dieser errichtet, der unglückliche König mit einigen der vornehmsten Lydier auf denselben gebracht, und Feuer angelegt. Da erinnerte sich Crösus der Worte des griechischen Weisen, und rief in seinem Schmerze: o Solon! Solon! Cyrus wollte wissen, warum er in dem entscheidenden Augenblick diesen Namen nenne.

Crösus, nachdem er sich erholt hatte, erzählte dem ungroßmüthigen Sieger seine Unterredung mit Solon, und dessen Ausspruch, daß die Götter den Sterblichen Macht und Reichthum nach Willkühr ertheilten und nähmen, und niemand sich, vor seinem Tode, glücklich preisen solle. Diese Worte und der Gedanke an den steten Wechsel der menschlichen Dinge, von dem der Sieger in Crösus ein so auffallendes Beispiel sah, erschütterten seine Seele; er schenkte dem Besiegten nicht nur das Leben, sondern auch seine Freundschaft.

Alles schwieg in Nachdenken versunken, und das Herz voll trauriger Ahnungen. Wir waren nicht so reich wie Crösus, sprach ich zu meiner Familie, und sind auch nicht so unglücklich. Aber durch den Bankerut des Handelshauses, dem wir unsre Errungenschaft anvertraut haben, und den mir dieser unselige Brief ankündigt, sind wir um die Hälfte unsers Vermögens gekommen. Seyd standhaft und weinet nicht! Die Götter geben und nehmen

Macht und Reichthum nach Belieben; und wie ihr Besitz nicht glücklich macht, so macht das Entbehren derselben auch nicht unglücklich.

Dieser einzige Tag gab mir eine Philosophie des Lebens, die ich gegen keinen Schatz der Welt vertauschen möchte. Die Nacht bluteten alle schmerzliche Wunden meiner Seele aus. Ein tiefer Schlaf stillte sie wie ein heilender Verband, und da ich am späten Morgen mit neuer Kraft und frischem Muth erwachte, schrieb ich in mein Tagebuch: »Bei seiner Geburt wird der Mensch dem unsteten, wechselnden Leben, wie einem unsichern Strome, »auf einem gebrechlichen Fahrzeuge, übergeben. Bald »wirft es, im Sturme, eine empörte Woge der andern »zu, und zwischen beiden öffnet sich ihm der Abgrund des »Todes. Bald trägt es ein schmeichelnder Wind leicht »und sanft über die klare Flut. Wind und Wetter stehen »nicht unter menschlicher Herrschaft. Lächelt der freundliche Himmel, dann denke an den Sturm, und im Sturme, daß ihm die Ruhe folgt. Alles wechselt auf dieser »Erde. Nur, wenn du dir selbst getreu bleibst, und »Muth und Kraft in dir bewahrst und übest, kannst du »das Glück verdienen und genießen, und das Unglück »männlich bekämpfen oder ertragen. Gedenke jenes Tages, und glaube der Hoffnung nur als einem schmeichelnden Freunde, und der Furcht als einem drohenden »Feinde!«

Ein Unglück sehe ich jetzt wie eine finstre, stürmische Nacht kommen, die der freundliche Tag wieder ablöset. Auf Menschen zähle ich, in wie weit ihr Interesse sie an mich fesselt, und werde darum selten getäuscht. Mein Sprichwort ist: Helfe dir selbst, dann helfen dir Gott und die Welt. So lange dir Freundschaft oder Liebe bleibt, bist du reich; nur wer beide entbehrt, ist wirklich arm. Unser Werth und Glück liegen in uns; was Andre davon glauben, daran denke zuletzt, oder, willst du noch unabhängiger seyn, gar nicht.

Dritter Brief.

Den 18. Jänner.

Gewiß, Lieber, achte ich die öffentliche Meinung, obgleich ich sie nicht immer für die Stimme Gottes (vox populi, vox dei) halte; ich achte sogar den nicht, der sie verachtet. Aber die öffentliche Meinung ist keineswegs die Meinung einiger Vettern und Basen, die Meinung einer Gesellschaft, einer Familie, eines Hauses, eines Standes, nicht einmal die einer Stadt; sonst müßten wir den Demokrit für einen Narren, und die ehrenvesten Bürger von Abdera für vernünftige Männer halten. Es giebt keine tollere Sucht, als die, alle Welt zu befriedigen, und jedermann zu gefallen. Ich wollte

lieber eine Windfahne auf der höchsten Thurmspitze, als ein solcher Thor seyn, der sein Meinen, Glauben und Handeln nach dem Urtheile Andrer bestimmt. Gelte was in der Gesellschaft, wenn du willst und kannst; aber, wirst du ihr Sklave, dann erreichst du am wenigsten deinen Zweck. Nur den achten die Menschen, den sie im Nothfalle auch fürchten müssen, vielleicht den am meisten, der sie verachtet. Dem Schwachen machen sie das Gute zur Sünde, und dem Starken das Böse zur Tugend. An diesem wird ehrwürdig, was sie an jenem gehässig oder lächerlich finden. Werde nie Sklave, auch nicht einmal Sklave der öffentlichen Meinung; denn nie wird er geachtet, selbst nicht von seinem Herrn, dem Götzen, dem allein er sich opfert.

Ich selbst hatte in früheren Jahren den gutmüthigen Wunsch, es Jedem Recht zu machen, und wurde dadurch der geplagte Müller in La Fontaine's Fabel, der mit seinem Sohne den Esel auf den Markt brachte, und schloß auch, eines Bessern belehrt, wie er:

Je suis âne, il est vrai, j'en conviens, je l'avoue;
Mais que dorénavant on me blâme, on me loue,
Qu'on dise quelque chose, ou qu'on ne dise rien,
J'en veux faire à ma tête. — Je le fis, et fis bien.

Die Zahl der Albernen und Dummköpfe geht, wie schon Salomo bemerkt, ins Unendliche (stultorum infinitus numerus); und was der weiseste der Könige

vor 2800 Jahren gesagt hat, dürfen wir auch heute noch ohne Bedenken nachsagen. Von dem Menschen glaubte man eine sehr richtige Definition zu geben, indem man ihn ein vernünftiges Thier nannte. Ein geistreicher Franzose (Herr Salgues) macht die Bemerkung, man behandle ihn noch sehr freigebig, wenn man ihn als ein vernünftiges Thier gelten lasse. Wirklich, wo wäre denn auch eigentlich die Vernunft zu Hause? Daß der Mensch bei der Beurtheilung seiner selbst, bei der Würdigung seines Werthes, in der Geschichte seiner Angelegenheiten nicht zu kurz kommt, das läßt sich von seiner Bescheidenheit erwarten. Mit Recht halten wir etwas Großes auf uns selbst. Tausend Vorzüge zeichnen uns vor den übrigen Geschlechtern der Thiere aus. Wo findet sich unter diesen auch nur eines, das sich von seinen Mitthieren die gnädige Pfote küssen ließe? Keine Bärenfamilie glaubt sich von besserem Stoffe, und blickt mit stolzer Verachtung auf den gemeinen Haufen ihrer brummenden Brüder herab. Wo sah man je Tyger gegen Tyger ziehen, um sie in ihrem Blute zu einem bessern Glauben, zu dem ihrigen nämlich, zu bekehren? Wo müssen hundert dienstbare Löwenfamilien hungern und arbeiten, damit ihr Oberlehnsherr müßig gehen und schwelgen kann? Die Naturgeschichte hat kein Beispiel aufzuweisen, daß vor einem Esel-Bramin ein gemeiner geflohen sey, damit der Parias das edlere Thier

nicht mit seinem Anblick beſudle. Wo zog je das Geſchlecht der Gänſe vor einer hochgebornen Schweſter voll Demuth die Flügel, und den ſonſt nicht müßigen Schnabel ein? — Das alles finden wir bei den vernünftigen Thieren, den Menſchen, und noch ſtärkere Sachen, die ich aber gern übergehe, weil man ſie ſelbſt in England nicht ohne Gefahr würde drucken laſſen.

Wirkt in dem Menſchen ſo oft ein Teufel, dann wohnt, ich weiß es wohl, zu Zeiten auch ein Gott in ihm. Auch davon ſoll die Rede ſeyn. Es wäre nur die Frage, ob endlich der gute Geiſt über den böſen ſiegt, und das ganze Schauſpiel dieſes Erdelebens ſich nicht am Ende zur allgemeinſten Zufriedenheit ſchließet. Der Menſch ſchreitet, wie uns die größten Philoſophen verſichern, in der Vollkommenheit immer vorwärts, und jedes ſpätere Jahrhundert iſt beſſer und glücklicher, als ſein älterer Bruder. Bei einem ſo verkehrten Erbſchaftsrechte, wo der Letztgeborne das reiche Majorat heim thut, iſt es ein wahres Glück, der Benjamin zu ſeyn. Wer das Jahrhundert vor dem jüngſten Tage erlebt, kann ſich darum ſelig preiſen. Leider, werden es meine Augen wahrſcheinlich nicht ſchauen!

Nach dieſer Anſicht der Welt, die meinen ganzen Beifall hat, wäre ſie alſo, den jüngſten Tag abgerechnet, ein wahres Luſtſpiel, und keine Tragödie, weil in jenem der letzte Akt ſich mit Hochzeiten und lauter Freu-

de, wie in dieser mit Mord und Jammer schließet. Liegt in der Hypothese etwas Trauriges für uns, weil wir als Frühergeborne entbehren müssen, was die Laffen von späten Enkeln einmal in Ruhe genießen, dann bietet sie auf der andern Seite eine tröstliche, weite Aussicht bis zum Ende der Welt dar; denn, wie es mir erscheinen möchte, fehlt uns noch gar manches zur höchsten Vollkommenheit und Glückseligkeit. Ich wollte wenigstens mit Mercier wetten, daß sein Jahr 2440 nicht einmal im Jahre 4880 eintritt, und mit Kant, daß sogar einen Tag vor dem jüngsten Tage an seinen ewigen Frieden noch nicht zu denken ist. Beide sind ungleich gelehrtere und angesehenere Männer, als ich; aber es wäre wohl möglich, was so oft wirklich ist, daß auch hier die Gelahrtheit und das Ansehen Unrecht hätten. Indessen wird es sich mit der höchsten Vollkommenheit und Glückseligkeit am Ende doch hoffentlich machen; und welcher rechtschaffene Vater entbehrt nicht gern, um seine Kinder zu bereichern! Alle Extreme, sagt man sonst, taugen nichts. Die Welt und das Menschengeschlecht machen eine Ausnahme; da beide mit dem Paradiese anfingen, und sich auch damit schließen.

Das vorige Jahrhundert durfte einem vor der Nähe des jüngsten Tages etwas bange machen. Es that so altklug und weise, hatte so ganz alle Vorurtheile — die unschädlichen oder nützlichen wenigstens — abgelegt, und

sich so zuversichtlich mit eigner Hand den philosophischen Doktorhut aufs Haupt gedrückt, daß man das goldne Zeitalter schon vor der Thür sah. Aber auf einmal schlug der Patient um, und die Rezidive war, wie das gewöhnlich der Fall ist, schlimmer, als die erste Krankheit; und wir können nun der höchsten Vollkommenheit und Glückseligkeit, wie auch dem jüngsten Tage, wieder eine geraume Zeit ruhig entgegensehen. Das philosophische Jahrhundert verschied, und wußte in seinen alten Tagen wahrscheinlich selbst nicht recht, was es aus sich machen sollte. Wie ein betrunkener Bauer — nach einem Gleichnisse Luthers — lag es auf der andern Seite des Pferdes wieder auf dem Boden, nachdem es sich auf der einen kräftig in den Sattel zu heben geglaubt hatte. Sein jüngerer Bruder, obgleich noch ein Kind und unerfahren, glaubte sich indessen doch klüger — wie das auch mit den alten Rathsherren der Fall seyn soll, wenn sie von dem Rathhause kommen — und brach über den älteren, unbrüderlich den Stab. Wir aber lassen voll Duldung, die wir selbst brauchen, die Todten ruhen.

Wenn ich meine Zeit sehe, und die Geschichte lese, dann kommt mir es doch manchmal vor, als seye es mit unserm steten Fortschreiten in der Wahrheit und Tugend — dem Polarsterne auf der Irrfahrt durch das unstete, stürmische Leben — nicht so ganz richtig. Auf der andern Seite aber werden die Belege für diese That-

sache, mit jedem halben Jahre, durch die Meßkataloge, und mit jedem Tage durch unsre politische und literärische Zeitungen, Dekade- und Monatsschriften der Welt in so großer Menge vor Augen gelegt, daß man gar nichts, oder besonders hell sehen muß, um nicht daran zu glauben. Es könnte freilich einer die sonderbare Frage thun: Werden aber auch bei unsern vielen Büchern, Schulen und Schulverordnungen die Menschen besser und klüger? Eine verfängliche Frage, die ich, ohne an unsrer Tugend und Weisheit im geringsten zu zweifeln, doch nicht unbedingt bejahen möchte. Es giebt sogar Leute, die behaupten, wir gelangten mit unendlich vielen und großen Mitteln zu keinem, oder einem erbärmlich kleinen Zweck. Sie führen uns die Wilden zum Beispiele an, die sogar zweckmäßiger und glücklicher leben sollen, als wir. Diese Behauptung ist aber in jeder Hinsicht höchst paradox, und verdient kaum widerlegt zu werden. Wie könnten wir Zweckmäßigkeit und Genuß in einem Leben finden, das keine Bälle, keine Leichenzüge, keine Opern, keine Lust- und Trauerspiele, keine Akademien und Universitäten, keine Thee- und Kaffeegesellschaften, keine Hofhaltungen, keine Pfandhäuser und Lesebibliotheken, nicht einmal ein Modejournal oder Sterne und Ordensbänder hat? Das gäbe ein trocknes Daseyn, wenn uns einer alle diese reichen Quellen auf einmal abgraben wollte und könnte! Spre-

chen die Wilden dann gar, wie es heißt, nur eine, nämlich ihre Mutter-Sprache, und können weder den Virgil im Lateinischen, noch den Homer im Griechischen lesen, dann begreife ich die abgeschmackte Apologie dieser Halbmenschen am allerwenigsten. Freilich soll Tacitus, von dem man sagt, er habe Latein geschrieben wie ein Professor, und seye überhaupt nicht ohne allen Verstand gewesen, sich in seinem Werkchen, de moribus germanorum, zu einer ähnlichen Meinung bekennen; aber wir wissen auch, daß dieser finstre Mensch, der sich nicht geschämt hat, in seinen Annalen den Kaisern viel Böses nachzureden, eine Satyre auf die Römer machen wollte. Was mich betrifft, so halte ich es mit meiner Zeit, von der ich ja selbst eine Erscheinung, und ein Theil bin. Alles Gute, das ich von dem Jahrhundert sage, in dem ich lebe, gilt ja auch von mir!

Und, wahrhaftig, von dieser lieben Zeit läßt sich viel Gutes rühmen. Haben wir nicht in zwei Jahrzehenden eben so viele Jahrhunderte gelebt, und mit einer unbeschreiblichen Gewandtheit, wie Proteus, alle Gestalten angenommen? Ist nicht jeder für sich eine kleine Welt, und vereinigt in Einer Person die widersprechendsten Eigenschaften: einen reichen Geist und ein armes Herz, Demuth gegen die Großen, und Uebermuth gegen Geringere, erhabene Grundsätze mit niederträchtigen Handlungen, und den äusseren Schein

der Religion mit dem gänzlichen inneren Mangel derselben?

Indessen, mein Lieber, sollte ich, bei guter Laune, meine aufrichtige Meinung über uns selbst sagen, dann würde ich erklären: Jede Zeit bringt die Früchte, wie sie der Boden trägt und der Himmel zeitigt. Wir sind weder viel besser, noch viel schlechter als unsre Väter, die an unsrer Stelle wahrscheinlich geworden wären, was wir sind. Alles in dieser Welt drehet sich in einem ewigen, engern oder größern Kreise herum. Nichts ist bleibend, aber alles kommt wieder; und was sich nicht selbst zerstört, zerstört der veränderliche Sinn des Menschen.

Vierter Brief.

Den 24. Jänner.

Wenn es deine Absicht ist, Glück zu machen, dann werde ein Marktschreier, ein Gaukler, ein Fakir, ein Possenreisser, ein Taschenspieler, ein Bonze, ein Derwisch. Die Menschen wollen belustigt, bethört, betrogen und geprellt seyn. Du brauchst deine Bude eben nicht auf dem Markte aufzuschlagen, um deine Kunststücke vor dem dummen, abergläubigen Pöbel zu machen; der hat wenig, und zahlt schlecht, und den Aberglau-

den und die Einfalt findest du bei allen Ständen, und das Bedürfniß sich die höllische Langeweile vertreiben zu lassen, mehr noch bei den höheren als bei den niederen. Ein wenig Bauchrednerei und Marktschreierei verträgt sich mit jeder Kunst, mit jeder Wissenschaft; und den Taschenspieler kannst du sogar als Staatsmann und Feldherr, auf dem Katheder und der Kanzel oft vortheilhaft anbringen. Die Phantasmagorie paßt so gut in ein Trauerspiel als in ein philosophisches System. Sogar Nationen haben sich nicht übel dabei befunden, wenn sie etwas von dieser Gabe in ihrem Wesen und Karakter hatten. Die Windbeutelei geht in ihre Geschichte über, und die Nachwelt, die noch leichter getäuscht wird, als die Gegenwart, glaubt und staunt. Ich brauche dir nur die zwei klassischen Völker des Erdkreises, die Athenienser und Römer zu nennen. — Werde ein Gaukler, sage ich dir! Es ist das einträglichste Gewerbe; das darfst du mir aufs Wort glauben.

Comte hatte seine Vorstellung auf gestern mit viel Gepränge angekündigt. Abends nach sechs Uhr sollte die Zauberei angehen. Um einen guten Platz zu erhalten, ging ich eine halbe Stunde früher, und that sehr wohl; denn der große Schröderische Saal wurde so gedrängt voll, daß, wenn es den feinsten Goldstaub von der Decke geregnet hätte, auch nicht ein Atom auf den Boden gekommen wäre. Wegen Mangel an Raum wur-

den noch so viele Menschen abgewiesen, daß sie ein ansehnliches Publikum für ein Konzert gebildet hätten. Ich lag in der Presse zwischen zwei wohlgenährten Franzosen, die in ihrer leichtbeweglichen Zunge einen Ableiter für jeden Blitz fanden, der sich in ihnen entzündete. Ohne Mitleid sahen diese Menschen den Schweiß von meiner Stirn rinnen, und schienen es mir beinahe übel zu nehmen, daß auch ich in der physischen Welt auf einigen Raum Anspruch machte. Ich verfluchte den Künstler und seine schöne Kunst, hätte aber eigentlich meine Neugierde verfluchen sollen, die mich mit tausend Menschen so abscheulich ins Gedräng brachte. Eine solche Volksmenge war an dieser Stelle, wo sich schon große Künstler hören ließen, wo die Schöpfung, die Jahreszeiten, das unterbrochene Opferfest, die Entführung aus dem Serail, Messen, Oratorien, Requiems u. s. w. gegeben wurden, nach der Mainzer Kronik, ohne Beispiel. Die Tradition will nur von einem Fastnachtsballe wissen, der beinahe so besucht gewesen seyn soll, wie die Gaukeleien des Herrn Comte.

Das hiesige Volk ist gewiß gut, theilnehmend und wohlthätig; und doch würde eine Subskription für eine unglückliche Familie nicht den zwanzigsten Theil von dem ertragen haben, was Comte an diesem Abend verdiente. Ich glaube, es war vor drei Jahren, als eine blutarme Jüdin hier mit Drillingen niederkam. Ohne Kleidung,

Holz, Nahrung und Pflege lag die Mutter auf dem Stroh, und die Neugebornen zappelten faselnackt in einem Korbe. Der Anblick wühlte wie schneidende Messer in meinem Innern. Da ich in der finsteren, rauchigen Kammer stund, und an den Menschen dachte, an seine Natur und Bestimmung, und an den Staat und seinen Zweck, rollten die Wagen, wie höhnend, über das Pflaster zu Soupers und Bällen, und an einem Tische wurde, in einer Stunde, von Gesättigten, blos um die Zeit zu tödten, mehr verschwelgt, als dazu gehörte, um diese Elenden aus aller Noth zu retten. Ich kündigte den Fall in der Zeitung an, und erbot mich, milde Beiträge für die leidende Familie zu sammeln. Die gesammte Wohlthätigkeit, die meinige mit eingerechnet, gab das Resultat von beiläufig acht und zwanzig Franken. Hätte ich mich auf die edle Kunst eines Taschenspielers, Bauchredners oder Phantasmagoristen verstanden, dann würde ich, zum Besten der Kindbetterin, mit Erfolg eine Vorstellung gegeben haben. Aber, leider! habe ich so etwas nicht gelernt.

Der Mensch hat im Allgemeinen eine eigne Neigung für das Uebertreiben, wenn es auch abgeschmackt ist, oder an das Abgeschmackte grenzt. Ein gewagter Unsinn macht gewöhnlich mehr Aufsehen und Glück als ein schlichter, menschlicher Sinn; er gilt, wie das Zügellose überhaupt, für ein Zeichen von Genialität. Man

will auffallen, weil das Auffallende bemerkt wird. Ganze philosophische, poetische, politische, ökonomische, historische und naturhistorische Schulen haben auf diese Neigung zum Seltsamen, Abentheuerlichen, Unverständlichen und Unerklärlichen gebaut, und ihre Unsterblichkeit darauf gegründet. Freilich vergehen sie gewöhnlich wie Meteore; aber sie haben doch auch wie diese geglänzt, und die Aufmerksamkeit der Welt beschäftigt. Die Kartesianischen Wirbel haben den Namen ihres Erfinders mehr verbreitet, als das Gute, welches ihm die Wissenschaften verdanken. Der durchlöcherte Mantel des Antisthenes hat mehr Aufsehen in der Welt erregt, als die anständige und zweckmäßige Kleidung aller gewöhnlichen Menschenkinder vor und nach dem griechischen Weisen. Eine wahre, heiligende, vernünftige Andacht, ohne Prunk und Affektation, und eine kluge Mäßigung, die sich zu versagen weiß, was sie nicht genießen soll, bleiben unbemerkt; aber Simeon der Stylit, der sein Leben, unter freiem Himmel, auf einer Säule stehend zubringt, und Diogenes, der seinen Becher wegwirft, da er einen Knaben aus der hohlen Hand trinken sieht, bleiben denkwürdige Namen. Der einzige wahrhaft kühne Gedanke, die Baukunst sey eine gefrorne Musik, und die Musik demnach eine aufgethauete Baukunst, hat mehr Epoche gemacht, als die beste Abhandlung über diese Künste je machen wird. Ein berühmter Mann sagte,

wo viel Licht, sey auch viel Schatten, und berühmte und unberühmte Männer haben es als eine große Wahrheit nachgesagt. Schatten ist aber Abwesenheit des Lichtes, und mit andern Worten heißt der obige Spruch nichts anders, als wo viel Licht ist, fehlt viel Licht.

Der Mensch gefällt sich und Andern in Extremen, und kann der Ehrgeizige nicht, wie Alexander, die Welt mit seinem Namen, als Eroberer, füllen, dann kriecht er wie Diogenes in eine Tonne, wenn nur von derselben mehr geredet wird, als von einem Palaste. Diese Sucht sich auszuzeichnen, mag den Vortheil haben, daß sie den Menschen spornt, immer weiter zu streben, nie auf halbem Wege stehen zu bleiben, und sich über das Gemeine zu erheben; aber sie hat auch den Nachtheil, daß sie ihn über die Grenzen treibt, die doch alles Endliche, selbst die Wahrheit, Tugend und Schönheit umschließen. Ist eine Kunst bis zu jenem Grade von Vollkommenheit gediehen, daß nicht leicht einer hoffen darf, die großen Muster in ihr zu übertreffen oder zu erreichen, dann verläßt er die gemachte Bahn, und geht, aus Eitelkeit, seine eigene. Nicht nur einzelne Menschen und Stände, sondern ganze Zeitalter sind in diesem Falle, und so folgt gewöhnlich dem guten Geschmacke ein verdorbener, dem gesunden Menschenverstande die Extravaganz, der Mäßigung ein Schwindelgeist und der Kunst die Künstlei. Tausend Bizarrerien

unsrer Zeit, die wir aber nicht bemerken, weil die Hälfte des Zwergsackes, in der wir unsre eigne Fehler tragen, uns auf dem Rücken hängt, und nur von Andern, aber nicht von uns gesehen werden kann, so wie auch das Glück, das gewisse Menschen gemacht haben, und noch machen, die andre Zeiten und Völker ins Irrenhaus verweisen würden, lassen sich nur auf diese Art begreifen und erklären.

Es ist schon genug, daß der Mensch einen Fehler oder eine gute Eigenschaft einige Zeit gehabt hat, um diese oder jenen abzulegen, und gegen andre zu vertauschen. Darum springen wir auch gern von einem Extrem zum andern über, und entsagen einem Vorurtheil, nicht aus beßrer Ueberzeugung, sondern weil wir es müde sind. Wann war die Ketzerei und Gottlosigkeit allgemeiner als in den drei letzten Dezennien des vorigen Jahrhunderts? und wie erbaulich fromm ist auf einmal selbst die große Welt geworden! Ein Mann von einiger Bedeutung hat jetzt seinen Stuhl in der Pfarrkirche, und seine Loge im Theater, eine Mätresse und seine Hauskapelle. Madam besucht regelmäßig den Tempel des Herrn, wie es die Pflicht eines guten Christen ist, der an die Ewigkeit denkt, und hat dabei noch den zeitlichen Vortheil, daß sie mit ihrem Putze gesehen wird, und Andre sieht. Die Andacht ist übrigens auch im geringsten nicht kostspielig und beschwerlich. Ihr

geht eine Stunde in das Gotteshaus; und damit habt ihr allen euren Pflichten gegen den Schöpfer und euren Nächsten genug gethan. Ihr gebet den Armen nichts, aber betet für sie; und dies ist um so viel mehr werth, als das ewige Wohl vor das zeitliche geht.

So hat die Frömmigkeit in unsern Tagen, wo die Freigeisterei wieder außer Mode gekommen ist, bedeutende Fortschritte gemacht. Selbst die Aerzte, welche sonst nicht in besonderm Geruche der Frömmigkeit stunden, fangen an, sich, zur Erbauung der Gläubigen, zu einem gottseligeren Wandel zu bekehren, und glauben an Wunder und Zauberei. Ein Arzt, den ich gut kenne, ließ sich sogar in eine fromme Brüderschaft aufnehmen. Böse Leute sagen, er habe die Absicht gehabt, die andächtigen Glieder derselben als Kunden zu gewinnen. Viele sollen auch aus solchen eigennützigen Gründen Maurer geworden seyn. Was an der Sache ist, weiß ich nicht genau; aber oft habe ich die Behauptung gehört, dieses Leben sey nur eine Vorbereitung zum künftigen. Indessen finde ich, daß die meisten Menschen die Ewigkeit wie ein Kapital behandeln, das sie für die Zeitlichkeit auf gute Zinsen leihen.

Schicke dich in die Zeit, lieber Alter! Beherzige die goldne Regel, den höchsten Grundsatz aller menschlichen Klugheit: Schicke dich in die Zeit! Willst du aber noch weiter gehen, um deines Glückes desto gewisser zu seyn,

dann werde ein Marktschreier, ein Gaukler, ein Fakir, ein Taschenspieler!

Schicke dich in die Zeit! Diesen goldnen Spruch lasse dir Morgens und Abends wiederholen. Kannst du aber das Glück und den Beifall deiner Zeitgenossen entbehren, dann bist du mir desto lieber; aber ich habe, leider! keine Stellen, Pensionen, Dekorationen und Titel auszutheilen, höchstens für einen Freund am frugalen Tisch einen Platz, und bei wenigem Vermögen ein reiches Herz.

Fünfter Brief.

Den 2. Februar.

Der Mensch, welcher gewöhnlich in der Gegenwart seinen Himmel nicht findet, verlegt ihn entweder in die Vergangenheit, oder in die Zukunft. Die Menschheit macht es eben so. Da man nicht begreifen kann, daß diese Welt, wie sie uns erscheint, aus den Händen eines allmächtigen, allweisen und allgütigen Wesens hervorgegangen, so nimmt man entweder an, Alles, und besonders der Mensch sey einmal gut gewesen, nämlich in dem ursprünglichen Stande seiner Unschuld, oder er werde es noch durch die Kultur, und nähere sich immer mehr einer höchsten Vollkommenheit. Gott gebe das

letztere! Wir könnten es gar sehr brauchen, wenn endlich noch etwas aus uns werden soll. Ich, meiner Seits, habe wenig Hoffnung, und werde also, wenn ich mich irre, desto angenehmer überrascht.

Uebrigens ist über dieses ganze Kapitel schon viel Dummes und Vernünftiges gesagt worden. Gestern kam es auch in einer zahlreichen Abendgesellschaft zur Sprache, und jeder erklärte sich und Andern das Räthsel dieser Welt und unsres Lebens, so gut er es verstand, nämlich schlecht. Mir kommt es wenigstens sehr albern vor, daß eine Ephemere, wie der Mensch, über den Plan und Zweck des Universums etwas wissen will. Dem es gut geht, der findet Alles gut, und umgekehrt; als wenn die ganze Natur nichts als eine Küchen- und Kellermeisterin im Dienste unsres Magens wäre, und der Mond und die Sterne nur leuchteten, um uns einen angenehmen Abendspatziergang zu machen! Alles bezieht der egoistische, engherzige Mensch auf sein theures Selbst, das Höchste, Erste und Letzte in der Schöpfung.

Nachdem man sich, wie das gewöhnlich der Fall ist, lange widersprochen, erhitzt, und nicht verstanden hatte, nahm ein junger Mann, der mich schon früher durch einige geistreiche Bemerkungen, die er scherzend und ungezwungen in die langweilige Unterhaltung zu streuen wußte, interessirt hatte, das Wort, und sprach beiläufig, wie folgt:

»Die Philosophen, und was von ihrer Art angesteckt ist, sind doch seltsame Leute. Wie oft mußte ich schon die Frage lesen und hören: Ist der Mensch von Natur gut oder böse, und hat die Kultur und Civilisation ihn besser oder schlimmer gemacht? Welche Bedenklichkeiten, meine Herren! Um über die letzte Hälfte der Frage im Reinen zu seyn, darf man nur eine Stadt, den Sitz der Bildung und feinen Lebensart, in der Nähe gesehen haben. Wie kann man, in diesem Falle, an dem wohlthätigen Einflusse der Künste und Wissenschaften auf unsern Geist und Karakter zweifeln? Ich wenigstens war bezaubert, als ich zum ersten Mal das innere Wesen einer Hauptstadt zu beobachten Gelegenheit hatte. Welche Menschen, im Vergleiche mit den Bewohnern des platten Landes, der Berge und Wälder! Wie gefällig, wie theilnehmend und hülfreich! Kaum hat man einen Fuß aus dem Bette gesetzt, da wünscht einem alle Welt, wohl geruht, gut geschlafen zu haben. Auf der Straße drängen sich Freunde und Bekannte um uns, erkundigen sich besorgt um den Zustand unsrer Gesundheit, und wollen verzweifeln, wenn wir auch nur an einem Schnupfen leiden. Die herzlichen, gutmüthigen Menschen!

»Naheſt du dich einem von den Großen, die sonst im Rufe stehen, als seyen sie stolz, hart und gefühllos, dann nimmt er wahrhaft menschenfreundlich Antheil an

deinem Schicksale, sparet keine Vertröstung, und macht dir tausend Versprechungen, von denen die Hälfte schon hinreichte, dein Glück dauerhaft zu gründen, wenn — sie nur in Erfüllung ginge. Mit uneigennütziger Billigkeit und wahrer Großmuth lassen sich sogar Nebenbuhler Gerechtigkeit widerfahren. Ich habe mehr als einmal gehört, daß Autoren sich über ihre Werke wechselseitig Schönheiten sagten, wie man sie gewöhnlich nur Frauenzimmern zu sagen pflegt. Deine unbedeutendsten Handlungen und Schriften rühmen Leute, von denen man sogar erwarten sollte, daß sie dich beneiden; und damit du am so weniger an ihrer Aufrichtigkeit zweifeln darfst, so preisen sie dir deine Vorzüge ins Gesicht, und sprechen von sich selbst mit einer Bescheidenheit, die oft an Geringschätzung grenzt. Die uneigennützigen, edeln Menschen!

»Selbst Frauenzimmer, die sonst strenge Gerechtigkeit an einander üben sollen, verrathen auch nicht eine Spur von Eitelkeit und Neid. Ich selbst war öfters zugegen, als schöne, junge Damen, die sich durch Geist und Anstand und einen geschmackvollen Anzug auszeichneten, in zahlreichen weiblichen Gesellschaften, einstimmigen, lauten Beifall ernteten. Man belagerte sie, besah den Hut, prüfte den Stoff und Schnitt des Kleides, und bewunderte alles, was sie trugen und sagten, so sehr ins Angesicht, daß ich für sie hätte roth werden

mögen. Und gewiß waren diese Gesinnungen aufrichtig; denn da die fetirten Damen sich entfernt hatten, wurden die Aeußerungen der Theilnahme noch lauter und allgemeiner. Man zischelte sich in die Ohren, wahrscheinlich weil man fürchtete, ich möchte das Lob als übertrieben tadeln. Einige lachten sogar unmäßig, so wenig konnten sie ihre Freude über den Triumph der Schönheit und des Geschmackes einer liebenswürdigen Schwester verbergen. Sie wollten lieber gegen den Anstand sündigen, als den schönen Regungen ihres Gemüthes Gewalt anthun. Die lieben, guten Kinder!

»Kaum ist es zu begreifen, wie es noch Leute gibt, die, bei so sprechenden Beweisen und Beispielen, an der angebornen Gutmüthigkeit des Menschen, und dem wohlthätigen Einflusse der Kunst auf die Sittlichkeit zweifeln. Dieses Vorurtheil habe ich nie in mir zu bekämpfen gehabt. Schön und gut erschien mir Alles, was ich in der Stadt bemerkte: die ewig freundlichen Gesichter, die selbst im Zorne noch lächeln; die gefühlvolle Theilnahme; das gefällige Zuvorkommen; der liebliche einladende Blick der Frauenzimmer; ihre schlanke, leichte, schwebende Gestalt, welche die Kleidung voll Geschmack, die sehr viel sehen, aber auch noch manches ahnen läßt, nicht ganz zeigt und nicht ganz verbirgt, und das Heer von Vorzügen, das ich nur aus Mangel an Zeit nicht mustern kann!

»Windbeutelei! zürnte mir ein düstrer Mensch entgegen, mit dem ich eines Tags auf einem einsamen Spatziergange zusammentraf. Windbeutelei, Betrug und Redensarten! Nur das Aeußere ist gefällig und liebenswürdig, das Innere aber abscheulich. Die Kleider lügen körperliche, wie die Manieren geistige und moralische Schönheiten. Uebertünchte Gräber und Sodomsäpfel! — Der Mensch, dachte ich, ist Hypochonder, und ward ihn bald los, weil wir einander nicht suchten.

»Aber der verdammte Tag hätte doch meinen festen Glauben an die Städte beinahe erschüttert. Von da ging ich nämlich in einen öffentlichen Garten, weil die Witterung gar einladend war, und die Morgensonne so freundlich durch die frischen Blätter und Blüthen lächelte. Ich konnte mich von der schönen Natur unmöglich trennen.

»Du trinkst deinen Kaffee hier, sagte ich zu mir selbst. Als ein besoldeter Mann im Dienste des Staates darfst du schon etwas mehr ausgeben, als sonst. Ich war nämlich, was ich vielleicht noch nicht erzählt habe, wegen meiner mannigfaltigen und gründlichen Kenntnisse, zum Professor bei dem fürstlichen Gymnasium ernannt worden. Deutsch verstund ich ziemlich, Französisch etwas, noch besser Italienisch, Griechisch und Latein aber so gut, daß ich in beiden Sprachen, mit einer bewundernswürdigen Fertigkeit, sogar Verse

machte. Kurz, in meinem acht und zwanzigsten Jahre, war ich, ohne mir besonders zu schmeicheln, außer meinem Herrn Rector, vielleicht der gelehrteste Mann, in einem Umfange von fünf Quadratmeilen; was für einen so gut kultivirten und bevölkerten Staat, wie der unsrige ist, schon viel sagen will.

»Kaum war ich in dem Garten und hatte meinen Kaffee bestellt, als sich ein runder wohlbeleibter Herr, in schwarzem Kleide, durch die enge Thüre schrot. Ueber einem starken Vorwerke von Bauch erhob sich ein breites, rothes Gesicht. Ich könnte es vielleicht am besten mit dem Vollmonde vergleichen, wenn er aus einer Gewitterwolke tritt. Die weit offnen Naselöcher warf er, von Zeit zu Zeit, schnaubend gegen den Himmel, als wolle er, in dem vollwichtigen Gefühle seines Werthes, ihn verächtlich anfahren. Mein Kaffee kam; und da der Aufwärter, bei dem Anblicke des Mannes, von Respekt in einen Halbzirkel gekrümmt, Miene machte, ihm mein Frühstück vorzustellen, rief ich hastig: Hierher, mein Freund! ich warte schon eine gute Viertelstunde. Der schwarze Herr, unter dem, mir gegenüber, eine massive Bank seufzete, warf mir einen lächelnden, aber doch nicht ganz freundlichen Blick voll Frage- und Ausrufungszeichen zu.

»Ich schenkte indessen unbekümmert meinen Kaffee ein, und stopfte mir eine Pfeife. Da stieg der Unbe-

kannte, wie eine Wasserhose, auf, und verlor sich rauschend in einen Seitengang. Alles strebt aber, wie gelehrte und weise Leute schon oft bemerkt haben, in der Natur zur Erhaltung des Gleichgewichts, und der eingetretene Verlust wurde sogleich durch den eintretenden Rector des Gymnasiums, den Herrn Craßinsipistupidus, ersetzt. Dieser ist ein ganz andrer Mann, als der abgefahrne Windgeschwulst. Lang und hager, wie eine Alarmstange, würde er sich, ohne seine gründlichen mathematischen Kenntnisse und ein tiefes Studium der Gleichgewichtslehre, bei einer mäßigen Bewegung der Luft, unmöglich auf den Beinen halten können. Wir setzten uns kollegialisch zusammen, und ich begann die Unterhaltung, zuvorkommend gegen meinen Oberen, mit einer Lobrede auf die herrliche Jahreszeit und den schönen Tag. Was Interessantes habe ich Ihnen mitzutheilen, unterbrach mich mein Herr Rector, daß nämlich der Professor Rustikopedantarrogantius, der größte Gelehrte in den neun Kreisen des ehemaligen deutschen Reichs, hier angekommen ist. Der Mann spricht neun todte Sprachen, ohne die lebendigen, und arbeitet in sieben rezensirende deutsche Blätter. Wir haben Hoffnung, ihn für unser Gymnasium zu gewinnen.

»Ich kannte ihn; denn er hatte ein griechisches Gedicht, das ich auf die Geburt unsres Erbprinzen ge-

macht, weil ich gerade die Stelle suchte, die ich wirklich habe, schrecklich rezensirt, weil er selbst die Stelle haben wollte. Herr Rector, erwiedete ich etwas lebhaft, mit allen seinen todten Sprachen ist der Mensch selbst todt; spräche er deren zwanzig, dann besäße er doch nur zwanzig verschiedene Mittel, seine krasse Dummheit zu offenbaren. Liebster Herr Rector, fuhr ich im Feuer fort, sagen Sie doch selbst: Was macht den Werth und das Glück des Menschen, die todte Buchstabenweisheit oder der heitere Sinn, das Gefühl und der lebendige Geist? —

»Das hatte ich gut gemacht! Stellte man das Knochenpräparat von Rector auf alle Viere, dann sähe es wie eine durchgesessene Schulbank aus; und ich wollte bei ihm dem gesunden Menschenverstande, liberalen Gesinnungen und hohen Gefühlen das Wort reden!! — Vae insipienti! — murmelte Herr Craßinsipistupidus durch die Zähne, stieg wie eine Rauchsäule in die Höhe, und verschwand gleich dem Geiste im Hamlet.

»Er hat wohl Recht, sagte ich zu mir selbst, vae insipienti! Du kennst ihn doch; und er ist dein Vorgesetzter! Hatte er mir nicht erst vor wenigen Tagen bewiesen, die schönsten Verse, die je ein Dichter seit Adam gemacht habe, seyen, folgende des Virgilius Maro:

Quadrupedante putrem sonitu quatit ungula campum;

und

Monstrum horrendum, informe, ingens, cui lumen ademptum.

»Da habt ihr den Mann, wie er leibt und lebt! Aber der Fehler war nun einmal begangen, und kein Gott kann das Geschehene ungeschehen machen. Ich suchte mich in mein Schicksal zu finden — das Vernünftigste, was ein Mann thun kann — und zahlte, sobald ich meinen Kaffee getrunken, und meine Pfeife geraucht hatte, meine Zeche. Ich fand sie eben so stark, als ich den Kaffee schwach gefunden hatte. Aber man nahm mir das Geld mit so viel Anstand ab, lud mich mit so freundlichen Worten zu öfteren Besuchen ein, daß ich doch dem Garten und seinen Bewohnern recht gut war.

»Den andern Morgen erhielt ich eine Vorladung vor den Stadtdirektor. Ich gehorchte, wie billig, dem obrigkeitlichen Befehle, und verfügte mich sogleich auf das Stadthaus. Wie erstaunte ich, in meinem Richter den Fleischkürbis wieder zu finden, den ich den Tag zuvor in dem Garten gesehen hatte! »»Ich habe in Erfahrung gebracht,«« redete er mich mit feierlichem Ernste und hoher Würde an, »»daß Sie sich eines

schweren Polizeivergehens schuldig gemacht, welches mit aller Strenge zu rügen mir mein Amt gebietet.«« »Das Vergehen ward nun auseinandergesetzt, und ich mußte lachen über die dumme Bosheit einer so schändlichen Erfindung. Ich widersprach mit dem Stolze, den mir das Gefühl meiner Unschuld gab. Zum Ueberfluß bezog ich mich auf das Zeugniß einiger Nachbarn, die von dem Vergehen hätten Kenntniß haben müssen, eines Schneiders und eines Perückenmachers. Die ehrenvesten Bürger wurden auch sogleich beschieden, und — zeugten gegen mich. Sie versicherten gesehen zu haben, was nicht geschehen war.

»Ich hätte rasend werden mögen, betheuerte und schwur; vergebens. Was sollte ich machen? Ruhig und bescheiden mußte ich alles anhören, was mir der Richter unter die Nase sagte. Er ist meine Obrigkeit, dachte ich, und alle Obrigkeit ist von Gott.

»»Wir werden,«« begann der Stadtdirektor, den meine ängstliche Verlegenheit sehr ergötzte, »»die Sache, aus Mangel an nöthiger Aufklärung, bis zur nächsten Woche vertagen. Bis dahin bringen Sie kräftigere Beweise!«« »Da ich wegging, klopfte er mir etwas unsanft auf die Schulter, und sagte: »»Vor der Obrigkeit, Herr Schulmeister, muß man Respekt haben, und Gott geben, was Gottes, und dem Herrn Stadtdirektor, was des Herrn Stadtdirektors ist! Sie werden sich wohl hüten, mir

den Kaffee noch einmal vor der Nase hinwegzunehmen.««

»Vor der Thür traf ich wieder mit den beiden falschen Zeugen zusammen. Sie sind mein Nachbar, sagte der Schneider freundlich zu mir, und lassen bei Andern arbeiten. Herr! ist das christlich? — Sie lieben die Titusköpfe, rief der Haarkünstler mir ins andre Ohr; darum wird der Herr Stadtdirektor Ihnen die Haare schneiden, nach Ihrem Geschmack. Haben Sie nicht in einem Journale gegen die Zöpfe und Locken, gegen die Tours, Aufsätze und Chignons geschrieben? Ist das nachbarlich? —

»Von dem Herrn Rector wurde ein schriftliches Zeugniß meines moralischen Verhaltens verlangt. Mein Vorgesetzter attestirte: Ich thäte mich über den Ernst und die Würde des hohen Schulwesens und der respektiven angesehenen Schulvorgesetzten öfters mokiren, und hege insonderheit gegen die alten Studien (nicht das Studium der Alten) keineswegs die gebührende Achtung; wie man denn beweisen könne, daß ich öffentlich zu meinen Zöglingen gesagt habe, ein heller, gesunder Geist, und ein fühlendes gesundes Herz hätten in meinen Augen mehr Werth, als ein mit dem ganzen Gradus ad parnassum befrachtetes Gedächtniß.

»Nein, rief ich im Zorne, auf dem Lande wäre mir das wahrlich nicht begegnet! Der Hypochonder hatte

doch so Unrecht nicht. In der verdammten heuchlerischen Stadt könnte ich selbst noch einer werden.« — Hier schwieg der junge Mann.

Ich merkte der Gesellschaft an, daß sie nicht wußte, was sie aus dieser Erzählung machen sollte. Einige glaubten, der Mensch habe uns alle zum Be[illegible]. Was denkst du davon? du bist doch auch der Gelehrten einer!

Sechster Brief.

Den 8. Februar.

Wird der Mensch durch die Kultur, und die Fortschritte des gesellschaftlichen und bürgerlichen Lebens besser oder schlimmer, und ist er von Natur gut oder böse? — Zu was aber diese müßigen Untersuchungen! Der Mensch ist nun einmal, wie er ist; war, einige Züge abgerechnet, immer so, und wird auch wahrscheinlich so bleiben. In seiner Entwickelung muß er übrigens einem Naturgesetze folgen, das keinen Stillstand erlaubt, und ihn moralisch und physisch aus einem Alter ins andre führt. Sehne dich immerhin nach den schönen Jahren deiner früheren Jugend zurück; mit allen deinen Wünschen kannst du ihnen angehören, aber nicht mit deinen Begriffen, Bedürfnissen, Hoffnungen, und der ganzen Ansicht des Lebens und der Welt! Indessen ist

doch die Frage erlaubt, wenn ihre Auflösung uns auch nicht anders macht. Wir thuen ja so viele Fragen der bloßen Neugierde, auf die sich auch nichts Gescheidteres sagen läßt! Ist der Mensch gut oder böse? Ich habe oft darüber nachgedacht, viel darüber gelesen, und manches gehört; und doch frage ich mich immer noch: ist denn der Mensch gut oder böse? — Vielleicht beides; vielleicht keines von beiden. Beides, weil ich ihn wirklich abwechselnd so sehe; keines von beiden, weil er in der That sehr oft Böses thut, ohne böse, und Gutes, ohne gut zu seyn. Das ist räthselhaft! Wahrlich der Mensch ist auch das schwerste Räthsel, bald Gott ähnlich in seiner Größe, bald der Hölle verwandt durch seine Verworfenheit und Bosheit, gewöhnlich aber schwach, und in seiner Schwäche am elendesten und verächtlichsten.

Selten ist der Mensch böse, wo er Böses thut. Der glaubt an die Unfehlbarkeit des Korans, und will mich nicht als seinen ebenbürtigen Bruder anerkennen, weil ich Wein trinke, den er meiden muß. Aber ist es meine Schuld oder sein Verdienst, daß ich in einem Lande geboren ward, wo man nicht an die göttliche Abkunft des Korans glaubt? Der Mensch hat nichts gegen mich, nur der Mahomedaner.

Jener fordert, ich solle ein Knie beugen vor ihm, wie vor Gott; und er ist ein Mensch, wie ich. Ein tausendjähriges Vorurtheil heiligt sein Geschlecht, und von

der Wiege bis zum Thron haben seine Sklaven ihm die Versicherung wiederholt, er sey nicht wie Andre, und keiner dürfe sich zu Seinesgleichen zählen. Was glaubt der arme Mensch auch lieber? Er kann sich aber Gott gleich dünken, ohne böse zu seyn. Er ist nur betrogen, und sein Innerstes durch das giftigste Gift, die Schmeichelei, vergiftet.

Die Spanier, welche America entvölkert haben, mögen an sich gute Leute gewesen seyn; nur schlechte Christen waren sie. Und nicht gegen die Menschen haben sie gewüthet, sondern gegen die Heiden.

Melàs schätzt mich; er gab mir Beweise seiner Achtung, die ich für aufrichtig halte. Indessen hat er mich bei meinen Vorgesetzten um allen guten Ruf zu bringen gesucht. »Der Mann«, erzählte er ihnen von mir, »hat vorzügliche Talente, eine Leichtigkeit, sich auszudrücken, die bewundernswürdig ist. Aber Leichtigkeit ist seine Stärke und Schwäche. Positive Kenntnisse besitzt er nicht; aber ein schneller und richtiger Blick zieht ihn leicht aus jeder Verlegenheit; und er spricht über alles in so behutsamen Ausdrücken, in so allgemeinen Wendungen, daß er selten eine Blöße gibt. Schade, daß die Natur mit ihren Gaben so karg ist, jeder vorzüglichen Anlage einen großen Fehler als Zwillingsbruder an die Seite setzt, und so nichts Vollkommnes erzeugt! Hätte dieser Mann mehr Positives, und mehr

Achtung vor dem Positiven, sowohl was die Gesetze als das Wissen angeht, dann wäre er ein wahrer Schatz. Aber die Natur ist ihm Alles in Allem: Naturrecht, Naturreligion, natürlicher Verstand und natürliches Gefühl sind sein zweites und drittes Wort; und daher jener Geist der Unabhängigkeit, der ihn für die Gelehrtenrepublik und die bürgerliche Gesellschaft untauglich, vielleicht gefährlich macht.« — Der versteht es! Du trifft die unbewahrte Brust am sichersten, wenn das Gesicht freundlich lächelt, während dem die meuchelmörderische Hand den Todesstreich führt. Wer unsre Gesundheit trinken kann mit dem vergifteten Kelche, daß die Welt glaubt, er bringe ihn uns auf unser Wohl; wer uns Blumen streuet auf dem Wege, und die Schlange unter sie so zu verbergen weiß, daß sie kein Mensch ahnet, der ist Meister in seiner Kunst, die ihren Mann nicht darben läßt.

Die Verleumdung meines Freundes Melas sieht beinahe wie eine Schmeichelei aus; das mußte sie aber gerade, um mir den Hals zu brechen. Wie konnte man einen Mann befördern, der von dem Geiste der Unabhängigkeit, dem bösesten von allen bösen Geistern unsrer Zeit, besessen ist; der das Positive nicht achtet, da jetzt das Positive, und besonders bei diesen Menschen, Alles, und die Natur nichts ist? Warum that dies Melas, der doch ein herzguter Mensch ist? Warum? Er sucht

einen Platz, um den ich mich, wie er unglücklicher Weise glaubt, bewerbe. Er hätte mich zuverlässig mit Lobeserhebungen aller Art überhäuft, verfolgte ihn nicht der unselige Verdacht, ich sey sein Nebenbuhler, und stehe seiner Beförderung im Wege.

Der Minister Neghittoso hat drei Bittschriften von der Wittwe eines Offiziers erhalten, der in der Schlacht gefallen ist, und ihr nichts als sieben Kinder hinterließ. Die Mutter starb vor Elend, und die Kinder hungern. Es kostete nur einen Federzug, um die unglückliche Familie zu retten; aber immer wurden diese Bittschriften mit hundert andern, entweder vor oder nach der Mahlzeit, vor oder nach einem Konzerte, vor oder nach einer Gesellschaft, vor oder nach einem Besuche eingereicht. Wer, ich bitte dich, kann in einem solchen Augenblick Gesuche lesen, die, oft um tausend Kleinigkeiten, wie eine Sündfluth unter die Finger eines Ministers strömen? Wer hätte es sich übrigens auch nur im Traume einfallen lassen, daß die dumme Frau so eilfertig sterben würde? Neghittoso ist der beste Mensch von der Welt, der kein Kind betrübt, keine Fliege tödtet. Aber wer, um des Himmels Willen, kann einem zumuthen, den ganzen Tag Bittschriften zu lesen, und darauf zu resolviren?

Von dem König Philipp von Mazedonien, dem Vater Alexanders, berichtet man freilich einige Züge, die

wir nicht in der Physionomie unsers Ministers finden. Aber es wäre auch ein wahres Unglück, wenn jeder Minister dem verschlagenen und kühnen Philipp gleich sähe. Eine gemeine Bürgersfrau, sagt man unter andern, habe ihn gebeten, ihren Prozeß zu entscheiden. »Ich habe keine Zeit dazu,« erwiederte der König. »Warum?« fragte das verwegene Weib, »bleibst du dann auf dem Throne sitzen?« Die Streitsache wurde sogleich untersucht und entschieden. — Ein ander Mal schlief Philipp während der Verhandlungen eines Prozesses ein, und verdammte demungeachtet eine der Parteien zu einer Geldstrafe. »Ich appellire!« rief diese. »Und an wen?« fragte der beleidigte Monarch. »An den aufmerksameren König,« war die Antwort; und sogleich wurde die Sache aufs Neue untersucht. Philipp erkannte seinen Irrthum und bezahlte die Strafe selbst. Fälle dieser Art, mein Lieber, sind in unsern Tagen Archaismen. Schwerlich ließe sich jetzt ein Friedensrichter, oder ein Amtsschreibereischreiber gefallen, was sich Philipp von Mazedonien gefallen ließ.

Da wir doch an Prozessen sind, so muß ich auch ein Wort von Herrn Lau reden, dessen Prozessen man mit großem Rechte den Prozeß machen könnte. In Lau — ein ominöser Name! das fatale Mittelding ist weder warm noch kalt — seht ihr einen süßen Herrn, der meh-

rere Sprachen geläufig parlirt, einen erträglichen Alt singt, und das beste Rezept für Schuhwichse und Zahnpulver hat.

Um dieses eigne Wesen nach der Natur zu malen, müßte ich meine Farben aus Honigkuchen reiben, die ich nun eben nicht bei der Hand habe. Ein Mittelding habe ich es genannt, weil es wirklich kein reines Ding an sich, weder des weiblichen, noch des männlichen Geschlechtes, sondern eine Zwittergestalt von beiden ist. So steht auch seine Bewegung zwischen Gehen und Schweben, seine Rede zwischen Lispeln und Sprechen, und seine Haltung zwischen Fallen und Aufrechtstehen in der Mitte. Er würde krumm seyn von Bücklingen, die ihn vor angesehenen Damen in ewigen Konvulsionen zusammenziehen, wenn ihn seine Insolenz gegen das gemeine Volk, von dem er abstammt, nicht glücklicher Weise wieder in eine erhabene Stellung streckte. Selbst nicht reich, hat er eine unbeschreibliche Ehrfurcht vor den Reichen. Wo es thunlich ist, erscheint er öffentlich an ihrer Seite; und während dem er die niederträchtigsten Schmeicheleien an sie verschwendet, nimmt er gegen die Umstehenden eine vornehme Miene an. Versichert er einem solchen Stadt-Crösus, seiner Frau oder Tochter, er sey ihr unterthänigster Sklave, und ersterbe, wie billig, in demüthigster Ehrfurcht, dann sieht er mit einem Blicke um sich, der an einem Scipio, nach der Schlacht von

Zama, noch anmaßend scheinen würde. Die ihn nicht kennen, sagen dann: Der muß gut mit den Patriziern stehen, die er ordentlich wie seines Gleichen behandelt!

Lau möchte einigen Luxus treiben, wie ein Mann von Stand; aber das kostet Geld, und da der Geist zwar willig, der Beutel aber schwach ist, so steht er abermals, ein Reicher dem Wunsche, und ein Armer dem Vermögen nach, als ein filziger Schwelger in der Mitte, und läßt sich allenthalben mit Geräusch sehen, wo Geld ausgegeben wird, ohne dessen selbst auszugeben. Bei Damen erst ist er in seinem wahren Elemente, und macht, wie er selbst sehr glaubwürdig versichert, ein ungeheures Glück. Wahrlich, er verdient es! Zehn Talente, von denen jedes einzeln in dieser Laufbahn unsterblich machen könnte, vereinigt er in einem vorzüglichen Grade: er plaudert geläufiger als ein Papagei, versteht zu apportiren wie ein Pudel, und wartet auf trotz einem Mops. Vertrauet ihm eine Dame ihre Handschuhe zum Aufbewahren an, dann schwöret er bei Seladon, Amadis und Oberon, sie mache ihn zum homme le plus heureux dans les quatre parties du monde. Wahrscheinlich ist Lau nicht Geograph genug, um zu wissen, daß man Australien als einen fünften Welttheil ansieht, in dem doch auch Damen wohnen können. Wie würde er sich sonst die grobe Beleidigung gegen seine Gebieterin — die Dame nämlich, mit welcher er eben

spricht — erlauben, daß er auch nur die Möglichkeit zugestünde, es könne in irgend einem Welttheil noch einen so glücklichen Menschen geben, wie er ist? Wird er von der Hand einer Schönen, — die übrigens auch häßlich seyn darf, — als begünstigter Depositär eines Ridikuls installirt, dann bettet er das theure Unterpfand, mit einem bedeutenden Blick, weich zwischen die Hemdkrause, ohne sie jedoch aus den zierlichen Falten zu bringen, und die Weste ans Herz; und muß er, beim Scheiden, den Beutel, le gage certain de tant de sentimens de tendresse, wieder ausliefern, dann ist er au désespoir de ne pouvoir garder plus longtems ce qui a fait tout le bonheur de sa vie.

Dieser Mensch von Zuckerwasser und abgerahmter Milch ist nicht böse, obgleich er viel Böses thut. Ich möchte ihn selbst nicht schlecht, seine Handlungen aber ein Surrogat der Schlechtigkeit nennen. Das ganze Wesen ist eigentlich nur ein Surrogat, wie seine Mannheit. Seine launigen Einfälle sind ein Surrogat des Witzes, seine Süßigkeit nur ein süßliches Zuckersurrogat, wie seine nichtssagende Geschwätzigkeit ein Surrogat des Rednertalents. Jedem Frauenzimmer, das bemerkt wird, windet er sich, mit zwanzig Bücklingen, in einer wellenförmigen Bewegung entgegen. Während der Unterhaltung aber, die nicht über die Wendezirkel des Sonnenlaufs seines Geistes geht, und den Putz, das

Wetter und die Stadtneuigkeiten umfaßt, blickt er wie ein römischer Triumphator von seinem Siegeswagen. Manche wollten daraus schließen, der Mensch beherrsche, als ein wahrer Tamerlan im Reiche der Liebe, alle weibliche Herzen despotisch. So arg ist es nun eben nicht, obgleich er selbst dieses Vorurtheil als ein Evangelium predigt, und ein wahrer Pelznickel der einfältigen Männer und schwachen Liebhaber geworden ist. Lau steht tief unter seinem Rufe, wie die meisten historisch-großen Namen. Doch soll er eine Dame, die sich über das Hinscheiden ihres Affen zu Tode grämen wollte, wieder mit dem süßen Leben versöhnt haben, dieser Wunderkur aber auch größtentheils seine glänzende Celebrität verdanken. Sonst ist er wirklich so gut, so weich und wohlriechend, daß man ihn als venetianische Seife mit Rosenwasser verschreiben könnte. Tretet dem verrufenen Manne beherzt näher, und das lebendige Gespenst, das ihr in der Angst zu sehen glaubtet, wird zur todten Vogelscheuche. Nur eine, aber sehr geschätzte und schätzbare Gabe, besitzt er in einem vorzüglichen Grade, durch die er hoffen darf, sich in der großen Welt, wo sie gesuchte Münze ist, zu pussiren. Er redet nämlich mit erstaunenswürdiger Geläufigkeit einen ganzen Tag, ohne im geringsten etwas zu sagen. Die Worte fließen ihm, wie verdünntes Manna, von der Zunge, und haben auch mit ihm eine analoge Kraft, und könnten als ein

gelindes Abführungsmittel des gesunden Menschenverstandes offizinell werden. Uebrigens bleibe ich bei meiner Behauptung: Lau ist kein böser Mensch, sondern nur ein Geck, ein Laffe.

Welch eine reitzende Gesellschaft von Damen sitzt dort um den Theetisch? Wahrlich es sehen einige schöne Gesichter so freundlich und liebreich über die vergoldeten Tassen hervor, daß, wenn es der Anstand gestattete, ich mir die Erlaubniß ausbitten würde, ihre angenehme Gesellschaft zu theilen. Wie geschäftig sie sind! Wie die leuchtenden Augen glänzen, und der schöne Körper sich in allen Gestikulationen einer fröhlichen Thätigkeit bewegt! Bald nicken sie einstimmig, bald hören sie zweifelnd nur Eine an, die wahrscheinlich nicht so bereitwillig in die wohlthätigen Absichten ihrer Schwestern willigt; denn gewiß beschließen die guten Wesen ein gutes Werk. Ja, die Natur hat das Weib mild und theilnehmend geschaffen, und fremdes Glück und Unglück bewegt dies sanfte Geschlecht schneller und stärker, als den rauhen Mann.

Jetzt führt eine ehrwürdige Matrone das Wort, und alle hören aufmerksam, was sie spricht. Neugierde ist wahrhaftig mein Fehler nicht; aber ich kann doch der Versuchung nicht widerstehen, ein wenig zu lauschen. Was die ehrwürdige Dame der Gesellschaft vorträgt, muß höchst wichtig seyn; denn, außer dem Mundwerke

und Gehör, scheint kein Frauenzimmer mehr einen Sinn zu haben. Ich horchte wirklich und hörte: »Mein neuestes Oberkleid von rothem Merinos will ich verwetten, daß die B*** den G*** genauer kennt, als es einem honetten Mädchen geziemt. Es ist in der That ein öffentliches Skandal, wie schamlos sich diese Dirne benimmt, die gern für eine gute Quitarespielerin gelten möchte. Andre spielen doch auch, und alle Zuhörer sind nicht taub, wie man das beinahe von Herrn G*** vermuthen sollte. Auf dem letzten Balle saß ich dem Pärchen nahe genug, um es genau beobachten zu können. Ihre Blicke glüheten vor Lust, als sie mit ihm walzte; und Er, — aller Welt fiel es auf, — er hatte nur Augen für sie. Um ihr ja nicht Unrecht zu thun, suchte ich eine von ihren Mägden in meinen Dienst zu erhalten, von der ich auch ausführlich erfahren habe, wie es mit dem Innern ihres Hauswesens steht. Es ist wirklich Alles so, wie ich gefürchtet hatte, und noch ärger. G*** geht ungescheut bei der B*** aus und ein, und macht seine Besuche nicht selten Abends, gewiß aus guten Gründen.

»Ach!« fuhr die gutmüthige Matrone nach einer kleinen Pause fort, »lachen muß ich, wenn ich nur daran denke! — Sie lachte laut, und die sympathisirende Gesellschaft folgte dem aufmunternden Beispiele. Da ihre Mutter starb, — Gott habe die gute, liebe Frau

selig! — stellte sich die heuchlerische B*** untröstlich, wahrscheinlich um von dem mitleidigen G*** recht sehr getröstet zu werden. Die Magd, eben die, welche ich aus ihrem Dienst erhalten, sah, wie sie ihm weinend in die Arme sank, er sogar Thränen vergoß, und ihre Gesichter sich so nahe kamen, daß, hätte er sich tiefer gebückt, und sie sich höher aufgerichtet, ihre Lippen sich zum Kusse begegnet wären. Wenn sie das nun vor dem Gesinde thun, was mögen sie sich erlauben, wenn sie allein sind?«

Vor dem Gesinde! fiel eine junge, recht artige Brünette ein. Wahrhaftig, das ist zu arg! Wie weit muß es da schon gekommen seyn! Das Weinen ging ihr auch gewiß so wenig von Herzen, als mir jetzt, wenn ich Thränen zu viel hätte. Sie hat die ganze Garderobe, die Ringe, Steine und Perlen der Alten geerbt, mit denen sie nun dick thut. Aber, fügte die Sprecherin, mit einem neidischen Blicke, hinzu, das alles macht sie um nichts schöner.

»Sie ist,« nahm die Matrone wieder das Wort, »— ist, sage ich, und bleibt, in meinen Augen eine verächtliche Kreatur, eine Person von höchst zweideutigem Rufe.« Alle stimmten der Konklusion der liebevollen Dame bei, die bei dem furchtbaren Gerichte den Vorsitz zu führen schien, daß die B*** nämlich ein Wesen von zweideutigem Rufe sey.

Haben Sie, hob eine liebliche Blondine, am andern Ende des Tisches, an, schon gehört, daß der Kaufmann K** Bankerut machen wird? Der ganzen Gesellschaft entfuhr, bei dieser Nachricht, ein verwunderndes und fragendes O! und Ach! — Da hat es freilich, bemerkte eine Nachbarin, mit dem Staate seiner übermüthigen Töchter ein Ende. Haben die Mädchen aber auch einen Aufwand gemacht, als wenn sie Millionen besäßen! Das war vorauszusehen, sagte die Präsidentin entscheidend. Herr K** ist ein schlechter Haushälter, und seine Frau eine Verschwenderin. Dieses Urtheil wurde abermal, mit einer allgemeinen Einstimmigkeit, ausgesprochen und bestätigt.

Jetzt hatte ich genug, und meine Neugierde war vollkommen befriedigt. Ich kannte die mißhandelte B*** und den Kaufmann K**. Jene ist ein sehr edles, gebildetes und allgemein geschätztes Frauenzimmer, schön, geistreich und gefühlvoll. Aber gerade diese Vorzüge mögen ihr das Verdammungsurtheil des weiblichen Revolutionsgerichts zugezogen haben. K** hat den Ruf eines erfahrnen, biedern Handelsmannes, und sein angekündigter Bankerut hat sich so wenig bestätigt, daß sein Haus vielmehr auch jetzt noch eines der ersten der Stadt ist.

Sage mir nun, was macht einen Spiel-, Thee- und Kaffeetisch zum Pranger und Richtplatz des guten Ru-

ses? Wie kommt das Schlangengift der Verleumdung in die Taubenherzen des zartfühlenden, weichen, theilnehmenden Geschlechtes? Sind diese Damen wirklich böse? Zuverlässig nicht. Ich wollte mich für jede derselben, und namentlich für die kleine reitzende Brünette und die schlanke Blondine, mit allem, was ich bin und habe, verbürgen. Was sollen aber die guten Kinder in den müßigen Stunden, die ihr wachendes Leben ausfüllen, anfangen, um der Folter der Langeweile zu entgehen? Was anders, als plaudern, schwätzen, klatschen und verleumden, und das — mit dem besten Herzen von der Welt?

Nach meiner Meinung, hat das zivilisirte Leben also wenigstens die feindseligen Berührungspunkte zwischen den Menschen vervielfältigt. Bei jedem Schritte, den man thut, muß man einem andern feindlich begegnen; und da alle Leidenschaften aufgeregt, alle hungrige Bedürfnisse geweckt sind, so wird jedes Zusammentreffen mit einem Menschen ein Krieg, und jeder Fleck, auf dem man mit ihm steht, ein Schlachtfeld. Wo die Bedürfnisse demnach einfacher, und die Gegenstände unsrer Genüsse seltner sind, haben wir weniger feindselige Berührungspunkte, und handeln darum besser, ohne deswegen, im strengsten Verstande, besser zu seyn. Unser Leben gleicht einer Rennbahn, wo wir Alle nach einem Ziele laufen. Jeder Mitwerber ist ein Gegner, der uns

auch heimlich ein Bein unterstellt, wenn er uns in offnem, redlichem Kampfe nicht besiegen kann. Die Behauptung Rousseau's, daß der Mensch um so besser und glücklicher sey, je näher er der Natur lebt, und daß die Fortschritte in der Zivilisation und sogenannten Kultur ihn verderben, ist bei weitem nicht so abgeschmackt, als man ziemlich allgemein glaubt.

Siebenter Brief.

Vom 17. Februar.

Deine Antwort auf meine beiden letzten Briefe würden mir in der Seele wehe thun, wenn ich ihren Inhalt ernstlich nehmen müßte; aber ich kenne dich und deine Art zu loben und zu tadeln zu gut, als daß ich die versteckte Absicht deiner Vorwürfe nicht errathen sollte. Da man sich kaum mehr getraut, die Wahrheit auch nur anzudeuten und ahnen zu lassen, so hast du zu dem nicht ganz neuen Kunstgriffe deine Zuflucht genommen, den bittersten Tadel in das übertriebenste Lob zu verkleiden, und die dumme Eitelkeit, den Dünkel und die Anmaßung dadurch lächerlich zu machen, daß du die blinden Götzen spöttisch in Wolken von Weihrauch hüllest. Diese Faschingsmanier in unsrer Faschingszeit ist wenigstens in so weit gut, als man wenig dabei wagt.

Dem dümmsten Menschen darfst du dreist unter die Nase sagen, er sey ein Hermes Trismegist, ein lebendiger Inbegriff der sieben Weisen; der verwahrlosesten Straßennymphe, sie sey eine Helena, eine Lais, eine Ninon; einem Landschulmeister, er sey ein Pythagoras, und einem Rathsschreiber, er sey ein Solon, ein Numa. Je größer der Geck ist, desto tiefer bückt er sich dankbar für die bittre Parodie. Ein Dorfschulze mit dem Haarbeutel, Galarocke und der imponirenden Miene eines ersten Ministers, ist gewiß eine Karrikatur, welche die Affen der Großen und Mächtigen zur Besinnung bringen sollte; aber, leider! fühlen sie es nicht immer. Man ist so sehr an die Nothwendigkeit zu schmeicheln und die Gewohnheit zu lügen gewöhnt, daß auch die niederträchtigste Uebertreibung für Ernst gelten kann. Der Mensch schwöret auf nichts zuverlässiger, als auf das Gute, das man von ihm sagt; und die Eigenliebe und Eitelkeit sind so heißhungrig, daß sie auch die freigebigste Schmeichelei nicht leicht satt füttert. Der übermüthige Thor läßt sich sogar an Gottes Stelle setzen, wie Alexander, zum Sohne Jupiters erklären, wenn auch die Umstehenden über die gebrechliche Göttlichkeit des armen Menschen lachen, den das Fieber im Froste schüttelt.

Du behauptest, — ob im Scherz oder Ernst, weiß ich selbst nicht, — das Gute und Böse hätte ich in mei-

nen Briefen so durcheinander geworfen, daß es unkenntlich und nicht mehr zu unterscheiden sey; und, nach meiner Ansicht, gebe es weder einen guten, noch bösen Menschen. Wie, das hätte ich wirklich gesagt? Sagen wollte ich es gewiß nicht; denn ich selbst kenne ja Menschen, die ich für sehr gut halte. Ob wir übrigens in unsern Begriffen übereinstimmen, wird sich zeigen; wenigstens will ich es versuchen, mich dir verständlich zu machen.

Begegne ich einem Menschen, der, wenn er ein Kind ins Wasser fallen sieht, ihm nachspringt, es rettet und weiter geht, als habe er etwas gethan, was sich von selbst versteht, dann halte ich ihn für gut. Flucht er auch später über die verwünschte Meerkatze, und findet, nach einiger Ueberlegung, es sey unvorsichtig von ihm, als einem Familienvater, gewesen, sein Leben für das eines solchen Halbmenschen aufs Spiel zu setzen, dann schadet das ihm in meiner guten Meinung nichts.

Stößet dir eine Bettlerin mit einem Kinde auf, beide nackt und bleich vor Elend, und du ziehest deine Börse, und giebst sie hin, ohne an deinen eignen Mangel, oder an die bestehende Polizeiverordnung, welche das Betteln, unter Zuchthausstrafe, verbietet, zu denken, dann halte ich dich für gut. Brummest du auch hintennach zu dir selbst: »Dummkopf! wie willst du diesen Abend deinen Wirth bezahlen! Es war deine ganze Baarschaft,

die du vielleicht an eine liederliche Dirne verschenkt hast,« dann erscheinst du mir darum nicht schlimmer.

Ein Mann, der, wenn er seinen Freund verleumden hört, dem Verleumder, sey er auch noch so groß, ins Gesicht sagt: »Herr, Sie lügen; das getraue ich Ihnen zu beweisen,« ist, nach meinem Begriffe, gut. Für höflich und wohlgezogen mag er vielleicht nicht gelten; aber das will ich ihm, seiner Güte wegen, nachsehen. Wohlgezogene Leute giebt es doch genug; solche sogar, die sich von einem Vielvermögenden eine Maulschelle geben lassen, und über den vertraulichen Scherz lachen; die, wenn sie ein Mächtiger einen Hundsfott nennt, mit hundert Bücklingen zwanzig Mal um Vergebung bitten, oder die einen arm gewordenen Freund verläugnen, weil die öffentliche Meinung, die man doch achten muß, sich gegen ihn erklärt. Solche höfliche und wohlgezogene Bestien finden wir noch allenthalben, die sich vor einem Manne in hohem Amte, voll schuldiger Ehrfurcht, auf den Bauch legen, ihn aber, wenn er in Ungnade gefallen ist, nicht mehr kennen; die ein Mädchen Jahre lang mit lügnerischen Versprechungen täuschen, und wenn sie es müde sind, eine andre zur Frau nehmen, weil es die lieben Eltern so haben wollen, denen man doch Gehorsam schuldig ist. Mein Verzeichniß von solchen höflichen und wohlgezogenen Leuten beiderlei Geschlechts, die Schufte, leere Schädel und Herzen, Wichte, Basen,

arme Sünder und Sünderinen sind, in Allem aber die Regeln des Anstandes und einer guten Lebensart beobachten, gewisse gesellschaftliche Konvenienzen respektiren, und so ihren Ruf behaupten, würde so bald noch nicht enden, wollte ich alle Gattungen und Arten aufzählen.

Leute, die sich deinen unterthänigsten Diener nennen, und einen unbeschreiblichen Antheil an deinem Befinden nehmen, triffst du, zu Dutzenden, auf jeder Straße an; aber lasse dir es nicht einfallen, sie, in der Noth, um den geringsten Dienst zu bitten; sie, in einer Verlegenheit, um den Vorschuß einer Kleinigkeit zu ersuchen, wenn sie dir auch tausend Mal ihr ganzes Vermögen zur beliebigen Disposition überlassen haben; die höflichen Menschen würden dich über einen so närrischen Einfall herzlich auslachen. Gute Gesellschafter, witzige Köpfe, Anekdotenjäger, Umträger von Stadtneuigkeiten, abgeschliffene, platte Menschen braucht unser abgeschliffenes, plattes Leben. Was soll uns ein Freund in der hohen Bedeutung des Wortes? Wir kennen und brauchen ihn nicht. Wozu auch? damit er bei der Mahlzeit vorschneide, am Spieltische seine Stelle einnehme, und über die neuesten Ereignisse der Nachbarschaft ein Tagebuch führe?

Es gehört, meiner Meinung nach, nicht viel dazu, ein ganz vorzüglicher Mann nach dem Bedürfnisse

der meisten Gesellschaften zu werden. Man studiert das sinnlose Rothwälsch ihrer Konversationssprache, lernt sich nach der eingeführten Methode bücken und setzen, bei dem Spiele des Schnarrwerkes der Unterhaltung die Pausen vermeiden oder ausfüllen, folglich viel reden, ohne etwas zu sagen, und einen gefallenen Handschuh oder Ridikül mit Grazie aufheben und überreichen. Ausser dem Hause fordert man noch die Kunst zierlich zu tanzen, und, im Nothfalle, einen offenen Wagen mit einem oder zwei Pferden zu führen. Das sind, ich läugne es nicht, ganz vorzügliche Gaben; und ein junger Mann, mit allen diesen ausgebildeten Talenten, ließe in der That nichts mehr zu wünschen übrig, wäre das Leben ein Pikenik, eine Theegesellschaft, eine Gavotte oder Spatzierfahrt. Für Viele mag es auch nichts anders seyn; und denen kann und darf dann auch genügen, um was wir sie nicht beneiden. Alle diese Menschen, wirst du mir zugestehen, sind doch nicht gut. Dafür gestehe ich auch dir zu, daß sie nicht böse sind. Sklaven der Gewohnheit und des Herkommens, loben und tadeln sie, was, dem bestehenden Gebrauche gemäß, Lob oder Tadel findet, thuen und unterlassen das und jenes, nicht weil sie es für erlaubt oder verboten halten, sondern weil es Aufsehen erregen, sie lächerlich machen, oder mit ihren Umgebungen in unangenehme Verhältnisse bringen würde.

Gütiges Schicksal, laß meine Tage nicht in dem faulen Sumpfe eines öden, aus leeren Förmlichkeiten zusammengesetzten Lebens modern, in dem selbst die Wärme nichts erzeugt, als kriechendes Ungeziefer: geheuchelte Tugenden und Vorzüge, eine gleisnerische Gefallsucht und müßige Klatschereien! Lieber stelle mich auf einen einsamen Berg in Stürme und Gewitter, und schleudere aus ihnen einen wohlthätigen Blitz auf die müde Brust, wenn sie zu schwach wird für die Last des Lebens! Erhältst du mir nur das warme, liebende Herz eines Freundes, einer Freundin, und der Seltnen, die mir theuer geworden sind, dann will ich gern die freche Gewaltthätigkeit, den dummen Uebermuth, die neidische Verleumdung und die alberne Einfalt ertragen, so gut ich es vermag. Laß mich das Leben nie — darum bitte ich dich — über dem Streben nach seinen eitelen Gütern vergessen, und eine äußere Größe suchen, die nur innere Kleinheit, und einen äußeren Reichthum, den nur innere Armuth geben! Die Spanne Erde, welche meine Wiege von dem Grabe trennt, will ich nicht zum Kriegsschauplatze kleinlicher Begierden und feindseliger Leidenschaften machen. Mein Daseyn muß einen höheren Zweck haben, als den, meine hungrigen Sinne abzufüttern; oder es ist auch der Mühe nicht einmal werth, welche dieses fordert. Gott! wie können wir in dem kurzen Leben, das wie ein Blitz durch die lange Nacht der

Ewigkeit zuckt, noch Zeit finden, uns zu hassen, zu verleumden und zu betrügen!

Geduld, Lieber! Ich finde mich, und kehre zu meinem Gegenstande zurück. Den Menschen also dürfte ich gut nennen, der sich einer höheren Idee aufzuopfern vermag, Leben und Vermögen an die Wahrheit, an seinen Glauben, an seine Religion, an die Freundschaft, die Liebe oder seine Pflicht setzt; aber auch nur der ist es. Wer vermittelnd und Friede stiftend zwischen seinen unerlaubten Vortheil und seine verletzte Pflicht zu treten weiß, mag verschlagen seyn; für gut halte ich ihn aber nicht. Wer nichts Böses thut, weil ihm die Kraft, die Gelegenheit oder der Muth dazu fehlt, gilt mir auch nicht dafür, und diese negative Tugend ist, in meinen Augen, durchaus verdienstlos. Soll ich einen Menschen gut nennen, dann muß er eine gewisse Energie des Karakters, einen eigenen Willen haben; er muß sogar selbst prüfen und urtheilen. Die Unschädlichkeit aus Indolenz oder Temperament ist keine Güte.

Dadurch will ich aber keineswegs sagen, unsre guten Handlungen müßten das Resultat eines reiflich erwogenen Entschlusses seyn. Im Gegentheil traue ich einem Menschen wenig, bei dem die gute That die späte Frucht einer langen Ueberlegung ist. Alle räsonnirte Güte ist

unzuverläſſig, weil der Verſtand immer tauſend Gründe zum Schlechten findet, wenn das Edle nicht, durch eine gewiſſe innere Nöthigung, aus dem Herzen hervorgeht, dem es ein Bedürfniß iſt. Der gute Menſch iſt gut, weil er, um es nicht zu ſeyn, ſeine Natur verläugnen müßte. Er wählt und thut allenthalben das Beſſre, weil er nicht anders kann, ohne mit ſich ſelbſt im Widerſpruche zu ſtehen. Er iſt gut, und weiß ſo wenig, aus welchen Gründen er es iſt, als die Sonne weiß, warum ſie wärmt und leuchtet. Alſo, wirſt du mich fragen, hat ihn die Natur zu dem gebildet, was er iſt? Mit einigen wenigen Einſchränkungen antworte ich: Ja. Der Menſch ſagt man ſey eine kleine Welt, ein Inbegriff der großen im verjüngten Masſtabe; und das iſt ſehr wahr. In ihm finden wir eine gedrängte Rekapitulation der übrigen Schöpfung, mit dem ihm eigenthümlichen Zuſatze, der ihm die höchſte Stufe auf der Leiter der uns bekannten Weſen anweiſet. Schon die Natur hat, nach meiner Ueberzeugung, jenen zum blutdürſtigen Tyger, dieſen zum großmüthigen Löwen, hier einen zum willig duldenden Schafe, und dort einen zum gefräßigen Schweine gemacht. Wir finden geborne ſchlaue Füchſe, pedantiſche Eſel, geſellig-ſchnatternde Gänſe und ſich aufblähende Pfauen. Schreie nicht voreilig: Ketzerei! und habe die Geduld mich anzuhören; denn hin ich geneigt, dir meine Anſicht, in einem ſpä-

teren Briefe, auseinander zu setzen. Ich weiß sehr gut, daß meine Idee von der Güte des Menschen mit unsrer schulgerechten Moralphilosophie im Widerspruche steht; aber ich habe sie demungeachtet noch nicht los werden können.

Ueber die Briefe aus der Stadt.

An Herrn Professor Reh.

Sie üben die geistlichen Werke der Barmherzigkeit nicht sehr christlich, mein werther Freund; wie hätten Sie mir sonst, in meiner Noth, mit so viel Härte Ihren Trost versagen können? Oder dachten Sie vielleicht, er sey, wie der gute Rath, eine so gemeine Sache, daß sie uns jeder, lieber als ein Stück Brod, zum Almosen vor die Thür reicht? In diesem Falle hätten Sie dann nicht ganz Unrecht. Es liegt wirklich ein so tiefes Mitgefühl für fremde Leiden in der Brust des Menschen, daß wir, bei dem geringsten Unfalle, gutmüthige Wesen in Menge finden, die uns zu trösten und zu rathen bereit sind. Wer sich auch selbst nicht zu helfen weiß, hat doch kluge Rathschläge zur Hülfe anderer; und so schlecht er in seiner eignen Sache sieht, so sicher ist sein Blick, wenn es die Angelegenheit eines theuern Nebenmenschen betrifft. Es ist in der That ein guter Schlag Geschöpfe, der hülfreiche,

mitfühlende Mensch, den fremde Noth mehr drückt, als eigne! Die Welt- Staat- und Stadtgeschichte liefert unwiderlegbare Beweise dafür. Wo läßt er es je an Trost und gutem Rathe fehlen? Wird nicht im Gegentheil diese Münze so häufig ausgeprägt und in Umlauf gesetzt, daß man sie des Namens nicht mehr werth achtet? Aber gilt das auch den wohlgemeinten Rath und die herzliche Theilnahme eines wahren Freundes? Wahrhaftig nicht. Ich halte sie wenigstens höher als Gold; was in einem zivilisirten Lande gewiß viel sagen will. Aber eben darum hätten Sie mir auch ein wenig mit Ernst beistehen, und nicht scherzend meines Elendes spotten sollen, wie Sie in Ihrem Briefe*) thaten.

Der Jammer war größer, als Sie wissen. Die Erscheinung der verwünschten Briefe aus der Stadt hatte den ganzen reichen Flor von kleinstädtischen Tugenden zur schnellen Blüthe gebracht. Einige vielbesuchende und vielbesuchte Menschen wollten nämlich zu den Karakterzeichnungen in jenen Briefen die Originale in der Stadt gefunden haben, und trugen, aus christlicher Nächstenliebe, ihre Entdeckung von Haus zu Haus. Alles, was

*) Dieser Brief, welcher die Aufschrift hat: Von dem Hange der Menschen, die Satyre für Pasquille zu nehmen, steht im sechsten Hefte des Rheinischen Archivs und in der Sammlung von Reebs vermischten Schriften.

auch nur auf die entfernteste Art mit der Sache und den Personen, die es gelten sollte, in Beziehung zu stehen glaubte, nahm nun gegen den Verfasser der verrufenen Episteln eine feindselige Haltung an. Die Galants, Muscadins, Petits-Maitres, welche der vortreffliche Campe durch Zierbengel unzierlich verdeutscht, kurz, was auf den Winterbällen, im Gefühle seines durch die Konskriptionen gesteigerten Männerwerthes, die Frauenzimmer, nach allen Vorschriften einer regelmäßigen Inspektion, gemustert hatte, erklärte sich in den Stand einer heiligen Insurrektion. Solide Menschen, die glauben, mit Ziklopenarmen lasse sich bündiger argumentiren als mit der strengsten Logik, meinten, die Keule des Herkules könne man der Egide Minervens mit dem besten Erfolge entgegensetzen. Sie haben Recht. Jeder bedient sich seiner Waffen; und ich glaube selbst, daß diese Herren ihrer Faust mehr als ihrem Kopfe vertrauen dürfen.

Der Verfasser solcher Briefe, sagten Andere, könne unmöglich ein gutes Herz haben, und müsse von bösartiger, bissiger Art seyn. Schriftsteller genießen sonst gewöhnlich das Glück, daß sie durch ihre Schriften besser erscheinen, als sie wirklich sind. Ich aber bin unter einem unglücklichen Sterne geboren. Wo ich Weizen säe, streuet mir der Teufel Unkraut nach, während dem andere Früchte ernten, wo sie Unkraut gepflanzt haben. Sie kennen mich, mein verehrtester Freund! und gewiß

als das gutmüthigste Wesen, das durchaus nichts von jener kriegerischen Natur in sich fühlt. Sie hätten mir wohl bezeugen dürfen, daß der ewige Friede, den die Philosophen vergebens predigen und demonstriren, schon längst unterzeichnet und garantirt wäre, wenn alle Menschen die Ruhe und Eintracht liebten, wie ich. Das wissen Sie doch!

Ich begreife selbst nicht recht, wie ich dazu kam, die Lächerlichkeiten gewisser Karaktere zu zeichnen, da ich doch sehr gut fühle, daß ich weder Beruf noch Neigung zu einem Satyriker habe. Aber es giebt Augenblicke, in denen uns der Triumph der Bosheit, die lästige Tyrannei des Pedantisms, der Sieg der Heuchelei, die gewissenhafte Beobachtung der leeren Förmlichkeiten und des äußeren Anstandes, während dem man die Sache, das Wesen, Tugend und Pflicht mit Füßen getreten sieht, so sehr erbittert, daß man zuschreibt, weil man nicht zuschlagen kann. Ich hasse dieses öde Zeremonienwesen, diese zuvorkommende Freundlichkeit ohne Freundschaft, diese Wortverschwendung ohne Sinn und Gefühl um so inniger und herzlicher, weil ich sehe, daß noch täglich gute Menschen durch sie betrogen werden. Jedes aufrichtige Gefühl achte ich, selbst das der Feindschaft, wenn es sich nur auszusprechen wagt. Aber diese Honigphrasen auf den Lippen, da die Galle im Herzen kocht; diese Bücklinge im Angesichte eines würdigen

Mannes, dem man auf den Rücken den Esel bohrt; dieses niederträchtige Kriechen und Schmiegen vor einem Menschen, den man, so wie er entfernt ist, lächerlich zu machen sucht und verleumdet, dieses feige, heimtükkische, meuchelmörderische Wesen hasse ich von ganzer Seele, und mache aus meinem Hasse und meiner Verachtung auch kein Geheimniß.

Ich habe keinen bestimmten Menschen nachgebildet, sondern Lächerlichkeiten und Albernheiten. Ich habe denen sogar mehr als einmal Beweise einer freundschaftlichen Aufmerksamkeit gegeben, von denen man will, daß ich sie an den Pilori gestellt. Aber boshafte Deutungen und Beziehungen dieser Art sind für gewisse Menschen ein zu großes Bedürfniß, als daß sie die Wahrheit anerkennen sollten, auch wo sie dieselbe einsehen. Lassen wir ihnen den Spaß, wenn er zu ihrer Glückseligkeit gehört!

Und wie denken Sie wohl, daß ich die ganze Passionsgeschichte ertragen habe? Wie nicht leicht ein gefallener Günstling die Ungnade seines Herrn erträgt; mit einer stoischen Gleichmüthigkeit, die mir wahrhaftig keine Stelle in einem Martyrologium verdient. Ich habe in meinem Leben, dessen Pfade eben nicht immer mit Rosen bestreut waren, gute Menschen achten und lieben, schlechte verabscheuen, Narren ertragen, Laffen belachen gelernt; und die Natur gab mir eine gesunde Brust

für Freunde und Feinde. Ich suche keinen Krieg; aber wenn ich angegriffen werde, schlage ich ihn nicht aus. Es giebt gar viele Menschen, die Bescheidenheit für Geistesarmuth, Verträglichkeit für Feigheit, und die Tugend für ein Erbtheil der Dummheit halten. Sie greifen herrisch um sich, bis sie Widerstand finden. Den muß man sie finden lassen. Mich wird keine Regel des Anstandes und der guten Lebensart je dazu bringen, daß ich den Schurken einen rechtlichen Mann, und den Dummkopf ein Genie heiße; und das wage ich auf meine eigne Gefahr und Rechnung, und zwar in der gewissen Ueberzeugung, daß ich es mit einer starken Partei ganz und gar verderbe. Dieser Krieg ist nicht allein gerecht, sondern dem rechtlichen Manne Pflicht. Er ist in der Natur gegründet, die im Moralischen, wie im Physischen, entgegengesetzte Elemente wie Wasser und Feuer feindlich geschieden hat; und was Gott trennte, soll der Mensch nicht vereinigen wollen. Das gedenke ich zu halten.

Ich kenne kaum ein Wesen in der ganzen lebendigen Schöpfung, das mir ekelhafter und verächtlicher wäre, als der anmaßende, suffisante, geschwätzige Gelbschnabel, der mit einem triumphirenden Blicke in einer Gesellschaft laut behauptet, er glaube an keine weibliche Tugend; nach seiner sichern und ausgebreiteten Erfahrung sey sie ein wahres Unding. Läßt es sich nun

ein braver Mann einfallen, dieses oder jenes Weib, das er von einer bessern Seite zu kennen glaubt, ein Mädchen von anerkanntem guten Rufe gegen den Wüstling in Schutz zu nehmen, dann dreht sich das leicht bewegliche Ding, wie eine Wetterfahne, herum, und lacht vornehm über den alten einfältigen Köhlerglauben, der sich noch Wunder, und Hexen- und Gespenstermährchen aufbinden läßt. Das, versicherte der Windbeutel im brutalen Tone, müsse er, der die Weiber kenne, doch wohl am besten wissen; nicht jedem sey es freilich gegeben, gewisse Erfahrungen zu machen, am allerwenigsten Leuten, deren Grundsätze und Kleider etwas zu viel à l'antique zugeschnitten seyen. Die freche Zuversicht, mit welcher der Mensch spricht, das zweideutige Lächeln und hämische Achselzucken, wo er es nicht wagt zu sprechen, und das noch giftiger ist als Worte, bringen die Gesellschaft zum Schweigen. Wer mag sich auch durch den Verdacht des verrufenen Köhlerglaubens lächerlich machen? Wer besitzt nicht so viel christliche Liebe, daß er von seinem Nebenmenschen leichter das Schlechte als das Gute glaubt? So ein faselnder, arroganter Geck ist das schädlichste Geschmeiß, das Gesellschaften besudelt. Ein moralischer Giftmischer übt und predigt er allenthalben das beliebte Evangelium seiner Liederlichkeit; und um seinem Systeme eine feste Unterlage zu geben, spottet er Gewissen, Religion, den Glauben an Gott und

eine vergeltende Vorsehung, als Reste des einfältigen, alten Köhlerglaubens, als Kleider mit dem lächerlichen Schnitte à l'antique, leichtfertig weg. Diese windigen, leichtfüßigen, plaudernden Faquins haben schon manches Herz allen Martern einer zu späten Reue, und Familien der Verzweiflung Preis gegeben; und die Elenden rühmen sich der Thränen der Unglücklichen als glänzender Zeugen ihrer Siege!

Ich habe schon oft gelesen und gehört, die Damen liebten diese Libertins; und wenn sie auch den Muth nicht hätten, sie öffentlich zu vertheitigen, so fänden sie doch immer Gründe, sie zu entschuldigen. Ich bin zu unerfahren, um darüber urtheilen zu können. Im Allgemeinen ist aber meine Meinung von dem Frauenzimmer zu gut, als daß ich die angeführte Behauptung als Regel möchte gelten lassen. Es giebt deren ohne Zweifel, die es am liebsten mit Männern zu thun haben, die ihnen das Erröthen ersparen. Die Bessern würden indessen diese Art Menschen gewiß verachten, wenn sie dieselben kennten. Aber niederträchtig in ihrer Gegenwart, lügen sie jede ins Gesicht. zu einer Göttin, die sie bei Andern zu einer Megäre entstellen. Und welches Gemüth bewahrt sich immer gegen die giftige Einwirkung der Schmeichelei? Wer sieht nicht gern, als eine Gottheit auf den Altar gestellt, die Verehrer anbetend zu seinen Füßen liegen? Die Leichtgläubigen und

Eiteln erfahren freilich zu spät, daß der Heuchler sie nur vergötternd auf denselben erhob, um sie seiner eignen Gottheit, die ihm die höchste ist, als Opfer abzuschlachten.

Ich mag den antiken Schnitt meiner Grundsätze und Meinungen nicht verbergen, und bekenne aufrichtig, daß ich auch an Tugend und große Gesinnungen bei dem Weibe glaube. Es ist grausam, daß wir dem Manne alle Vortheile des Angriffs gegen ein Geschlecht zugestehen, welches wir doch das schwache nennen; daß wir ihm alle Kunstgriffe, eine reizbare Sinnlichkeit zu verführen, sogar falsche Versprechen und Eide erlauben und verzeihen, und die Verführte mit Schande bedecken, da der Verführer sich seiner Sünde rühmen darf. Und was ist oft das größte Verbrechen eines betrogenen Weibes? daß sie unserm Geschlechte die Ehre anthat, an einen Mann zu glauben, wo sie nur einen Buben fand.

Ich habe mich von dem Zwecke dieses Briefes vielleicht zu weit entfernt; aber es giebt Gegenstände, die meinen ganzen Unwillen so aufregen, daß ich sie unmöglich übergehen, oder kurz abfertigen kann. Doch ist auch in der höchsten Aufwallung meine Verirrung von keiner Dauer. Ich kehre immer wieder besonnen zurück; was ich auch jetzt thun will.

Es giebt einfache Wahrheiten, die jeder leicht erkennt, und Erfahrungen, die man frühe macht, und

deren Anwendung in dem gesellschaftlichen Leben sehr viel, oft alles entscheidet. Gewisse Menschen vernachläßigen sie, aus Gemächlichkeit oder Stolz, oft zu ihrem großen Nachtheile, da andere, ohne irgend ein hervorstechendes Verdienst, der Befolgung derselben ein glänzendes Glück verdanken. Allenthalben hängt man mehr an der Form als an dem Wesen der Sache; und als schlechte Christen sehen wir bei jedem Sakramente mehr auf das äußere Zeichen als auf die innere Gnade. Mag ein Mensch mit der pünktlichsten Gewissenhaftigkeit alle Pflichten erfüllen, die ihm seine Religion vorschreibt; sey er menschenfreundlich, wohlthätig, ein Verehrer Gottes und seiner heiligen Gebote, und seinen Nebenmenschen selbst eine hülfreiche Gottheit! vernachläßigt er nur eine gleichgültige Zeremonie, einen unbedeutenden Gebrauch, dann haben alle seine Tugenden, in den Augen der Menge, keinen Werth mehr. Er ist ein Ketzer, und als solcher kann er keine Tugenden mehr besitzen; oder sie werden bei ihm, wie, nach einigen unserer Theologen, die Tugenden der alten Heiden, verdienstlos, oder gar glänzende Laster. In jedem Sinne hat der beschränkte Mensch eine geschlossene Kirche, außer welcher es kein Heil mehr giebt.

Am Aeußeren, an leeren Förmlichkeiten, an geistlosen Gebräuchen hängt das Volk, und nicht am innern Sinn, am lebendigen Geiste; und wie viele giebt es,

die in dieser Hinsicht nicht zu dem Volke gehören? Ein tadelloses Leben, strenge Redlichkeit, gefällige Dienstfertigkeit, wo uns der Bedrängte braucht, sind geringe Vorzüge in der Gesellschaft. Ein Mann von Wort und Ehre, ein treuer Freund, sind eine wenig gesuchte Waare. Wer braucht sie? Ein Lügner spricht uns zu Gefallen. Ein Schmarotzer findet an uns und den Unsrigen alles vortrefflich, so lange es unsere Tafel ist. Ein angenehmer Schwätzer weiß uns bei trüben Stunden zu unterhalten. Er nimmt es mit dem bösen Feinde der Müßigen, der Langweile, auf, und bei seinen gesellschaftlichen Taschenspielerkünsten fühlen wir die Last einer leeren Zeit weniger. Er ergötzt durch tausend künstliche Affensprünge, lobt unser Hauswesen, wenn wir uns nur an ihm und Seinesgleichen arm füttern, findet die Erziehung unserer Kinder vortrefflich, obgleich sie, durch unsere blinde Neigung, der Eltern Quäler und Henker werden. Den Weg vor uns macht er eben, da ein wahrer, gerader Mensch oft pietistische Bedenklichkeiten hat, uns an Pflichten mahnt, uns unsere Mängel nicht verschweigt, und durch seinen finstern Ernst den trüben Tag oft noch trüber macht.

Wer die Menschen in einem gewissen Kreise gesehen hat, wird mir nicht den Vorwurf machen, daß ich übertreibe. Fehler und Gebrechen sind in der Gesellschaft oft vortheilhafter anzulegen, als Tugenden und Talente.

Zartchen hat sein Glück gemacht, weil er der alten Frau Rathspräsidentin bei jeder Gelegenheit, mit dem feurigsten Ausdrucke von Hochachtung und Ergebung, die welken Hände küßt, ihr Schoßhündchen streichelt, und mit jedem Tage, auf Kosten der Personen, welche in dem Hause nicht wohl gelitten sind, eine skandalöse Kronik zusammenträgt. Spia ist gestiegen, weil er einem Manne von großem Einflusse regelmäßig hinterbringt, was in öffentlichen und Privatgesellschaften von ihm und seiner Amtsführung gesprochen wird. Der gefällige Diener nimmt keinen Anstand, sich durch geheuchelte Freundschaftsbezeugungen in Familien zu drängen, die seinem Herrn verdächtig scheinen, oder gegen die er einen Streich auszuführen gesonnen ist. Als Ueberläufer oder Spion rekognoszirt er die Stellung und Stärke des Feindes, spähet seine Blößen aus, sucht, im Nothfalle, auch an seine Vertheidigungsmittel, an wichtige Papiere und dergleichen zu kommen, die er geschickt wegputzt, und mit den gesammelten Notizen seinem mächtigen Gebieter zu Füßen legt. Aleth wird nicht befördert. Er war so unvorsichtig, seinem Vorgesetzten, der in einem Rechtsstreite einen falschen Eid zu seinem Vortheile von ihm verlangte, ins Gesicht zu sagen, zu einer Schlechtigkeit lasse er sich nicht gebrauchen; sonst stehe er aber dem Herrn, zur Erreichung eines jeden guten Zweckes durch rechtliche Mittel, stets

zu Dienſten. Dieſer ſchilderte den Starrſinnigen als ein untaugliches Subjekt, das überdies noch von dem Gifte der Neuerungsſucht mit vollen Zügen getrunken habe; und der Verleumdete bleibt nun als ein heimlicher Jakobiner ſitzen. Ich kenne einen verdienten Mann, dem ein Weiberarm hemmend in die Speichen ſeines Glücksrades griff, weil er ſich nicht dazu verſtehen wollte, ihr, als Untergebener ihres Mannes, die herkömmlichen Feſttagsbeſuche zu machen. Kurz, nachdem was ich weiß — und das iſt wahrhaftig wenig — wäre das intereſſanteſte Werk, welches je die Preſſe verließ, eine Geſchichte der Verhältniſſe und Begebenheiten, denen bedeutend gewordene Perſonen ihr Glück verdanken, oder die ſie ins Unglück ſtürzten. Ich hielt das Buch für lehrreicher, als den gelungenſten Roman einer pragmatiſchen Weltgeſchichte. Gerechter Gott, wie ſpielt der Zufall, die Laune des Glücks, die der Menſchen und ihre Dummheit mit dem armen Sterblichen!

Darum glaube ich aber nicht, daß man ſchlecht ſeyn müſſe, um Glück in der Welt zu machen. Viele Tugenden und Talente behalten auch in ihr einen ſelten ganz verkannten Werth; aber ſie müſſen mit einer gewiſſen Art, mit einer Gabe verbunden ſeyn, welche ſich vielleicht am beſten mit dem franzöſiſchen Savoir-faire andeuten läßt. Ohne dieſe große Eigenſchaft können Kopf und Herz unſerm Glücke ſogar gefährlich werden.

Den Menschen überlegen seyn, und sie diese Ueberlegenheit nicht fühlen lassen; sie beherrschen, und doch in dem Glauben befestigen, sie folgten nur ihrem eignen Willen und ihrer Ueberzeugung; ihren Schwächen schmeicheln, um sie durch dieselben zu unterjochen; das Glück auch in dem Verächtlichsten noch wenigstens als ein Mittel achten, das unsrige zu gründen; den Schein von jeder Tugend anzunehmen wissen, je nachdem sie gerade gesucht wird, ohne dieselbe doch in dem Grade zu besitzen, daß man sie in einem Kollisionsfalle, nicht seinem Vortheile aufopferte, das ist der beiläufige Inbegriff der großen Kunst, die der besitzen muß, welcher sich pussiren will. Das Ziel auf der weitgesehenen, glänzenden Höhe ist lockend, aber der Weg zu ihm oft schmuzig. Wer die Menschen tyranniſiren will, muß immer damit anfangen, daß er ihr Sklave wird.

Da ich in meinem zwölften Jahre auf die lateinische Schule ging, und von meinem alten Lehrer, der an die achtzig grenzte, Abschied nahm, fügte er zu seinen väterlichen Ermahnungen, in denen er besonders die wilde Heftigkeit meines Karakters tadelte, folgende Erinnerung: »Wer mit dem Kopfe durch die Mauer will,« sagte er, »zerstößt nur seinen Kopf, und nicht die Mauer. Ein »guter Krummweg ist kein Umweg; das merke er sich!« Ich habe mir es, zu meinem zeitlichen Schaden, aber wie ich hoffe, zum Besten meines ewigen Heils, schlecht gemerkt. Als ich später Franklins kleine Schriften las, rief

mir ein Brief des berühmten Mannes an den Doktor Mather die Warnung meines alten Lehrers wieder lebhaft ins Gedächtniß. »Es sind nun über sechszig Jahre,« erzählt Franklin, »daß ich Boston verließ; doch besinne ich »mich noch gut auf Ihren Vater und Großvater, die ich »beide in der Kirche gehört, und in ihrem Hause gesehen »habe. Ihren Vater sah ich zum letztenmale im Anfange »des Jahres 1724, als ich ihn, nach meinem ersten Aus»fluge nach Pensylvanien, besuchte. Er empfing mich in »seiner Bibliothek, und beim Abschiede zeigte er mir einen »kürzern Weg aus dem Hause durch einen engen Ausgang, »oben mit einem Querbalken. Wir waren noch im Ge»spräche begriffen, als ich aufbrach, und er mich beglei»tete. Ich ging voraus, und drehete mich halb nach ihm »um, als er plötzlich ausrief: Gebückt! Gebückt! Ich »verstand das nicht, bis ich den Balken an der Stirne »fühlte. Ihr Vater war ein Mann, der keine Gelegen»heit versäumte, eine gute Lehre zu geben, und so sagte »er zu mir: Er ist jung und hat die Welt vor »sich. Bück' er sich auf dem Wege hindurch, »und er wird sich manchen harten Puff erspa»ren. Dieser gute Rath, so in Kopf und Herz einge»prägt, ist mir ungemein nützlich gewesen.« — Solche Regeln der Lebensklugheit können dem, der sie zu befolgen weiß, sehr wesentliche Dienste leisten. Ich habe eine Menge derselben gelesen, gehört und gesammelt, aber wenn es

ihre Anwendung in dem wirklichen Leben galt, dann ward die angeborne Natur wieder Herr über die erlernte Weisheit, und ich sündigte gegen meine goldnen Sprüche, während dem ich sie mir im Gedächtnisse vorsagte.

Mit der Menge muß man gehen, um zu den Rechtgläubigen zu gehören; den Schein vermeiden oder annehmen, ohne sich um die Sache viel zu kümmern, die der Schein ersetzt. Wer fragt Sie um Ihre Religion, wenn Sie nur einen Stuhl in der Kirche haben, und ihn regelmäßig einnehmen? Sündigen darf man, wenn die Sünde nur die Miene der Tugend nachzuahmen weiß. Aber wehe dem, der im Bewußtseyn seiner Unschuld und Rechtlichkeit den Schein als Heuchelei verschmäht, und sich über die leeren Förmlichkeiten hinaussetzt, weil er die Sache will, die er auch giebt! Er ist ein Neuerer, der die hergebrachte Ordnung stört, und mit frevelnder Hand sich an dem Götzen vergreift, den der Aberglaube als eine Gottheit ehrt. In der Regel gilt der ehrliche Mann weniger als der artige, und eine große menschliche oder bürgerliche Tugend steht unter einer gesellschaftlichen. Jene gleicht einer schweren Banknote, die, weil ihr Werth von wenigen gekannt ist, keinen Kurs hat; diese aber ist eine leichte Scheidemünze, die sich allenthalben und immer umsetzen läßt.

Die größten Fehler, die ich in meinem Leben begangen habe, waren eine Folge der Vernachläßigung der an-

geführten goldnen Lebensregeln; hätte ich dieselben beobachtet, dann würden selbst meine Briefe aus der Stadt sich einer freundlichen Aufnahme zu erfreuen gehabt haben. Sonst habe ich mich nicht besonders über mein Schicksal zu beklagen. Es gab mir Gelegenheit, mein Glück zu machen, wie es die Menschen nennen. Ich mochte es nicht um den Preis, mit dem ich es bezahlen sollte. Ich habe es, und nicht es mich verschmäht; und noch bereuete ich nicht, was ich that, obgleich verständige Leute mich darum einfältig nannten.

Bei dieser Gelegenheit erinnere ich mich eines sonderbaren Auftrittes, den ich vor beiläufig zwanzig Jahren hatte. Als Regie[illegible]skommissär bei einer Kantonsverwaltung versah ich zugleich die Funktionen eines Kriegskommissärs in einem Platze, der sehr beträchtliche Magazine hatte. Stellen dieser Art können, wie man weiß, sehr einträglich werden. Die Umstände, daß die Armee von Requisitionen unterhalten wurde, und der Feind in der Nähe stand, waren sehr günstig. Eines Tags brachte mir ein Angestellter bei den Magazinen, wie gewöhnlich, die sich auf den Dienst beziehenden Papiere zum Unterzeichnen. Unter diesen befand sich ein umständlicher Verbalprozeß über die gänzliche Zerstörung eines der Magazine durch die Ueberschwemmung des Rheins. Wissen muß man nun, daß dies Magazin in der höchsten Gegend des Städtchens angelegt war, und der Rhein, um es zu er-

reichen, alle Häuser hätte überschwemmen müssen. Nach der angeführten Berechnung war der Schaden sehr bedeutend. Ich las den ganzen Bericht aufmerksam durch, und bewunderte die Meisterhand, welche der gröbsten Lüge die täuschende Farbe der Wahrheit aufzulegen verstand. Da ich geendigt hatte, sah ich den Menschen sprachlos vor Erstaunen an. »Was bedenken Sie?« fragte er mit einer Unbefangenheit, als muntere er mich zum besten Werke auf. »Das Magazin ist, wie Sie wissen, wohlbehalten und gut versehen. Für alle Welt ist es zerstört, nur nicht für uns. Ihr Antheil an dem Betrage ist groß genug, daß Sie sich hoffentlich nicht besinnen werden, Ihren Namen dafür dreimal zu unterschreiben. Uebrigens wagen Sie nicht das Geringste dabei; ich stehe für alles. Sollte sogar der Streich entdeckt werden, was nie geschehen wird, dann will ich gestehen, daß ich es bin, der Sie betrogen hat.«

Ich hatte in der Welt so viel gesehen, daß mich eine gemeine Schlechtigkeit nicht leicht mehr überraschte; aber diese Zumuthung empörte mich. Ohne zu antworten griff ich nach den Papieren, die vor mir auf dem Tische lagen. Der Mensch aber, welcher auf einmal alles Zutrauen zu mir verloren zu haben schien, war schneller, und nahm sie wieder zu sich. Er überhäufte mich mit hundert Höflichkeiten, während dem er seinen Rückzug langsam gegen die Thüre nahm. Da er sich im Freien sah, empfahl er sich

spöttisch lächelnd mit den Worten: Citoyen, on voit bien que vous ne savez pas votre métier. Au reste je vous demande mille fois pardon de l'embarras, où j'ai mis mal à propos la délicatesse de votre conscience. Mit einem behenden Sprunge war mir das Windspiel aus den Augen.

Den folgenden Tag kam der Mensch in seinen gewöhnlichen Geschäften wieder zu mir, mit der alten, heiteren Freundlichkeit, als wenn nichts geschehen wäre. Da wir mit unserer Arbeit fertig waren, sagte ich zu ihm: »Gestern wollten Sie mich in Versuchung führen. Ich nehme es Ihnen nicht übel, weil Sie mich nicht kennen. Aber sagen Sie mir, wie kamen Sie auf den abentheuerlichen Einfall, ein Magazin von dem Rhein überschwemmen zu lassen, das beinahe eine Viertelstunde davon entfernt liegt? Müßte dann nicht zuvor das ganze Städtchen unter Wasser gesetzt werden? Wer hat aber nur von dieser Gefahr reden gehört? Beinahe sollte ich glauben, es jucke Sie ein wenig am Halse.« Er sah mich mit einem mitleidigen Lächeln an. Versprechen Sie mir, war seine Antwort, sich in die Sache nicht unaufgefordert zu mischen, dann reise ich heute ab, und bringe Ihnen die Verbalprozesse von einem Manne unterschrieben, dem Sie untergeordnet sind, und der nur die Hälfte von dem erhält, was ich Ihnen angeboten habe. Aber Sie sind die erste Instanz, und mein Vorgesetzter; darum wollte ich Sie, wie

billig, nicht übergehen. — Bei diesen Worten machte er eine sehr höfliche Verbeugung. Was geschehen ist, weiß ich nicht. Nie wurde bei mir wegen dem Schicksale dieses Magazins angefragt, und der Mann, von dem ich rede, lebt, wie ich noch unlängst gelegenheitlich erfahren habe, vermögend und angesehen in seinem Vaterlande.

Beinahe zu derselben Zeit ging in der Nähe meines Wohnortes ein Schiff mit militärischen Effekten, auf eine unbegreifliche Art, unter. Ich mußte die Sache untersuchen, und erhielt den Auftrag, mit der größten Strenge zu verfahren. Die Truppen, welche an den Grenzen sich mit dem Muthe und der Beharrlichkeit schlugen, durch welche der französische Soldat sich, in unsern Tagen, einen so verdienten großen Namen erworben, hatten mehr noch mit Mangel und Entbehrung, als mit dem Feinde zu kämpfen. Ich glaubte den höllischen Anschlag zu erkennen, der das Verbrechen eingeleitet hatte, welches man für die Folge eines unglücklichen Zufalls ausgab, und mich um das öffentliche Wohl verdient zu machen. Wie erstaunte ich aber, als mein Diensteifer gerade dem mißfiel, von dem ich erwartet hatte, daß er ihn am ersten billigen würde! Ich hatte das Schlechte nur, aber nicht das Schlechteste geahnt.

Während der Untersuchung wurde ich selbst angeklagt, einen willkührlichen Verhaftsbefehl ausgestellt zu haben. Die Beschuldigung war falsch, konnte der Sache aber eine

Wendung geben, die sie für mich höchst gefährlich machte. Es war möglich, daß am Ende kein Verbrecher übrig blieb, als ich, der das Verbrechen verfolgte. Ich war nun genöthigt, mich selbst zu rechtfertigen, an meine eigne Vertheidigung zu denken, und hatte wirklich Mühe, mich wohlbehalten aus einer Sache zu ziehen, die nichts weniger als verwickelt war.

Da bei der Untersuchung ein Mensch verdächtig wurde, der den Ruf eines eifrigen Patrioten hatte, und den ich darum weder schonen konnte noch wollte, so befand ich mich auf einmal mit dieser zahlreichen Kaste im Kriege. Es war wirklich eine sonderbare Zeit! Auch nüchterne Menschen hatte ein Schwindelgeist ergriffen, der ihnen selten erlaubte, das Wahre vom Falschen zu unterscheiden. Ohne den Ruf eines Patrioten gab es keine Tugend, und er ersetzte sie alle. Ich kannte rechtliche und aufgeklärte Männer unter diesen Freunden der Freiheit und Gleichheit; aber die Mehrheit bestund aus rohen, unwissenden und ungesitteten Menschen, welche in der neuen Ordnung — oder vielmehr Unordnung — der Dinge den Weg gefunden zu haben glaubten, an die Stelle der alten Gewalthaber, Tyrannen und Reichen sich selbst zu setzen. Das ist menschlich; und nur das Menschliche sollte man erwarten, wenn man sich nicht täuschen will. Diese sogenannten Patrioten haben mehr dazu beigetragen, als Pitt und Koburg, daß die schönen Hoffnungen, welche

die Morgenröthe der Revolution gab, so schrecklich betrogen wurden. Der, welcher in die Sache der gescheiterten Militäreffekte verwickelt war, hatte sich durch seine imposante Korpulenz und einen brutalen Cynism furchtbar gemacht. Bei der Liebe seines Vaterlands und der Menschheit, und vielleicht durch dieselbe, brachte er es in kurzer Zeit zu einem bedeutenden Vermögen, von dem er aber weder einen sehr patriotischen noch menschlichen Gebrauch machte. Ich hätte es bereuen müssen, mir seine Feindschaft zugezogen zu haben, wenn ich je etwas bereuen könnte, was ich als rechtschaffener Mann thun zu müssen glaubte.

Allenthalben fehlte mir es also, wie Sie sehen, an dem Savoir-faire. Ich reizte die Menschen gegen mich, die ich in ihren lukrativen Spekulationen stören mußte, ohne dafür auch nur einen einzigen Freund zu gewinnen. Wen kümmerte es, ob das Magazin überschwemmt, und die Kleidungsstücke für die Soldaten untergegangen waren, oder nicht? Wer mit den Räubern die Beute theilt, wird nicht nur reicher an Vermögen, sondern er kann auch auf den Beistand derjenigen zählen, welche eine gemeinschaftliche Sache zu seinen Bundesgenossen gemacht hat. Es ist gefährlich, seine eignen Grundsätze zu haben und seiner Ueberzeugung zu folgen. Mit der Menge geht man am sichersten, weil sich das Schlechte eben so leicht in ihr verbirgt, als sie das Gute, durch gemeinschaftliche

Anstrengung, geltend macht. Compagniesünden werden Tugenden, und Lächerlichkeiten ganzer Gesellschaften Vorzüge, da die isolirte Tugend des Einzelnen leicht zum Vergehen gegen die anders handelnde Mehrzahl entstellt wird. Es ist mir nicht aufgefallen, daß dieselben Menschen, welche mich in dem letzten Jahre der Direktorialregierung als einen Mäßigen verfolgten, der sich nie à la hauteur de la révolution erheben konnte, später bei mir noch Reste des Terrorisms finden wollten, und mich darum verdächtig zu machen suchten.

Ich habe in meinem Leben die traurige Erfahrung gemacht, daß meine besten Handlungen in ihren Folgen nachtheilig auf mein Glück wirkten, oder doch wenigstens von den Menschen aus andern Gründen abgeleitet wurden, als sie wirklich hatten. Das ist in der That nicht aufmunternd; und wenn es für uns keinen höheren Bestimmungsgrund unsers Willens gäbe, als unsern Vortheil oder Nachtheil, dann wäre der Tugendhafte und Redliche ein Thor. Zum Theil mag es aber auch meine Schuld gewesen seyn, daß der Erfolg meine reinsten Absichten am gewissesten betrog; denn oft kommt es weniger darauf an, was der Mensch, als wie er es thut. Es ist eine sehr schöne Sache um das Savoir-faire!

Ich dachte mir zu Zeiten, ich hätte zwei Söhne von verschiedenem Karakter, und legte mir selbst ihre zweckmäßigste Ausbildung als ein Problem zum Auflösen vor.

Den einen dachte ich mir von sanfter, gefälliger Art. Er hält etwas auf das Sprichwort, daß man leben und leben lassen müsse. Mit aller Welt gern in Frieden, duldet er wenigstens, was er nicht lieben kann. Die Tugend ist ihm werth, und dem Verbrechen geht er aus dem Wege. Die Menschen würdigt er, um ja einen sichern Maßstab zu haben, nach ihrem Aeußern, wie die Münzen nach dem Gepräge. Gegen Untergebene herablassend, gefällig gegen Seinesgleichen, und voll Ehrerbietung gegen Höhere, behandelt er jedermann nach seinem Range, Titel und Vermögen. Da er den Beruf nicht in sich fühlt, einen ungleichen Kampf, ohne Noth, zu bestehen, so weicht er dem Stärkern, und fordert von dem Schwächern dieselbe Huldigung. Das geschlossene Reich der Wirklichkeit ist seine Heimath. Wie es war und ist, so muß es wohl seyn, weil man es nie anders gesehen hat. In allem wählt er gern die sichere Mittelstraße, weil er sich auf ihr am wenigsten zu verirren fürchten muß. Wo der Schein so viel gilt, als die Sache, nimmt und giebt er auch den Schein für sie, weil er, als ein praktischer Mensch, nur den Erfolg will. Bescheiden erkennt und rühmt er fremdes Verdienst, sowohl aus Ueberzeugung, als damit dieses auch das seinige erkenne, und er selbst dem Neid entgehe. Alle gesellschaftlichen Tugenden übt er mit großer Aufmerksamkeit, spielt seine Geige, tanzt seinen Walzer,

und sagt eine gut angebrachte Schmeichelei mit einer Sorgfalt, die gewisse Menschen nur großen Dingen schenken; aber mein Sohn, der die Menschen kennt, weiß sehr wohl, daß diese kleinen Dinge in der Welt die großen, und von den wichtigsten Folgen sind. Der Mensch, wie er nun einmal leibt und lebt, ist ihm gut genug. Was würde es auch helfen, sagt er, wenn ich mir ihn zu Zeiten anders wünschte? Er ist nun einmal so; und wenn man es nur ein wenig versteht, kommt man doch auch mit ihm zurecht.

Ich kann mir diesen Sohn nicht so ganz ausmalen, wie ich ihn denke; aber in jedem Falle ist er ehrlich. Auch bin ich wegen ihm wenig in Sorgen. Da er das väterliche Haus verläßt, um in der Welt zu suchen, was der Mensch sein Glück nennt, ist mir, als mache er eine kleine Reise. »Gehe hin,« sage ich ihm, da er zum Abschiede meinen Segen empfängt, »gehe hin; du wirst dich schon finden, und es weiter bringen, als dein Vater.«

Ich habe mich nicht geirrt. Mein Sohn ist ein glücklicher Mensch, er mit der Welt, und die Welt mit ihm zufrieden. Ich könnte ihn mit einem Weidenbaum vergleichen, der in einem Garten an einem Bache steht. Er spiegelt sich selbstgefällig in dem Wasser, das klar und still, wie sein Leben, an dem blumigen Ufer forthüpft. Der Sturm zieht über ihm hin; und wenn er zerstörend durch die Aeste der nahen hohen Bäume brauset, dann

bewegt er die Weide nur spielend. Sie steht hoch genug, um auf das tiefere Gesträuch und Buschwerk, wie von besserer Art, vornehm herabzusehen, aber doch nicht so hoch, daß ihr Sturm und Wetter gefährlich werden könnten.

So ist nicht mein anderer Sohn. Er achtet nur die innere wirkliche Größe an dem Menschen, den Kopf und das Herz, und nicht das zufällige Geschenk der Laune des Glücks, das dem Unwürdigen so leicht zu Theil wird, als dem Würdigen. Wer seine innere Armuth prahlend durch äußern Reichthum zu verbergen sucht, wird ihm nur lächerlich; und er kann in seinem Unwillen den Purpurlappen aufheben, mit dem ein Bettelkönig, der sich von höherer Natur dünkt als die übrigen Bettelbrüder, seine Blöße deckt. Das Laster, und besonders die heimlichen Sünden, nicht nur der Jugend, sondern von jedem Alter und Stande, haßt er eben so aufrichtig, als er die Tugend liebt. Wahrhaftigkeit, Treue, strenge Redlichkeit und Muth machen bei ihm den Karakter des Mannes aus. Wer sein Betragen nach den Umständen modelt, seine Grundsätze und Meinungen nach den Zeiten wechselt, und zwischen der Tugend und dem Verbrechen einen nachbarlichen Vergleich stiften zu können glaubt, ist ihm ein Nichtswürdiger. Strenger gegen sich, als gegen Andere, opfert er seinen Vortheil oft dem ihrigen auf, und vergiebt ihnen, was er sich selbst

nie vergeben würde. Gefällig gegen Niedere, gleich mit Seinesgleichen, ist er stolz gegen Vornehme, die sich als solche ankündigen. Bei jedem Streite nimmt er sich, ohne Ueberlegung, der Sache des Schwächern an. Die schwersten Pflichten erfüllt er leicht, und die größten Tugenden übt er ohne Geräusch. Da er aber die konventionellen Regeln und Förmlichkeiten, die unser feines gesellschaftliches Leben zusammenhalten, vernachläßigt, so wird er diesem fremd. In einer Wüste, behauptet er, fände man mehr Leben, und in dem engsten Dachstübchen athme man freier, als in einem glänzenden Zirkel, dessen Bewegungen die Etikette regelt. Ich habe ihn nie klagen gehört, wenn er mehrere Wochen mit der größten Anstrengung arbeiten mußte; aber den Neujahrstag findet er unerträglich, an welchem er einige hundert Karten abzugeben hat. Dem Leidenden hilft er am liebsten unaufgefordert. Ich habe gesehen, daß er Dürftigen, die mit vielen Worten über ihr Elend jammerten, jede Unterstützung barsch abschlug, und sie ihnen in der nächsten Minute durch einen andern geben ließ. Einer Bitte, die Erlaubtes will, widersteht er nicht leicht, aber sicher einem herrischen Befehle. Gegen Beleidigungen ist er, nach dem Ansehen und Range des Beleidigers, empfindlich. Nur Schwächern verzeiht er sie gern, aber selten dem, der sich stärker glaubt. Aufrichtig als Freund und Feind, giebt er sich jedem, beim ersten Blicke, für das,

was er ihm seyn kann. Reichthümer machen ihn nicht reich, die sogenannten Vergnügen nicht vergnügt, und die Auszeichnungen nicht stolz. Der laute Beifall einer Welt könnte ihn nicht über den leisesten Vorwurf seines Gewissens beruhigen, und fremden Tadel achtet er nicht, wenn er mit sich selbst zufrieden ist. Ueber den Verlust einer Freundschaft würde er weinen, aber nicht über den seines Vermögens. Ich sah ihn schon nach einem fröhlichen Balle auf einem Gottesacker sitzen; und oft bemerke ich, bei einer einsamen, stillen Nacht, daß seine Augen in der Tiefe des Himmels auf den Sternen ruhen, und tiefe Seufzer seine Brust heben. Dieser Sohn ist bei weitem nicht so beliebt, als sein Bruder, aber geliebt heiß und innig von den Seltnen, die ihm nahe sind. Er mag wohl sehr schöne, herrliche Stunden und Tage haben; aber seine ewige, unbefriedigte Sehnsucht beweist mir, daß er nicht glücklich ist. Verläßt er mich auch nur wegen einer kleinen Reise, dann ist es mir, als trennte ich mich von ihm auf eine Ewigkeit. Liegt er an meinem Herzen, dann sagt es mir: er ist mein Sohn. Eine einsame Eiche auf einem Berge, steht er fest in Sturm und Gewitter. Aber schleuderte ihn der Donner auch zerschmettert ins Thal, dann erschiene er mir doch in seinem Falle noch größer, als die biegsame Weide, sein Bruder.

Es ist wirklich gegen den Anstand, daß ich so viel

von meinen Kindern und von mir selbst rede. Man hat mir diese Unart schon vorgeworfen, und daß ich, um zu beweisen und zu erläutern, die Beispiele aus meinem Leben und dem Kreise meiner Erfahrung nehme. Ich thue es, weil ich die Geschichte meines Lebens besser kenne, als die der Staaten und der ganzen Menschheit, und meine Erfahrung mit mehr Gewißheit verbürgen kann als die andrer. Diesen Grund, denke ich, sollte man doch in Anschlag bringen. Sie nehmen mir meine Geschwätzigkeit nicht übel, die auch ein so seltner Fehler bei mir ist, daß man mir ihn leicht vergeben kann. Das Vergnügen Ihrer mündlichen Unterhaltung habe ich übrigens auch lange genug entbehren müssen, daß ich mich für berechtigt halten darf, mich durch eine schriftliche zu entschädigen. Ihre reiche Ernte beschäftigt Sie jetzt, wie es scheint, ausschließlich, und Sie werden der Stadt beinahe fremd. Wie beneide ich Sie um Ihr glückliches Loos, das Ihnen erlaubt, Kohl und Weizen statt Menschen zu kultiviren.

Erhalten Sie Ihre theure Freundschaft

Ihrem Sie herzlich liebenden

M——.

Briefe vom Lande.

I.

Niederweltheim, den 20sten April 1813.

Sie schreiben Briefe aus der Stadt, wahrscheinlich auf das Land, und es wäre unhöflich von diesem, wenn es Ihre schönen Episteln nicht beantwortete, und auf einen so erfreulichen Besuch nicht den schicklichen Gegenbesuch machte. Ich will mich als den Repräsentanten und Wortführer des Landes ansehen, ohne gerade in legaler Form gewählt zu seyn. Eine solche Wahl wäre, bei den vielen Köpfen, von denen jeder gewöhnlich auch seinen Sinn hat, unmöglich; und ich darf sie um so mehr voraussetzen und antizipiren, weil mich gewiß kein Mensch, wegen mißbrauchter Gewalt, belangt, und wir, nach einem angenommenen Grundsatze, dürfen, was wir können. Ich kann aber Briefe vom Lande schreiben. Freilich werden sie gegen die Ihrigen abstechen, wie mein unbedeutendes Niederweltheim gegen den vornehmen Ort, aus dem Sie schreiben. Die Städte sind

der edlere Theil eines Landes, so zu sagen, der Adel, in dem Sinne des Menenius Agrippa, der die Patrizier von Rom, in seinem bekannten Mährchen, sehr treffend mit dem müßigen, blos verzehrenden Magen verglich. Auf die Städte paßt der Vergleich beinahe eben so gut; und ich stehe Ihnen wie ein wahrer Dorfdeputirter gegenüber, und sehe mit demüthiger Mene nach der vornehmen, mit welcher sich eine Stadt, und was aus ihr kommt, stets ankündigt.

Warum wird immer nur von Staaten- und Städteangelegenheiten so viel Aufhebens gemacht? Ist unser Niederweltheim nicht auch eine Welt, und seine Dorfchronik eine wahre Weltgeschichte? Ich getraute mir, es zu beweisen, und begreife darum keineswegs, warum wir mit unsern Angelegenheiten, welche der übrigen Welt mit Unrecht unbedeutend scheinen, nicht in den öffentlichen Blättern figuriren. Der Mensch sucht auch außer sich nur sich; und wir lesen nur darum so selten periodische Schriften, weil keine einzige sich mit unserm Dorfe, den Ereignissen in demselben, die doch bei uns so gut passiren, als in einer Residenz, abgiebt. Ueberhaupt begreife ich nicht, warum man nur große Welthändel aufschreibt und ausposaunt, und nicht eben so gut Flecken- oder Dorfhändel, die uns doch näher angehen. Recht vernünftige Leute haben gesagt, der Mensch sey sich allenthalben, unter gleichen Verhältnissen, so

ziemlich gleich, und das Große sey auch das Kleine, nur im vergrößerten Maßstabe, und umgekehrt. Dieser Meinung bin ich ganz; und was von einem Staate gilt, muß, absteigend, von einer Provinz, von einer Gemeinde und von einer Familie gelten. Laufen die Schlägereien der Völker und großen Herren und unsre Prügeleien nicht auf eines hinaus, wenn wir gleich keine Kanonen führen, sondern nur geringere Waffen? Wir gerathen gewöhnlich nur im Rausche tüchtig an einander, wie die Raufbolde der Weltgeschichte, die Alexander, Karl XII. und Dschingiskane auch; nur sind wir von Wein oder Bier trunken, diese aber von Ehrgeiz oder Herrschsucht. Unser Schulz giebt wahrhaftig dem türkischen Kaiser nichts nach im Herrschen, und ist vielleicht noch eigenmächtiger, mit dem Unterschiede, daß dieser es in Konstantinopel ist, und unser Schulz in Niederweltheim. Aber was thut der Ort zur Sache? Mein Nachbar Velten hat vielleicht nur wenige hundert Thaler mehr, als der reichste Bauer nach ihm, und er weicht, stelle ich mir vor, den reichen Engländern in der Impertinenz um kein Haar; so vornehm- und reichgrob ist er.

Was sonst noch Allerlei bei uns vorgeht, will ich Ihnen kürzlich melden, und Sie können, wenn es Ihnen gefällt, was ich schreibe, auf meine Gefahr drucken lassen. Wir aber sind nämlich in der größten Verlegenheit wegen der gegenwärtigen Zeitläufe. Unser ganzes Dorf

weiß nicht recht, was es über den Gang der Kriegsoperationen denken soll. Das Beste wäre vielleicht, es dächte gar nichts, weil es doch am Ende geht, wie Gott will, und nicht nach dem Wunsche von Niederweltheim. Aber selbst in dem kleinen Orte stimmen wir nicht alle zusammen. Der Krämer Gewinnlieb, der noch Kolonialwaaren auf ein Jahr hat, glaubt, die gegenwärtige Ordnung der Dinge könne noch ein Jahr bestehen, und mit dem Absatze seiner Kaffeebohnen gleichen Schritt halten. Meine Frau, die den Kaffee besonders liebt, ist über den hohen Preis desselben, und des Zuckers, schrecklich erboßt, und prophezeiht dem Kontinentalsystem seinen nahen Untergang. Man zerbricht sich den Kopf mit der Frage: ob Preußen in diesem Feldzuge der Hals gebrochen werde, oder ob Norddeutschland ein wärmeres und anhaltenderes Feuer belebe, als das Theaterfeuer der neuesten Poesie. Der Schrecken und die Hoffnung hat die Kosaken schon bis an die Grenzen unsrer Gemarkung streifen gesehen; ich aber halte auf all dies Gerede nichts, weil ein eingenommenes Gemüth und die Leidenschaften bekanntlich schlecht sehen. Unsre Verlegenheit ist um so größer, weil die Zeitungen auch nicht den geringsten Trost geben. Die haben alle eine so platte und abgedroschene Physionomie, daß man in ihnen sogleich die Kinder einer und derselben hungrigen Familie erkennt. Durch sie erfährt man kaum das Interessante, was ge-

schieht, viel weniger das Interessantere, welches geschehen könnte oder sollte. Obgleich der Zwiespalt in der Religion hier und da noch fortwährt, so hat es doch die nachdrücklichere Politik wirklich zu einer Heerde und zu einem Schafstalle gebracht. Der politische Himmel hängt in der That wie eine Glaskugel über den Politikern, und läßt Monate lang keinen erquickenden Tropfen auf die lechzenden Blätter fallen. Bei einer so totalen Dürre und Trockenheit muß dann natürlich alles schmachten.

Der Pfarrer unsers Orts und der Schullehrer sind in einem gelehrten Streite begriffen über die Ehre der ersten Entdeckung eines Druckfehlers im neuen Gesangbuche. Die Fehde soll aber, wie man versichert, einen tiefern Grund haben. Unser Pfarrer und der des benachbarten Ortes hatten sich nämlich entzweit über die beste Methode zu predigen. Dieser fährt gewaltig aus, wenn er spricht, und lärmt bestialisch, des tiefern Eindrucks wegen. Uebrigens hält er viel auf Anstand in Haltung und Ausdruck, nennt den Mist nicht Mist, und eine Sau nicht Sau, giebt auch nicht viel für zu große Rührung, weil sie das Gesicht entstellt, und sieht auf der Kanzel aus, wie ein Liebhaber in einem Visitenzimmer. Der Schullehrer hat sich gegen unsern Pastor erklärt, weil sie mit einander dienen, und sich darum nicht lieben. Aber beide haben ihre mächtigen Anhänger, die beinahe toll werden vor Aerger, daß keiner dem andern

nachgeben will. Ich habe zu ihnen gesagt: »Nachbarn, »vertragt euch nachbarlich. Predige jeder, wie es sei»ner Gemeinde gefällt, und die Gemeinde besuche den »Prediger, den sie vorzieht. Macht es doch alles in der »Welt, wie ihm der Schnabel steht, und muß es so ma»chen, weil es sein Schnabel, und nicht der eines an»dern ist.« Vergebens, die Hirten wollen Recht haben, und beweisen es mit Gründen, welche wenige von ihren Schafen verstehen, und die auch ihre Pedigten nicht bes»ser machen, sondern gerade den einen verhindern, das Gute anzunehmen, welches der andere hat. Der Amtmann sagt, die Angriffs- und Vertheidigungsmittel der beiden Kanzelredner seyen nicht neu, sondern die aufgewärmte Kollation von einem Diner, mit dem sich die französische und deutsche Tragödie traktirt hätten. Das dritte Glied des hiesigen gelehrten Standes, der Barbier, welcher sich aber lieber Doktor nennen hört, ist, Gott Lob! noch neutral. Mischt der sich hinein, dann setzt es, zur allgemeinen Freude, was ab; denn Leute seiner Art sind sehr bissig, und können ihre Sache gut verfechten, ohne Widerspruch, während dem sie mit dem Messer in der Hand ihre stummen Kunden barbiren.

Ein großes Spektakel machte bei uns auch die Frage, ob ein Wahlreich besser sey, als ein Erbreich, oder umgekehrt. Der Schulz, welcher eine gesegnete Ehe hat, erklärte sich stark für die Erblichkeit. Er meint, das Re-

gieren käme einem auch nicht angeflogen, wie überhaupt kein Handwerk und keine Kunst, sondern müsse gelernt und geübt werden, und da habe der Sohn das beste Muster in der Nähe an seinem Vater, von dem er profitiren könne von Kindes Beinen an. Schon über fünfzig Jahre sey die Schultheiserei bei der Familie Huth, und die Gemeinde, deß flattire er sich mit Recht, habe sich immer passabel dabei befunden, und keiner, dessen glaube er sich ohne Eitelkeit rühmen zu dürfen, halte die Gemeinde so gut unter einem Hute, wie er, Schultheis Huth.

Der Gemeindehirt schnauzte ihn aber an, wie Fox ehemals die englischen Minister. Er habe, sagte er, schon unter seinem seligen Vater, dem er in der Herrschaft gefolgt sey, über das liebe Vieh als Erb- und Kronprinz mitregiert, und wisse auch, was das Ding auf sich habe. Damals sey er schon längst majorenn gewesen, und sein seliger Vater habe ihm die Zeit so lang gemacht, wie Georg III dem Prinzen von Wales, und er habe als Koadjutor gedient, und glaube aus Erfahrung zu wissen, was am Regieren sey, so gut als einer. Nun begreife er aber keineswegs, warum man ihn ausschließen wolle von der Exspektanz auf die Herrschaft über die menschliche Population des Dorfes, da er die weit zahlreichere des Viehes so gut geleitet habe; und er glaube, es sey noch leichter, Menschen zu regie-

ren, die Verstand hätten, oder doch haben sollten, als Thiere, die keinen haben sollten, aber manchmal doch hätten.

Die Menschen, behauptete der Oppositionsredner, nähmen das Ding nicht so genau. Seine Heerde, zum Beispiel, reiße gleich aus, wenn er selbst oder seine Adjuvanten fehlten, und schmause auf verbotener Weide umher; der Mensch aber sey besser gezogen, oder so zu sagen, einfältiger, und gehe in der Heerde seinen Gang fort, wer und wo auch der Hirt seyn möge. Man erzähle ja, von einem alten Kaiser sey einmal ein Gaul zum hohen Beamten gemacht worden, und Stadt und Reich habe die Würde der Bestie anerkannt. Auch heiße es, ein König von Schweden habe seinen Unterthanen, die in seiner Abwesenheit einiges Mißvergnügen äußerten, gedroht, ihnen seinen Stiefel, als Vicekönig, zu schicken, daß er sie regiere, wenn sie muckten; und sie hätten nicht mehr gemuckt. So viehdumm, das dürfe man glauben, sey das Vieh nicht. Er, seiner Seits, habe es noch nie erlebt, daß ein kräftiger Stier vor einem schwachen Ochsen, das sich besser gedünkt, aus Respekt durchgegangen sey, wie das unter Menschen oft geschehe, wo der Starke dem Schwachen gar häufig unterthänig seyn müsse. Ihm sey auch noch keine Geise vorgekommen, die vor ihren Schwestern den Vorsitz oder Vorsprung gefordert habe. Kurz, nach seinem Dafür-

halten, gehe es bei keiner Heerde so abscheulich ungerecht und dumm zu, wie bei der menschlichen. Pfiffig seyen die Leute wohl, aber nur in Schlechtigkeiten; das beweise sattsam die Chronik des Orts und aller Völker.

Der derbe Viehhirt aber hatte gut reden; der feine Schulz behielt, wie auch die englischen Minister gewöhnlich, Recht.

Schließlich berichte ich Ihnen, daß der Krieg zwischen den Katholiken und Protestanten wieder aufgehört hat. Hier und da wurmt es noch ein wenig; da aber die Bauern jetzt mehr auf dem Felde zu thun haben, läßt der Krieg auch merklich nach, zwischen ihnen sowohl, als den großen Potentaten, die sie den Winter hindurch, aus allen Weltgegenden, recht tüchtig an einander gehetzt hatten. Wir haben, hinter dem Ofen, was Krieg geführt, in den Spinnstuben Länder vertheilt, und die Welt durch einander geworfen! Beinahe wäre es in unserm Dorfe, wegen der Franzosen und Russen, zu Schlägereien gekommen. Aber, zur rechten Zeit, fiel es uns noch ein, daß sie es selbst, mit weit besserm Effekte, thun können, und auch ohne Zweifel thun werden. Die mildere Jahreszeit, finde ich, macht den Menschen milder, und mit dem eintretenden Frühling hat das Unglück und Elend größtentheils ein Ende, und wir vermählen nun die regierenden Geschlechter friedlich zusammen, die wir sich wechselseitig haben aufreiben lassen.

Mit meinem Nachbarn, der ein Protestant ist, habe ich mich auch versöhnt. Seine besten Felder stoßen hart an die meinigen. Lange hatten wir uns gemieden, der Religion wegen. Gestern komme ich auf das Feld, und finde ihn auf dem seinigen nahe bei mir. Grüßen konnten wir uns nicht. Den vorigen Abend hatte es geregnet. Jetzt ruhete der heitere Himmel und die liebliche Sonne belebend über der frischen Erde, ordentlich wie eine Brütheune über den zarten Jungen. Die Frucht war über Nacht Hand lang aufgeschossen. Die Bäume blüheten und grünten. Das Herz wurde mir wahrhaftig weich.

Niklas, sagte ich zu meinem stillen Nachbarn, seht Ihr wohl einen Unterschied zwischen meinem katholischen Korn und Klee und eurem reformirten? — Nein, war seine Antwort, das just nicht. — Nun dann, sagte ich, und ging auf ihn zu, wenn der liebe Gott keinen Unterschied zwischen uns und dem Unsrigen macht, uns allen so wohl will, und unsern Fleiß segnet, warum wollen wir, seine Geschöpfe und Kinder, Widerspenstige seyn und Narren, und uns hassen und quälen? Niklas sah mich gerührt an. Hab's, meiner Seele, auch schon gedacht, antwortete er. Wollen wieder gute Nachbarn und Freunde seyn! Wir gaben uns die Hände.

Es ist doch wahrhaftig toll, daß die Menschen sich wegen Sachen hassen und verfolgen, zu denen sie selbst

nichts können. Wäre der Nachbar Niklas meines Vaters Sohn, dann würde er glauben und beten, wie ich; und war es denn seine Wahl, daß er der Niklas und nicht der Velten geworden ist? Die albernen Menschen! Hätte ich vor dreißig Jahren in Spanien gelebt, ich würde, stelle ich mir vor, die Ketzer und Juden mit Vergnügen verbrennen gesehen haben. Ich bin deutsch, und der parlirt welsch. Wir müßten doch dumme Leute seyn, wenn wir uns hassen wollten, weil jeder die Sprache seiner Eltern und Nachbarn spricht. Wir trinken Wein, und verketzern die Türken, die keinen trinken. Ist es aber unser Verdienst, daß wir keine Türken sind? Ich sehe es nicht ein. Hätten wir in Grönland das Licht der Welt erblickt, dann würden wir Thran wie Burgunder und Champagner trinken. Es ist darum wirklich sehr albern, daß sich die Menschen wegen der Verschiedenheit der Sprache, Religion und Lebensart hassen und verfolgen; aber solcher dummen und albernen Menschen giebt es, leider! noch eine Menge.

Werden Sie des Lebens froh, mein verehrtester Herr in der Stadt, und lassen Sie diesen Brief, wenn Sie ihn so schön finden, wie ich, drucken.

II.

Niederweltheim, den 29sten April.

Nehmen Sie den Brief, den ich Ihnen, unter dem 20sten dieses, geschrieben habe, nicht in Ihre beliebte Zeitschrift auf, dann bin ich ein prostituirter Mann. Ich habe das Schreiben, wie es unter den guten Schriftstellern löbliche Sitte ist, einigen vertrauten Freunden, das heißt unserm ganzen Dorfe, vorgelesen und deklamirt; und weil bescheidene Selbstrezensionen und Selbstbiographien doch an der Tagesordnung sind, viel Rühmliches von dem Dinge gesagt, das nächstens in der besten deutschen Zeitschrift, nämlich dem Rheinischen Archive, erscheinen sollte. Ich dachte so: Streichst du das Journal recht heraus, in das dein Brief hoffentlich kommen wird, dann denkt man um so vortheilhafter von dem Briefe selbst, auf den doch ein Theil von der Glorie der Zeitschrift zurückstrahlt. Dann bedachte ich auch, daß Sie, oder Ihre Mitarbeiter, mir bei Gelegenheit eins versetzen könnten, wenn ich Sie nicht nach Gebühr lobte, weil es doch die meisten rezensirenden Blätter so machen, die bei der Kritik eines Werkes weniger auf dieses, als auf den Mann sehen, der es gemacht hat. Ein Mensch muß, heut zu Tage, wenig gelernt haben, der sein Lob, seine Religion, seine Liebe und Tugenden nicht eben so

gut auf Zinsen leihet, als sein Geld, und oft noch besser. Dies, mein theuerster Mitherausgeber, sind die Gründe, aus denen ich das Rheinische Archiv die beste deutsche Zeitschrift genannt habe, mögen sich auch das Morgenblatt, die Miszellen für die neueste Weltkunde oder die Zeitung für die elegante Welt schwarz und blau darüber ärgern.

Zu welcher Reputation ich es aber in dem Dorfe, durch diesen Brief, den es erst im Manuskripte gelesen hat, brachte, können Sie kaum glauben. Ich gelte jetzt für ein ordentliches Glied des hiesigen gelehrten Standes, der in der ganzen Welt der geachteteste und ärmste ist. Der Pfarrer selbst, der sonst steif und gerade, wie eine Kirchenfahne, an mir vorüberzog, honorirt mich öffentlich und lächelt mir, im Vorbeigehen, recht freundlich zu, so wie ein vornehmer Mann beiläufig einem gemeinen, dem er schuldig ist.

Der Schulz sogar zeichnet mich vor der versammelten Gemeinde aus. In jedes Herrn Land, sagte er jüngst, sollte die Gelehrsamkeit geachtet und die Preßfreiheit geschützt werden, wie hier in Niederweltheim; denn die Publizität ziehe verborgene Verdienste und Tugenden, wie versteckte Schlechtigkeiten, ans Tageslicht, und bringe Wahrheiten in Kurs, wie Handel und Wandel das Geld.

Unser Schulz ist, wie Sie sehen, fein, und für einen Dorfregenten politisch genug. Weil er sieht, daß meine Sachen gedruckt werden sollen, was er nicht hindern kann, so denkt der schlaue Fuchs, er wolle mich bestechen mit seinem Lobe, daß ich ihn den August, den Ludwig XIV., den Mäcenas von Niederweltheim heiße, und sein Jahrhundert das goldne, wie es die Schriftsteller den großen Herren, für Geld und gute Worte, in Rom und Frankreich, und in jedes Herrn Lande gethan haben, und noch tagtäglich thun. Mich kann er gar nicht leiden, das weiß ich; aber er verbirgt es, und preiset Künste und Wissenschaften, und Publizität und Preßfreiheit, und ist ihnen doch gram, wie jeder Despot, weiß es aber auch zu verbergen, wie ein solcher. Machiavell soll gesagt haben, ein gescheidter Prinz müsse alle Tugenden heucheln, aber keine besitzen. Das Buch hat der Dorf-Sultan gewiß nicht gelesen; aber ein kluger Kopf greift schnell, in jedem Stande, die nöthigen Maximen und Grundsätze praktisch, wie aus Instinkt, die der Gelehrte erst nach mühseligen Untersuchungen findet.

Jetzt soll wieder alles neu werden in unserm Dorfe, das heißt — alt; denn die Erde und der Mensch auf ihr drehen sich ewig im Kreise herum, aus dem Tage in die Nacht, aus der Finsterniß von Thorheiten und Verbrechen in ein wenig Dämmerung von Vernunft und Tugend, und umgekehrt. Wir werden aber ganz neu- und

wiedergeboren, wie sich der Pfarrer ausdrückt und der Schulz.

Das geht nämlich so zu: Die Religion ist während des Krieges, von dem es zu wünschen wäre, er hätte nichts gekostet als Geld und Blut, schrecklich in Verfall gerathen. Da ist keine Treue und kein Glaube mehr. Für eine Garbe Korn schwört Ihnen das halbe Dorf einen falschen Eid. Die Bursche lernen weder Lesen noch Schreiben, viel weniger was besseres, nämlich brav, fleißig und ehrlich seyn. Der Pfarrer und Schulz, und selbst der Amtmann, genießen nicht mehr die alte Achtung. Freilich sind sie selbst viel Schuld daran, wegen ihrem Betragen; denn der Respekt will verdient und eingeflößt, aber nicht nur befohlen seyn, wie die Herren meinen. In dem Kriege haben viele das allgemeine Elend zu ihrem Vortheile benutzt, und sich reich gestohlen. Die Bauern wissen es, und fluchen über die raubsüchtigen Vorgesetzten. Darüber ist das Dorf zusammengekommen, wo der Pfarrer dann, um der gesunkenen Religion wieder auf die Beine zu helfen, folgende Propositionen machte: 1) Sollen die Bauern sich freiwillig dazu verstehen, nebst dem großen Zehnten, der bis jetzt gegeben worden ist, auch den kleinen an den zeitlichen Herrn Pfarrer gewissenhaft und ehrlich abzuliefern. 2) Soll in Zukunft ein großer Opferstock an der Kirchenthüre aufgestellt werden, in den jeder, wenn er für

einen guten Christen gelten wolle, wenigstens den Sonntag etwas werfen müsse, je mehr, desto besser.

Der Schulz unterstützte die Motion des Pfarrers mit vielem Nachdruck. Auch er, fügte er dann hinzu, habe noch etwas auf dem Tapete, so etwas von einer neuen Verordnung, die dem Dorfe gewiß fromme. Jedermänniglich, hub er an, sey es nämlich bekannt, wie auch die weltliche Macht, durch die um sich greifende Anarchie, an Ansehen und Einfluß verloren habe, so daß auch der dümmste Bauer kaum die Mütze mehr rücke vor dem gescheidtesten Schulzen, strecke dieser den Kopf auch noch so weit zum Fenster hinaus, wenn der Flegel an ihm vorbeigehe. Das sey die traurige und bedauernswürdige Folge der verdammten Prinzipien von Freiheit und Gleichheit, mit denen die Franzosen uns angesteckt, und deren Narrheit sie selbst, aber leider! etwas spät eingesehen hätten. Er, das heißt der Schulz, sey weit entfernt, für seine geringe Person mehr Achtung zu verlangen. Die Gemeinde thue ohnedies schon, das erkenne er dankbar, mit der wenigen, die sie ihrem unwürdigen Vorgesetzten bezeige, zu viel Ehre an; aber das Beste des Dorfes, das ihm am Herzen liege, mehr als sein eignes, fodre es. Man könne die große Wahrheit jenes ewigen Grundsatzes nicht genug behätzigen, daß, je strenger die Gesetze seyen, und je kräftiger die Gewalt, desto schüchterner werde das Verbrechen, weil es keine

Hoffnung habe, je zu siegen, und so denke man gerade durch die blutigsten Verordnungen dem Blutvergießen am gewissesten vor. Demzufolge trage er darauf an, daß es, mit Bewilligung des hohen löblichen Amtes, dem Schulzen in seine Macht gegeben werde, einen Bauern, oder seine widerspenstige Frau, ins Loch zu stecken, wenn sie sich gegen die Obrigkeit vergingen; doch nicht länger als auf 24 Stunden, außerordentliche Fälle ausgenommen, die wohl jeden Tag eintreten könnten.

Der Pfarrer, der Bürgermeister und Schullehrer, wie auch die weitläufigen Verwandten des Schulzen, traten dem Antrage auf der Stelle bei. Dagegen aber erhob sich die gewöhnliche Opposition, der Viehhirt, brummend. Ich begreife oft nicht, wo dieser Mensch, der doch arm ist, seine Offenheit und einen solchen Muth her hat. Vielleicht läßt sich diese Erscheinung klimatisch erklären. Da er nämlich beständig die reine Luft unter freiem Himmel athmet, so nähert er sich den Gebirgsvölkern und Wilden, bei denen die Freiheit einheimisch ist. Vielleicht ist sie auch eine Folge seiner Lebensart; denn da er bei seiner Heerde immer gebietet und nie gehorcht, so behält er diese angewöhnte aufrechte Stellung auch gegen die Menschen. Dem sey nun, wie ihm wolle, er replizirte: Es gehöre Muth dazu, sich den vereinigten Schlägen des koalisirten geistlichen und weltlichen Arms bloß zu geben, da einer allein schon kräftig

genug treffe, wie die Geschichte lehre. Auch er habe Religion, das fühle er am tiefsten bei einem Gewitterſturme im Walde, bei dem Aufgange der Sonne, oder bei einer stillen, sternehellen Nacht; begreifen könne er aber keineswegs, was der kleine und große Zehnte, und der Opferstock damit zu thun hätten. So was sey Christo dem Herrn und seinen heiligen Aposteln nicht über die Zunge gekommen. Diese wären aber auch noch Leute gewesen, die hätten mit der That gepredigt, und mit Beispiel, aber nicht mit eitelm Gerede. Der Pfarrer, behauptete er, und der Schulz bliesen in ein Horn, um die Gemeinde vollends auszuziehen, und die Bauern, die sich weigerten, nach ihrer Pfeife zu tanzen, ins Hundeloch zu stecken. Er habe nur Vieh unter sich, aber die Peitsche und den Stock brauche er doch selten, weil selbst das Vieh wisse, wer es gut mit ihm meine, und ihm gern folge. Uebrigens könne das ganze Dorf nach Belieben ins Hundeloch kriechen, wenn es wolle; er, seiner Seits, kriechе nicht mit; lieber gebe er seinen Dienst auf und ziehe weiter, so selten auch heut zu Tage ein solches Beispiel sey.

Die neue Ordnung der Dinge wollte überhaupt nicht jedem behagen, und der Pfarrer und Schulz waren etwas verlegen über den bösen Geist der Widerspenstigkeit, der sich in der Gemeinde offenbarte. Da trat der Schullehrer auf, welcher sich gern als dritte privilegirte Kaste

an die beiden höchsten Stände des Dorfs anschließen wollte, und erklärte, er wisse ein Auskunftsmittel, das er aber nicht öffentlich mittheilen wolle. Darauf versammelte sich der Ortsvorstand in einen geheimen Ausschuß, und der Magister sprach: »Dieser Ungehorsam, von welchem sich manchmal in unsrer Gemeinde böse Zeichen äußern, ist, wenn ich anders richtig sehe, eine Folge der falschen Aufklärung, dieser Mißgeburt des achtzehnten Jahrhunderts. Einige Schulvorgesetzte bestanden darauf, der Knabe solle in dem unterrichtet werden, was er einmal als Mann zu wissen brauche. Da lernte er fertig Lesen, Schreiben und Rechnen, etwas Naturgeschichte und Naturlehre und dergleichen. Da der Bursche nun weiß, was um ihn vorgeht, selbst denkt und prüft, so wird er frech, steckt die Nase in alles, rechtet mit der Obrigkeit über seine und ihre Pflichten, und kontrolirt sogar den Einnehmer der öffentlichen Gelder, ob er nicht über die Gebühr hebt. Mit einem Wunder läßt er sich auch nicht mehr schrecken, seitdem er so gut weiß, wie unser einer, was den Donner, Blitz und Hagel erzeugt. Der Sache, meine Herren, müssen wir eine andere Wendung geben, durch die der Bauer zu gewinnen glauben muß, wir aber wirklich gewinnen. Ein gelehrter Anstrich hat schon manchen zum Pinsel, und den Pinsel glauben gemacht, er sey etwas tüchtiges. Statt der neuen deutschen Sprache lehre man die alte!

(Latein und Griechisch darf ich für ein Dorf nicht vorschlagen.) Dieses Projekt fällt bei dem ersten Anblick auf, hat aber, bei näherer Prüfung, sehr viel für sich. Erstens muß jeder Unterricht, wenn er gründlich seyn soll, bis zur Quelle hinaufsteigen. Das neue Deutsch stammt aber offenbar von dem alten ab, und muß demnach durch dieses erklärt und verständlich werden. Zweitens ist es so ziemlich allgemein anerkannt, daß man die wahre Poesie, und ich möchte sagen, alle ächte Weisheit nur in dem Vor- und Mittelalter findet. Das sind, meine Herren, die wahren Fundgruben, in denen sich noch mit Vortheil nach den Schätzen der Kunst und des Wissens graben läßt. Drittens ist der Mensch um so gelehrter, je weniger er sich, und andere ihn verstehen. Die Aerzte nennen keine Krankheit im gemeinen Deutsch; das brächte sie um alle Achtung, um ihre Reputation und Kundschaft. Selbst ein guter Prediger macht sein Bischen Evangelium mit einer starken Dosis von lateinischem Rothwälsch an, und passirt für gelehrt, was ihm in seiner Mutterspracht nie begegnen würde. Ein wenig, oder oft besser, gar kein Sinn, muß zweideutig in einer gothischen Phrase stecken, wie ein hektisches Gesicht in einer antiken Zipfelperücke. In einer gut gesetzten Rede müssen sich die leeren Sätze, wie ein ungefüllter Darm, in die Länge ziehen lassen, daß einem gescheidten Leser der Vordersatz verloren geht, ehe

er den Nachsatz athemlos erjagen kann. Glauben Sie mir: der Mensch glaubt nichts lieber, als das Unglaubliche, und findet den meisten Verstand in dem Unverständlichen. An die Stelle der Rechenkunst würde ich vorläufig etwas Astronomie setzen, die den Geist erhebt und von der Erde abzieht. Thales selbst soll ja in eine Grube gefallen seyn, die er nicht vor seinen Füßen sah, weil er seine Blicke gegen die Sterne gerichtet hatte. Dem Menschen kann man am leichtesten die nahe Erde wegputzen, wenn man ihn mit dem fernen Himmel zu beschäftigen weiß. Kurz, schloß der Schulfuchs, versteht der Bauer kein Deutsch mehr, und kann einen Eichbaum nicht von einer Buche unterscheiden, dann haben der Steuereinnehmer, der Pfarrer, der Schulz und das löbliche Haingericht vor seinen naseweisen Anfragen und Untersuchungen Ruhe. Probatum est.

Emil und Theodor.

Erstes Gespräch.

Die Unterredung, welche ich hier mittheile, hatte ich wirklich mit einem Manne, der sich auch zu den Grundsätzen und Meinungen bekannte, die ich ihm in den Mund lege. Er war ein seltner Mensch, der den schönen Tagen Roms und Griechenlands anzugehören schien. Er hätte vielleicht eine große Rolle in der Welt gespielt, wenn er sie genug geachtet hätte, um ihr zu dienen, oder wenn er die Menschen genug hätte verachten können, um sie zu Werkzeugen seiner Absichten und Leidenschaften herabzuwürdigen. Er schien die Meinung von sich zu haben, und auch bei Andern zu unterhalten, er habe nie den Ehrgeiz gehabt, seinen Namen in der Gegenwart und bei der Nachwelt glänzen zu sehen; aber mir schien es, als sey die Größe, welche die Gunst der Gewalt giebt, für seinen Ehrgeiz zu klein gewesen, und ich glaube, daß er sich die Auszeichnungen, welche hohe

Stellen geben, würde haben gefallen lassen, wenn er sie nicht hätte von Menschen annehmen müssen, unter denen sein Stolz ihm nicht erlaubte, sich mit dem zweiten Range zu begnügen.

Ich fand in den Worten Alexanders, die er zu Diogenes sprach, als dieser sich von dem Sieger die etwas demüthigende Gnade ausbat, er möge ihm aus der Sonne gehen, immer einen tiefern Sinn, als man gewöhnlich in ihnen finden will. Wenn ich nicht Alexander wäre, sagte der Macedonische Held, dann wünschte ich Diogenes zu seyn. Diese Antwort sollte für keine Schmeichelei gelten, sondern sie kam aus der stolzen Seele des Königs, der, des Abstands ihrer Rollen ungeachtet, die der Zufall ihn und den Philosophen spielen ließ, doch seine Verwandtschaft mit der stolzen Seele des Diogenes fühlte.

Derselbe Sinn liegt in einer Antwort, die der reiche Plato dem armen Cyniker gab, der auf seine prächtige Fußböden mit den Worten trat: ich trete den Stolz Plato's mit Füßen. Ja, erwiederte dieser, aber mit dem Stolze des Diogenes. Ein ähnlicher Stolz sah durch den zerrissenen Mantel des Anthistenes.

Es giebt Menschen, die zwischen Allem und Nichts kein Mittel kennen, und, wenn ihnen die ausgezeichnetste Stelle nicht zu Theil wird, sich gerade aus übermäßigem Ehrgeiz die letzte wählen. Es ist der Stolz

Cäsars, der in einem Dorfe lieber der erste, als in Rom der zweite seyn will.

Eine lange, und wie mir schien, kostspielige Erfahrung hatte meinen Freund gelehrt, in seinen Ansprüchen an dieses Leben mäßig und bescheiden zu seyn. Ich fand in ihm den Widerspruch, daß er die Menschen nicht achtete, und doch liebte; den Widerspruch eines hellen Kopfs mit einem edlen Herzen, den man nur bei höhern Seelen findet.

Ich heiße so wenig Theodor, als er Emil; aber ich hatte Gründe, angenommene Namen an die Stelle der wahren zu setzen. Der Name, sagt man gewöhnlich, thut nichts zur Sache; aber das ist eine Unwahrheit. Wer die Menschen kennt, weiß, daß der Name ihnen gewöhnlich mehr oder weniger als die Sache ist. Es giebt übrigens eine Menge solcher Gemeinsprüche, die für Wahrheiten gelten und doch falsch sind. Man nimmt eine alte Lüge oft für Wahrheit, wie eine lange Usurpation für rechtlichen Besitz; die Verjährung findet für beide statt. Die Worte und das Geld haben im Umlaufe den Werth, welchen die Menschen ihnen zu geben einverstanden sind. Oft hat sich auch ihr alter Werth verändert, und sie laufen noch unter dem alten Gepräge um.

Da ich die Gespräche, welche hier folgen, aus dem Gedächtnisse niedergeschrieben habe, so ist es natürlich, daß die Einkleidung und die Aneinanderreihung der Ideen

größtentheils mir angehört. Indessen habe ich mich bemüht, den Beweisen und Gründen meines Gegners die ganze Stärke wiederzugeben, welche sie für mich auf seinen beredten Lippen hatten. Die unwiderstehliche Kraft der Ueberredung, welche seine sichere Haltung, der Ausdruck seiner inneren Festigkeit, unterstützte, vermag ich freilich nicht auf das Papier überzutragen; wie denn überhaupt alles Schreiben ein nothdürftiges Auskunftsmittel ist, um das Abwesende zu vergegenwärtigen.

Man wird die ausgesprochenen Grundsätze und Meinungen oft paradox finden; aber der Widerspruch, in dem man mit den Grundsätzen und Meinungen seines Zeitalters steht, kann nichts gegen uns beweisen. Der Schriftsteller und seine Zeitgenossen sind Parteien, und sie brauchen beide, wo nicht einen höhern Richter, doch einen Dritten, der zwischen ihnen entscheidet.

Emil war in seinen schönsten Jahren Zeuge der schönsten Tage der französischen Revolution gewesen. Große Hoffnungen hatten sich in seiner Seele aufgerichtet; er sah dem goldenen Zeitalter des menschlichen Geschlechts entgegen. Der aufgehende Morgen versprach einen schönen Tag; aber das große Jahrhundert, sagte schon ein Weiser, fand ein kleines Geschlecht. Das Geschlecht mag natürlich diesen harten Ausspruch nicht gelten lassen. Die Nachwelt wird es richten.

Die gemeine Rechtfertigung gemeiner Seelen, daß es

immer so gewesen sey, ist eine Verleumdung der Vergangenheit. Das Schlechte, welches sich zum Bessern nicht erheben kann, läugnet die Möglichkeit desselben, und wer keinen Himmel glaubt, ist der Mühe überhoben, ihn zu verdienen.

Wenn wir selbst Epochen in unserm Leben haben, in denen wir besser sind, warum sollten wir nicht ähnliche Epochen in dem Leben der Völker finden? Ein Blick in die Geschichte straft die schlechte Apologie der Schlechten Lügen. In ihrem Dienste giebt es keine Waffen, die sich einigen Erfolg versprechen könnten, als der Witz, — diese glänzende Eigenschaft glänzender Menschen und Zeiten; dieses ätzende Scheidewasser eines skeptisch-sophistischen Geistes, das die erhabensten Wahrheiten und die heiligsten Gefühle auflöst. Es kann eine Gesellschaft oder ein Volk alles verloren haben, Tugend, Klugheit, Sitten und Weisheit, und den Glauben an sie, und das kindliche Vertrauen und die lebendige Hoffnung, die nur in einem Herzen wohnen, das selbst Vertrauen verdient und Hoffnungen giebt, und der Witz allein bleibt als Beistand eines bösen Gewissens übrig. Der Witz hat in soweit ein ähnliches Schicksal mit dem Lustspiele, daß dieses nur aufkommen kann, wo es Lächerlichkeiten giebt, der Witz sich aber nicht leicht mit Wahrhaftigkeit und einem guten Herzen verträgt. Auch hat das Zeitalter die Waffen, welche ihm sein Schutzgeist lieh, vortrefflich benutzt. Ich

wüßte kein Gefühl, das es nicht lächerlich gemacht, keine Wahrheit, die es nicht entstellt und persifflirt hätte. Jedes Verbrechen findet eine Schutzrede; und wenn der Mensch seinen Glauben und seine Ueberzeugung vier- bis fünfmal öffentlich bekannt und öffentlich abgeläugnet hat, dann giebt ihm diese wiederholte moralische Vernichtung, diese Ausstellung seines Innern an den Schandpfahl, noch Stoff zu einem Sinngedichte, oder doch wenigstens zu einer Pointe. Sind die Menschen einmal so weit gekommen, daß ihnen das Lächerliche als Prüfstein der Wahrheit gilt, dann hat die Schlange sie um ihr Paradies und um die Unschuld, deren Preis es war, betrogen. Es giebt nichts Heiliges, das der Witz nicht zu entheiligen, nichts Unheiliges, das er nicht zu heiligen fähig wäre. Ich erinnere nur an manche Stücke des Aristophanes, an die Pucelle d'Orléans, an Candide la guerre des dieux und an Welt und Zeit, ohne ihrer zahlreichen Geschwister zu erwähnen. Wenn in dem Menschen alles Edle niedergebrannt ist durch die Glut der Leidenschaften und Begierden, und das fressende Feuer der Freigeisterei des Leichtsinns oder der Verzweiflung Treue, Glauben, Hoffnung, Wahrhaftigkeit und Liebe zerstört hat, dann bleibt ihm die Asche, aus der man die Lauge des Witzes findet. Skeptische Sophisterei und liederliche Schöngeisterei kündigen auch immer die moralische Auflösung der Völker und den nahen Verfall der Staaten an.

Diese Ausschweifung wäre vielleicht unverzeihlich, wenn sie nicht als Einleitung zu den Gesprächen diente, die ich mit Emil hatte. Ich kehre nun zu meinem Gegenstande zurück.

Im Mai machte ich meinen gewöhnlichen Frühlingszug über Darmstadt, die Bergstraße, Heidelberg, Schwetzingen und Mannheim.

Es war ein heißer Nachmittag; die junge blühende Natur lag erschöpft in seinen glühenden Armen. Ich saß ermüdet in einer Geisblattlaube, welche sich in einem der dichten Gebüsche des Schwetzinger Gartens verbirgt. Tiefe Stille herrschte um mich her; die Erde schien mit banger Erwartung das Gewitter zu empfangen, welches am westlichen Himmel aufstieg. Der ferne Donner kündigte sich mit einigen dumpfen Schlägen an, welche die Gebirge bei Heidelberg murmelnd wiederholten.

Ein junger Mann war den dichtbelaubten, dunklen Weg, der einige Schritte von mir vorbeiführte, mit raschen Schritten mehrmal auf- und niedergegangen. Ich hatte nicht auf ihn gemerkt, bis er mir durch seine Haltung und sein bekanntes Aeußere auffiel, und ich ihn näher betrachtete.

Es war Emil —!

Wer mag die Freude des unerwarteten Wiedersehens zweier Freunde schildern! In der Brust des Freundes ist dies Bild lebendiger und frischer, als es die beredteste

Feder auf das Papier trägt; und für den, der nie einen Freund hatte, nie einen verdiente, ist diese Sprache eine unverständliche Hieroglyphe.

Nur die Jugend schließt Liebes- und Freundschaftsbündnisse, das reifere Alter gewöhnlich nur Tausch- und Handelstraktate. Die Jugend giebt und nimmt sich; das Alter für sich. Wir hatten unsren Freundschaftsbund auf der hohen Schule zu Göttingen geschlossen und beschworen. Das Schicksal rief, da unsre Studien geendigt waren, jeden seiner Bestimmung entgegen. Wir trennten uns. Emil ging auf Reisen, ich nach meiner Heimath.

Der Mensch muß sehen und hören, hatte er öfters gesagt; er muß Alles, und sich selbst in Allem versuchen. Wer die Welt und die Menschen nicht aus eigner Erfahrung kennt, betrügt sich ewig in ihnen, und wird ewig von ihnen betrogen. Unsre Bücherphilosophie und Bücherweisheit gleicht dem Bordeaurwein, den Reisen besser machen.

Acht Jahre hatten wir einander nicht gesehen; er war in England, Frankreich und Italien, und mit der Expedition in Egypten gewesen, hatte sich in fremden Welttheilen herumgetrieben, und mehrere Feldzüge mitgemacht. Da er auf deutschem Boden geboren war, wo er auch sein Vermögen besaß, kehrte er wieder auf den deutschen Boden zurück; und seit einiger Zeit lebte er auf einem väterlichen Gute still und verborgen. Er war jetzt auf dem

Wege nach der Gegend, wo er mich zu finden hoffte, und der Zufall, der in allen menschlichen Angelegenheiten eine so große Rolle spielt, hatte uns unerwartet in Schwetzingen zusammengeführt.

Da der erste Rausch des Wiedersehens und das Gewitter vorüber waren, kehrten wir nach Mannheim, und einige Tage später von da nach meiner Heimath zurück. Stunden und Tage verflossen unbemerkt wie die Stunden und Tage einer glücklichen Liebe, und mit jedem Morgen waren wir uns neu, und mit jedem Abend trennten wir uns, ohne den Gegenstand unsrer Unterhaltung erschöpft zu haben. Unser vergangenes Leben, unsre Aussichten in die Zukunft boten eine unversiegbare Quelle von Genüssen, Beobachtungen und Bemerkungen dar. Einer Unterhaltung erinnere ich mich besonders lebhaft; sie betraf die Hoffnungen des Menschengeschlechts im Allgemeinen, und die der Völker Europa's, nach der gegenwärtigen Lage der Dinge, ins Besondre.

Wir waren an einem schönen Nachmittag ausgegangen, um den benachbarten Wald zu durchstreifen. Auf unserm Heimwege ruheten wir auf einer Anhöhe aus, die in ein liebliches Thal herabsieht, in welchem sich zerstreute Wohnungen auf einem langen, blumigen Wiesengrunde in die Blüthen der Obstbäume verbargen.

Die Sonne stand schon tief, die Berge warfen ihre Schatten weit ins Thal herab, und die dampfenden Ort-

schaften verkündigten die nahe Heimkehr ihrer geschäftigen Bewohner. Es herrschte eine tiefe Stille. Wir waren in den Anblick der ruhigen Natur um uns, und in den unsres Inneren versunken. Emil unterbrach diese Stille.

Emil. Der Anblick der untergehenden Sonne erfüllt meine Seele immer mit Schwermuth. Ist ein Tag mehr als ein längerer Pulsschlag? Und ein jeder wirft Millionen Wesen von den blühenden Ufern des Lebens in den vorbeiziehenden Todesstrom hinab, und zieht Millionen aus diesem Strome an die blühenden Ufer des Lebens herauf, um sie wieder hinabzustürzen, wenn sie den engen Kreis ihres Daseyns ausgelaufen.

Dieses einförmige Spiel — Ich nehme das Wort in seinem höheren Sinne — welches sich mit jedem Tage, mit jeder Jahrszeit, mit jedem Menschen und mit jedem Volke wiederholt, thut meinem Herzen weh, weil es die Bestimmung des Einzelnen ohne einen höheren Zweck läßt, das Ganze sich aber vor unsrem blöden Auge verbirgt. Alles war; alles kommt wieder.

Ich liebe das Leben, wie ich einen erlaubten Genuß liebe; aber wenn ich den Menschen sehe und die Völker und ihr Schicksal, im Leben oder in der Weltgeschichte, dann dringt sich mir die Frage auf: Warum? zu welchem Zwecke? Und unwillkührlich sprach meine Zunge diese Worte auf den Trümmern der Pyramiden und auf dem Schlachtfelde aus: Warum? zu welchem Zwecke?

Wenn ich im Gewitter stand, und die Erde unter ihm zitterte, und der Sturm die Wälder bog; wenn die Wogen des empörten Meeres sich das Fahrzeug, auf dem ich schwamm, wie ein Spielwerk, mit dem Leben von hundert Menschen spielend, zuwarfen; an den Katarakten des Nils, wo der brausende Strom sich schäumend von Felsen auf Felsen stürzt; und auf der Höhe des Aetna, als die glühende Sonne ihrem glänzenden Bette von Gold und Purpur über dem Meere entstieg, sprach ich diese Worte aus, und hoffte, der Weltgeist, der im Gewitter stürmt, in den Fluthen des Meeres wogt, in den Strömen braust und in der Sonne leuchtet, werde mir antworten, und das große Räthsel lösen. Aber er antwortete nicht, und löste das ewige Räthsel nicht.

Theodor. Weil dies Räthsel dein Herz nur lösen kann; weil dieser große Weltgeist sich nur in deinem Inneren aufrichtet, und dich durch dein Inneres in dem Gewitter, in dem Sturme, in dem Strome und in der Sonne anspricht.

Die Frage, welches der Zweck der Schöpfung sey, wird kein Sterblicher beantworten. Zu was auch? Liegt denn unsre Bestimmung in der des Universums, oder in der eines andern Wesens? — Sie vollendet sich in und mit uns. Könnten wir unsre Bestimmung nur durch Andre und mit Andren erreichen, dann wären wir Sklaven

dieser Andren, damit diese wieder die unsrigen würden. Unsre Freiheit wäre aufgehoben, und wir könnten nur ein Bruchstück von einem Bruchstücke seyn, das wieder nur ein Bruchstück von uns selbst wäre; und alle diese Fragmente zusammengenommen bildeten doch so wenig ein Ganzes, als jedes einzelne Fragment für sich. Du wirst wohl nicht zugeben, daß irgend ein Mensch durch seine Weisheit oder Thorheit, durch sein Glück oder Unglück, durch seine Tugenden oder Laster Ursache werden könne, daß du deine Bestimmung verfehlst oder erreichst?

Emil. Nicht leicht. Von dem Willen und den Einsichten Andrer kann wohl mein Glück zum Theil abhängen. Aber ich sehe noch nicht, wie mein Glück, in wie weit es von Andren abhängt, einen wesentlichen Theil meiner Bestimmung ausmacht. Reichthum oder Armuth, Ansehen und Würden können so wenig zu meiner Bestimmung gehören, als bessere oder schlechtere Kleider, eine wohlbesetzte oder dürftige Tafel. Ich muß demnach meine Bestimmung in etwas Höherem suchen, welches ich in mir selbst finde, und das weder von dem Willen der Menschen noch von den Zufällen der Natur abhängt. Diese Ueberzeugung ist aber mehr die Wirkung meines Gefühls, als das Resultat meiner Einsicht. Zu was kann am Ende auch eine Untersuchung führen, die, ich weiß es voraus, mir meine Bestimmung nicht so deutlich macht, als mein Gefühl? Du kennst meine Meinung in diesem Punkte:

Was vor den Richterstuhl des Herzens gehört, soll nie vor den der Vernunft gebracht werden.

Theodor. Lassen wir das Herz, das Gefühl, oder wie wir es immer nennen wollen, mit zu Rathe gehen! Niemand kann weniger geneigt seyn, als ich, diesem edelmüthigen Richter seine Stimme abzuläugnen.

Emil. Die Alten, die der Natur näher waren, als wir, haben dieses Räthsel der Bestimmung des Menschen schon zu lösen gesucht; und der Erfolg, mit welchem sie es thaten, sollte Jeden davon abschrecken, auf der Schulbank müßig zu besprechen, was in der Welt nur thätig behandelt werden kann. Wenn es mit zur Bestimmung des Menschen gehörte, daß er seine Bestimmung zu demonstriren weiß, dann würde sie unter Millionen nicht einer erreichen, und es gäbe überhaupt keine. Aber während dem der Philosoph, vielleicht selbst schon von dem Pfade seiner Bestimmung verirrt, dies Problem theoretisch zu lösen sucht, und doch am Ende nicht löset, haben es die Wilden in Kanada oder am Orinoko vielleicht praktisch gelöst.

Theodor. Kann seyn.

Emil. Die unfruchtbare Untersuchung über das höchste Gut hat in mir nie ein andres Gefühl, als das eines mitleidigen Bedauerns erregt. Das höchste Gut! Der liebende Jüngling findet es in der Liebe seines Mädchens, der Ehrgeiz in der öffentlichen Auszeichnung. Regulus

kehrt nach Karthago zurück, um, für das Beste seines Vaterlands, unter den ausgesuchtesten Martern zu sterben. Der Fromme opfert das Leben seinem Glauben, Brutus seinen Cäsar der Freiheit Roms. Biete mir das höchste Gut des Hofmanns, der seinen Himmel in dem gnädigen Wohlgefallen seines Herrn findet, um den er wie ein dienstbarer Planet um seine Sonne kreiset, die ihm Licht und Leben giebt! Verweise mich an eine wohlbesetzte Tafel, die alle Genüsse eines Leckermauls umfaßt, und du giebst mir das höchste Uebel in dem höchsten Gute eines Andren. Und doch ist sein höchstes Gut es wirklich für ihn; und er hat so wenig Sinn für meine Genüsse, als ich für die seinigen habe, und er kann in seiner Lage, mit seiner Organisation, mit seiner Art zu sehen, zu fühlen, und zu empfinden nicht weniger Recht haben, als ich; oder ich müßte mir eine alleinseligmachende Kirche und eine alleinrechthabende Schule bauen, von denen ich ihn ausschlösse. Er, seiner Seits, würde das nämliche mit demselben Rechte thun, und wir stünden dann wieder auf dem Punkte, von dem wir ausgegangen waren.

Den Philosophen geht's nicht besser. Die Schüler des weisen Sokrates, welche sich mit der Lösung desselben Problems beschäftigten, baueten ihrem höchsten Gute so viele Tempel und Schulen, als sie selbst Köpfe hatten. Die Erben der Weisheit des großen Martyrers der Wahrheit zersplitterten ihre Habe in die Stoa, die Akademie

und die Lustgärten Aristipps, und wir sähen die Lehrgebäude eines Zeno, Plato, Diogenes und Epikur aus derselben Schule hervorgehen, wenn man von dem weisen Sokrates sagen könnte, er habe eine Schule gestiftet.

Theodor. Das ist wahr. Indessen müssen wir doch, so ungern du dich auch dazu verstehst, dieselbe Frage über die Bestimmung des Menschen zu beantworten suchen, wenn wir darüber einig werden wollen, was der Mensch im Staate seyn soll; denn der Mensch ist älter als der Bürger, und wir müssen die Ansprüche des ersten kennen, wenn wir über die Bestimmung des letzteren entscheiden wollen. Wir müssen wissen, was der Mensch werden kann und soll, um zu sehen, ob der Staat ist, was er seyn soll, und ob wirklich, wie du sagtest, dasselbe einförmige Spiel sich in jedem Menschen und in jedem Volke wiederholt.

Emil. Du kennst meine schwache Seite, und zeigst mir in der Politik den Preis, den ich im Kampfe für oder gegen die Philosophie verdienen soll. Gut, ich lasse mir die Vorrede wegen dem Buche gefallen.

Theodor. Einige suchten das höchste Gut, und demnach auch ihre Bestimmung, in einer vollkommenen Zufriedenheit. Diese Zufriedenheit setzt eine innere Ruhe, und folglich ein tadelloses Leben und ein reines Gewissen, so wie auch die Befriedigung unsrer körperlichen Bedürfnisse

voraus. Diese heitere Seelenruhe finden wir nur in dem Menschen, der alle seine Pflichten erfüllt hat. Was bleibt ihm also in seinem Kreise noch zu wünschen übrig, als daß er im Stande seyn möge, alle seine wirklichen Bedürfnisse zu befriedigen? Quält ihn kein körperliches Uebel, drückt ihn kein Mangel, thut er als Mensch und Bürger, was er als Mensch und Bürger thun kann und soll, dann genießt er das höchste moralische und physische Glück.

Emil. Diese Meinung hat den Schein der Wahrheit.

Theodor. Aber auch nur den Schein. Giebt es wohl einen Menschen, dessen Bedürfnisse alle befriedigt werden könnten? Ist nicht jedes befriedigte Bedürfniß ein Saamenkorn, in dem der Keim zu neuen unbefriedigten Bedürfnissen schlummert? Gleichen unsre Bedürfnisse nicht der vielköpfigen Hyder, die aus dem Rumpfe eines abgeschlagenen Hauptes mehrere andere hervortreibt? Der unzufriedene Mensch sehnt sich nach einer Veränderung seiner Lage, die ihn in dem Augenblicke drückt. Er kommt nun in eine andre, deren Unannehmlichkeiten er nicht kannte, und die er erst durch Erfahrung kennen lernt. Was wenige Augenblicke vorher ein Gegenstand seiner Wünsche war, wird ihm nun gleichgültig, vielleicht später zur Last. Die meisten Güter erscheinen nur wünschenswerth, so lange wir sie entbehren; mit ihrem Besitze verschwindet der größte Theil ihres Werthes. Es scheint, als beneideten wir in unsrem zivilisirten Leben mehr, als wir wünschen; und

hundert Gegenstände würden uns höchst gleichgültig seyn, wenn sie Andre nicht besäßen. Und wenn endlich mehrere Menschen denselben Gegenstand, der nur einmal vorhanden wäre, wünschten, dann könnte doch nur einer das höchste Gut besitzen, die Uebrigen aber müßten es entbehren!

Nicht selten wäre es sogar ein Unglück für den Menschen, wenn alle seine Wünsche in Erfüllung gingen. Die Leidenschaft läßt uns in diesem Augenblicke oft wünschen, was wir im nächsten verabscheuen. Alexander rächt, im Rausche, seine beleidigte Eitelkeit durch den Tod seines Freundes Clitus, dessen Leichnam er nachher in Thränen der Reue badet; er wollte diese Rache, die er verabscheuet. Es war also ein Unglück für ihn, daß er mächtig genug war, zu können, was er wollte. Wenn eine höhere Macht uns die Bitte gewährte, alle unsre Wünsche auf einmal erfüllt zu sehen, dann wäre wahrscheinlich einer unsrer ersten Wünsche, daß diese höhere Macht ihre Begünstigung wieder zurücknehmen möge. Wie oft dürften wir wohl, wie jener Habsüchtige in der Fabel, den unvorsichtigen Wunsch thun, alles, was wir berühren, solle sich in Gold verwandeln, und würden dann im Schooße unermeßlicher Schätze Hungers sterben?

Jeder Genuß setzt ein Bedürfniß voraus; und die Größe des Genusses steht mit der Größe des Bedürfnisses sogar im Verhältnisse. Was sind die köstlichsten Speisen für einen Magen ohne Eßlust? Ohne Hunger, der eine

größere Wohlthat ist als die Mahlzeit, verschwinden die Genüsse der Tafel. Ohne Ermüdung giebt es keine Ruhe; der Genuß ist an das Bedürfniß, die Wollust an den Schmerz gefesselt.

Ein Mensch, der alle Güter der Welt besäße ohne Empfänglichkeit, ohne den Trieb und die Fähigkeit, sie zu genießen, wäre ein Tantalus, der in einem Meere von Ueberfluß darbt. Ueberhaupt glaube ich, daß der Mensch, dessen Wünsche alle in Erfüllung gingen, ein unglücklicher Mensch wäre; für ihn gäbe es keine Hoffnung mehr und keine Furcht; sein Daseyn wäre ohne Streben und Zweck; bei der Gewährung aller seiner Wünsche würde er vielleicht der Aermste aller Sterblichen seyn.

Das höchste Gut, welches in einer vollkommenen Befriedigung aller unsrer Bedürfnisse bestehen soll, ist also ein Unding, und wäre, wenn es sich auch verwirklichen ließe, doch nichts weniger als ein Gut.

Emil. Auch steht die moralische Natur des Menschen mit der physischen oft im Widerspruche; wir können den Genuß eines Gegenstandes wünschen, der uns versagt ist. Was sollen wir hier thun? uns den physischen Genuß gestatten, welchen die Moral oder das Recht für unerlaubt erklärt? Man antwortet verneinend; wir müssen demnach entbehren. Die Erreichung des höchsten Gutes in dem Sinne, wie wir das Wort nahmen, ist also auch in dieser Hinsicht nicht immer möglich, und widerspricht sogar nicht

selten unsrer Bestimmung. Wie oft ist gerade der höhere, bessere Mensch in dem Falle, sogar in dem Entbehren seinen Genuß zu suchen? Er gefällt sich in der Aufopferung seiner selbst; er ist arm, um Andere zu bereichern. Epaminondas, dieser hehre, heilige Mensch, stirbt freudig in den Armen des Siegs, den er seinem undankbaren Vaterlande mit seinem Leben erkauft. Regulus geht nach Karthago zurück, und zieht die unbeschreiblichen Qualen eines gewissen Todes der Freiheit im Schooße seiner Familie vor, weil diese Freiheit für Rom verderblich werden konnte. Cato kann die Erniedrigung seines unterjochten Vaterlandes nicht sehen, und stirbt freiwillig. Zogen diese Heroen, nach den gewöhnlichen Begriffen, ihr Unglück nicht dem Glücke vor? und welcher edle Mensch steht nicht vor ihnen, von tiefer Bewunderung durchdrungen, und beneidet sie um ihr Unglück?

Je näher der Mensch mit dem Thiere verwandt ist, desto mehr sorgt er für sein physisches Wohlseyn. Der sich selbst hingiebt für Andre, nähert sich der Gottheit: Phocion, Curtius, Leonidas, Winkelried.

Ich kenne nicht leicht ein unglücklicheres und verächtlicheres Wesen als einen Menschen, der im Schooße des Ueberflusses nur der Befriedigung seiner körperlichen Bedürfnisse lebt, wie ein Sultan in dem Serail. Ich würde sogar als Epikurs Gott mich an einer nicht beneidenswerthen Stelle finden, und lieber auf einigen Morgen

Landes die Ernte ziehen, die mich nährt, mich der Hoffnung meiner aufschießenden Saat erfreuen, oder für den zarten Halm von Sturm und Hagel fürchten, als das langweilige, verdienstlose Geschäft übernehmen, müßig in der Mitte des Universums dem Spiele der rollenden Welten ohne Theilnahme zuzusehen.

Kein Oedip hat noch das Räthsel des menschlichen Lebens gelöst; kein Oedip wird es lösen. Kein Sterblicher hat noch den Schleier aufgehoben, der die Geheimnisse der physischen und geistigen Natur verbirgt; kein Sterblicher wird ihn heben. Für unsre Freuden und Schmerzen, wie für unsren Werth giebt es weder Maas noch Gewicht. Die Ideale der Hoffnung, der Ahnung und Erinnerung sind oft schöner und beglückender als die reichste Wirklichkeit. Giebt es nicht einen wohllüstigen Schmerz und Thränen der Freude?

Ich muß hier einer Deklamation erwähnen, die man dem jüngeren Brutus in den Mund legt, und welche Menschen, die tugendhaft sind oder dafür gelten wollen, im Unglück manchmal wiederholen: Tugend, du bist ein Phantom! Nur das Laster genießt, und das Verbrechen siegt; die Tugend darbt und bleibt ohne Lohn!

Die glückliche Tugend im gewöhnlichen Sinne scheint mir ein zweideutiges Wesen zu seyn. Tugend fordert Anstrengung, Kampf; und die Anstrengung, der man sich

unterwirft, der Kampf, den man besteht, um Gegenstände zu erlangen, in deren Besitz wir unser Glück zu finden glauben, hat nichts Verdienstliches. Der Geizige, welcher die Vergrößerung seines Schatzes mit schlaflosen Nächten erkauft; Paris, der für den Besitz der schönen Helena kämpft, gehören eben nicht zu den Tugendhaften; auch das Raubthier kämpft um seine Beute. Die Tugend setzt also eine Aufopferung seiner selbst voraus. Wir nennen den weisen Sokrates tugendhaft, weil er sogar bereit war, der Wahrheit sein Leben zu opfern. Phocion wird unter die tugendhaftesten Menschen des Alterthums gezählt, weil er, an der Spitze der siegreichen Heere seines Vaterlandes, nur das Beste seines Vaterlandes wollte, und einfach lebte und arm starb. Unter den Scythen gab es wohl wenig Menschen, die nicht eben so einfach lebten und eben so arm starben, ohne daß sie darum gerade tugendhaft gewesen wären. Wenigstens wird ihnen die Tugend, die man eine passive nennen könnte, nicht als ein Verdienst angerechnet. Die Ursache davon ist, weil die Einfachheit Landessitte, und Armuth das allgemeine Loos des Volkes war; da es bei ihnen keinen Luxus und keinen Reichthum gab, so waren auch Frugalität und Armuth ihnen unbekannte Dinge. Phocion aber widerstand in einem üppigen und reichen Staate den Versuchungen der Wollust.

Hätte Sokrates, wie ein Sophist, seine Weisheit

für Geld zu Markte getragen, oder auch die Wahrheit, ohne eine Belohnung, seinen Zuhörern vom Katheder herabgepredigt, dann würde man ihn wahrscheinlich nicht tugendhaft nennen.

Mahomed verbreitete seinen Glauben mit dem Schwerte in der Hand; man nennt ihn nicht tugendhaft, auch wenn dieser Glaube seine Ueberzeugung gewesen wäre. Hätte Cato für die Freiheit Roms gesiegt, wie Cäsar gegen sie gesiegt hat, dann würde man dem Glücklichen den Namen des Tugendhaften schwerlich gegeben haben. Tugend setzt also eine Aufopferung, und zwar eine Aufopferung für einen höheren Zweck voraus. So war die geschändete Lukretia tugendhaft, wie las Casas und Thomas Morus.

In dieser Aufopferung seiner selbst besteht das Wesen der Tugend; und über diese Aufopferung beklagen sich diejenigen, welche sagen, die Tugend habe keinen Preis in dieser Welt, und nur das Laster finde in ihr seine Rechnung. Darin besteht aber gerade der Werth und die Größe der Tugend, daß sie keinen Preis hat, als sich selbst. Sie ist das Bedürfniß einer großen Seele, die sich so wenig von ihr entfernen kann, als die Erde von ihrer umkreisenden Bahn um die Sonne. Die der Tugend einen andren Preis geben wollen, sollen sich mit dem Laster abfinden, so gut sie können; denn ihre Tugend ist Heuchelei oder Wucher; Waare, die sie feil bieten; ein

Kaufmannsartikel, der nach Zeit und Umständen im Werthe steigt und fällt.

Theodor. Habe ich dich recht verstanden, dann sagtest du, die Tugend sey ein Bedürfniß?

Emil. So gewiß, als ich sagen möchte, es sey ein Bedürfniß der Sonne, zu wärmen und zu leuchten, wenn man denselben Ausdruck auf das Materielle und Willenlose von dem Geistigen und Freien übertragen könnte. Es ist so wenig ein Verdienst der wahren Tugend, daß sie sich mit dem Verbrechen nicht vermischt, als es ein Verdienst des Feuers ist, daß es sich mit dem Wasser nicht freundlich verträgt. Einem tugendhaften Manne zumuthen, lasterhaft zu seyn, heißt ihm zumuthen, daß er aus seiner Natur heraustrete, sich selbst verläugne, sich widerspreche, vernichte; das kann er nicht.

Theodor. Es wäre also kein besonders großes Verdienst, tugendhaft zu seyn?

Emil. Und warum nicht? Ist es kein Verdienst, große Talente zu besitzen, sich im Felde der Ehre durch Muth und Klugheit auszuzeichnen? Wie ein kräftiger Geist nie seine Welt in der dürftigen Weisheit eines Schulbuchs finden wird, so wird ein großes Herz nie den Kreis seiner Pflichten in einem Kompendium der Moral abgezeichnet suchen. Eine gemeine Natur gefällt sich in dem Gemeinen; das Große kann sich auf Augenblicke bis zu ihm verirren, aber sich nie in seiner Gesell-

schaft gefallen. — Doch, sind wir nicht von unserm Gegenstande abgekommen, und haben uns, wie das gewöhnlich geschieht, von dem, was wir gemeinschaftlich suchen wollten, nur weiter entfernt?

Theodor. Ich wüßte nicht. Wir sind nun doch darüber einig, daß der Mensch mehr oder weniger Herr seiner Bestimmung, obgleich nicht seines Glücks sey, so wie auch, daß diese Bestimmung nicht in der Befriedigung unsrer natürlichen und eingebildeten Bedürfnisse bestehe. Es käme nun darauf an, ob der Grundsatz der Stoiker haltbar ist, nach dem die Tugend das höchste Gut seyn soll.

Emil. Für die wohl, welche Größe der Seele und Edelmuth des Herzens genug besitzen, um die Tugend jedem andern Gute vorzuziehen. Den Uebrigen mag man die Wahrheit des stoischen Grundsatzes noch so bündig beweisen, sie werden sich von derselben nicht überzeugen können; und da begreife ich dann nicht, was ihr Philosophen thun wollt, um sie mit einem so zarten moralischen Sinne zu versehen, der ihnen fehlt. Diesen Wesen beweisen wollen, die Tugend sey das höchste Gut, heißt einen Tauben zu überzeugen suchen, die Harmonie der Töne gehe über die der Farben.

Theodor. Der Gedanke aber, der körperliche Schmerz sey kein Uebel, und der Weise und Tugendhafte könne in Phalaris glühendem Ochsen so glücklich seyn,

als in den Armen einer Phrine oder Lais, verdient wohl keine ernstliche Widerlegung.

Emil. Ich denke nicht; auch konnte nur der Eigendünkel der Schule eine solche Abgeschmacktheit zur Welt bringen. Die Natur hat dem Geiste den Körper nicht allein zum Gesellschafter, sondern auch zum Werkzeuge gegeben, und wir werden eine große Seele so wenig durch die stumpfe Organisation eines Pescheräs wirken sehen, als die Hand des geübtesten Künstlers die Zaubertöne der Harmonika aus den Scherben eines zerbrochenen Topfes locken kann. Die Natur wollte, daß die äußere Welt durch unsre Sinne freundlich oder feindlich auf uns wirke. Für das Ohr schuf sie den Wohllaut, für das Auge die Schönheit, für die Empfindung den Reiz der Wohllust. Die Behauptung, einem gut organisirten Gehöre könne es gleichgültig seyn, ob man es mit der harmonischen Schöpfung eines Mozart, oder mit dem verworrenen Lärm einer Feuertrommel bewirthe; unser Körper ruhe so behaglich auf einer Unterlage von Dornen und Nesseln, wie in Grahams himmlischem Bette, und in Phalaris glühendem Ochsen fühle man sich so glücklich, als in den Armen einer Ninon oder Aspasia, ist — abgeschmackt.

Theodor. Darin stimmen wohl alle Menschen, die Sinne haben — und Andre kennen wir ja vorläufig nicht — mit uns überein, einige Philosophen ausgenommen,

die ich übrigens, wenn Ernst aus der Sache würde, nicht beim Worte nehmen möchte. Nach dieser Ansicht müßte ich wohl meine Behauptung, daß die Bestimmung des Menschen nicht in der Befriedigung seiner natürlichen und eingebildeten Bedürfnisse bestehe, bedingt aufstellen. Der Mensch ist auch sinnliches Wesen, und in wie weiter solches ist, gehört auch die Befriedigung seiner Sinnlichkeit zu seiner Bestimmung. Ein blos sinnliches Wesen würde seine ganze Bestimmung in der Befriedigung seiner Sinnlichkeit finden.

Emil. So ist es.

Theodor. Der Mensch ist aber überdies ein moralisches Wesen; das heißt: die äußere Welt steht noch in andern Beziehungen mit ihm, als in wie weit sie angenehm oder unangenehm auf ihn wirkt. Ein Genuß kann seine Sinne reizen, aber das Gewissen, — der innere Sinn des Guten und Bösen, des Rechts und Unrechts — kann ihm diesen Genuß untersagen, weil er durch ihn das Recht eines Andern, oder seine eigne höhere Bestimmung verletzen würde. In diesem Kollisionsfalle muß der Mensch der Stimme des Gewissens folgen.

Emil. Der Beweis davon ist in den meisten Schriften gut genug geführt, daß wir nichts mehr hinzuzusetzen haben.

Theodor. Die Bestimmung eines Menschen vollendet sich in seinem Leben, weil dies nicht als Theil mit

einem größeren Ganzen zusammenhängt, sondern für sich besteht, und von seinem Anfang bis zum Ende, von der Wiege bis zum Grabe, ein geschlossenes Ganze bildet.

Emil. Das ist gewiß.

Theodor. Jeder Mensch muß demnach seine Bestimmung erreichen können. Es gehört auch weder eine gewisse Religion, noch eine gewisse Regierungsform, oder ein gewisser Grad von Kultur dazu, damit der Mensch seine Bestimmung erreichen könne. Vorausgesetzt, daß Religion, Regierungsform und Kultur die Rechte des Menschen achten, und diesem so viel Spielraum lassen, als seine Freiheit braucht, damit er die Bedingungen zu erfüllen vermöge, unter denen er seine Bestimmung erreichen kann. Daraus ergiebt sich eine Wahrheit, die unsre ganze Aufmerksamkeit verdient. Sie ist: daß der Staat seine Verfassung und Gesetzgebung der Bestimmung des Menschen unterordnen müsse. Der Mensch wird Bürger, weil er durch diesen nur seine Bestimmung erreichen kann, und der Staat ist nichts als eine Sicherungsanstalt der Rechte und Freiheiten des Menschen. Giebt dieser, durch die Verbindung, der immer ein stillschweigender oder ausdrücklicher Vertrag (Contrat social) zum Grunde liegt, Genüsse und Vortheile auf, dann geschieht das allein, um größre, wenigstens gleiche dafür zu gewinnen. Wäre das nicht, was könnte vernünftige Wesen zur Gründung der bürgerlichen

Gesellschaft führen? Sollten sie vielleicht einen bessern Zustand gegen einen schlechtern vertauschen wollen?

Wir unterscheiden in dem Menschen drei verschiedene Naturen: die sinnliche, die moralische und die intellektuelle. Als sinnliches Wesen sucht der Mensch sinnliche Genüsse; er muß also die Freiheit und das Vermögen haben, seine sinnlichen Bedürfnisse zu befriedigen, in wie weit er nämlich das Recht eines Andern nicht dadurch verletzt. Durch den moralischen Sinn erkennt er das Gute und Böse, Recht und Unrecht, und ein inneres Gesetz befiehlt ihm, das Gute zu üben, Recht zu thun, und das Böse und Unrecht zu meiden. Als intellektuelles Wesen fühlt der Mensch das Streben und die Kraft in sich, das Wahre aufzusuchen und zu erkennen. Die Befriedigung seiner sinnlichen Bedürfnisse hängt von seiner Empfindung, die Güte und Rechtlichkeit seiner Handlungen von seinem moralischen Gefühle, und die Erkenntniß der Wahrheit von seiner Einsicht ab.

Emil. Ich wüßte nichts dagegen zu sagen.

Theodor. Jeder Mensch kann nur der Schöpfer seines Glücks und seines Werthes seyn, und sein erstes Bedürfniß ist Freiheit, weil sie die erste Bedingung ist, unter welcher derselbe seine dreifache Bestimmung als sinnliches, moralisches und intellektuelles Wesen erfüllen kann. Freiheit ist sein erstes und heiligstes Recht, und

Achtung für die Freiheit Andrer eben darum seine erste, heiligste Pflicht.

Emil. Und der Staat hat den Zweck, die Freiheit eines jeden Einzelnen, mit seinen daraus herfließenden natürlichen und erworbenen Rechten gegen die Angriffe Aller zu schützen. Weit entfernt, daß ich, als Bürger, meine Individualität oder Persönlichkeit aufzugeben gezwungen werden könnte, trete ich vielmehr in einen Staat, um sie zu sichern; und dieser ist ein großes Pantheon, in welchem Jeder für seine eigne Gottheit eine Stelle zum unverletzlichen Tempel findet, oder doch finden sollte.

Der von dir oben aufgestellte Grundsatz der Bestimmung des Menschen scheint mir neu und fruchtbar an großen Resultaten. Läugnen läßt sich nicht, daß der Mensch, ein dreifaches Wesen durch seine Sinnlichkeit, sein Gewissen und seine Intelligenz, auch eine dreifache Bestimmung hat. Wahr ist, daß der Staat nur durch den Willen derjenigen, die ihn gründen, entstehen kann. Widersinnig aber wäre die Voraussetzung, daß der Mensch seine Zerstörung oder auch nur eine Verschlimmerung seines Zustandes wolle. Hat der Staat darum einen Zweck, den er doch als ein Werk vernünftiger Wesen haben muß, dann kann er kein andrer, als die Erhaltung des Menschen und die Verbesserung seines Zustandes seyn. Dem Berufe, den wir von der Natur

empfangen haben, können und dürfen wir in keinem Falle entgegenwirken. Allem, was der Mensch thut und will, muß seine ursprüngliche Bestimmung zum Grunde liegen, und seine Entwickelung und Ausbildung kann nur eine Entwickelung und Ausbildung dieser ursprünglichen Bestimmung seyn. Die Frage, was durch den Staat geleistet werden müsse, ist darum auch nicht schwer zu beantworten. Der Staat soll dem Menschen, als sinnlichem, moralischem und Verstandeswesen die Erreichung seiner Bestimmung möglich machen und erleichtern.

Aus dem Gesagten lassen sich nachstehende Grundsätze folgern: 1) Der Staat muß dem Menschen, als Sinnenwesen, die Möglichkeit der Erwerbung des höchstmöglichen Grades von sinnlichem Wohlseyn sichern. Ich sage die Möglichkeit der Erwerbung, nicht aber das Wohlseyn selbst, weil der Mensch es sich nur in Freiheit geben, nicht aber gezwungen von Andern empfangen kann. Die Anwendung des äußerst folgereichen Grundsatzes auf Reichthum und Armuth, als künstliche Erzeugnisse des gesellschaftlichen Zustandes, wollen wir uns vorbehalten.

2) Die positive Gesetzgebung des Staates darf mit der moralischen des Menschen nicht im Widerspruche stehen; im Gegentheil soll jene eine weitere Anwendung und Ausführung von dieser auf gegebene Fälle und bestimmte Gegenstände seyn.

3) Der Staat darf der Wirksamkeit des Menschen, in seiner angeführten dreifachen Beziehung, keine Schranken setzen, sondern muß ihr vollkommne Freiheit lassen, so lange der Mensch, durch sein Wirken, die Freiheit Andrer nicht stört. Nur wo er Rechte kränkt, wird er strafbar; nur wo er fremde Freiheit nicht achtet, verwirkt er die eigne.

4) Die Eintheilung in persönliche und Sachenrechte, welche die Rechtslehre angenommen, fließt aus der doppelten Natur des Menschen, die ihm als körperlichem und geistigem Wesen eigen ist. Die Frage: Was kann Eigenthum werden? und wie kann es solches werden? muß nach diesem Grundsatze beantwortet werden. Die Beantwortung dürfte aber nicht ganz so ausfallen, wie sie in den Naturrechten bis jetzt größtentheils ausgefallen ist.

5) In wie weit der Mensch im Staate ein Recht auf Glaubens-, Gewissens- und Gedanken-, das heißt Rede- und Schreibefreiheit habe, ist (durch Nr. 3) entschieden.

6) Der vollkommenste Staat wäre demnach der, welcher es den Staatsgenossen am leichtesten macht, ihre Bestimmung, die sie als Menschen (sinnliche, moralische und Verstandeswesen) haben, zu erreichen. Da dazu der höchste Grad von Freiheit gehört, diese aber allgemein, das heißt für jeden Einzelnen dieselbe seyn muß,

so ist der vollkommenste Staat, mit andern Worten, auch der, wo die größte Freiheit bei der größten Gleichheit und Gerechtigkeit gefunden wird.

Ich hätte wohl Lust, mich auf diesem Felde weiter auszubreiten; aber die Nacht deckt schon die Thäler, und die Sterne glänzen in der Tiefe des Himmels; denken wir darum an die Heimkehr!

Theodor. Und an den sinnlichen Menschen, der sich mit seinen Ansprüchen meldet! Aber ich behalte mir die Fortsetzung unsrer Unterhaltung vor, die um so wichtiger für mich wird, da wir in dein einheimisches Gebiet — die Politik, überzutreten im Begriffe sind.

Emil. Morgen, wenn du willst.

Zweites Gespräch.

Theodor. Ich habe über unsre gestrige Unterhaltung nachgedacht und gefunden, daß ich mich ohne Vorbereitung in einen Kampf mit dir eingelassen hatte, in dem ich nicht zum Besten bestand, weil meine Waffen nicht in dem besten Zustande waren. Ich hoffe wenigstens, daß ich ehrenvoller gefallen wäre, wenn ich die Zeit gehabt hätte, mich zu rüsten. Indessen muß ich doch auch ge-

stehen, daß ich heute über Manches anders denke, als ich gestern darüber dachte; und dafür bin ich dir dankbar. Ich finde den großen Unterschied zwischen dir und mir darin, daß du gelebt und gedacht hast, ich aber nur gelesen und gedacht habe; ein Unterschied, der dir, auch die Ueberlegenheit deiner natürlichen Kräfte abgerechnet, noch ein großes erworbenes Uebergewicht über mich giebt.

Ich sehe ein, daß die Bestimmung eines jeden Menschen ein in sich vollendetes Ganze ist, die wohl mit der eines andern Menschen, eines Volks oder auch des menschlichen Geschlechts zusammentreffen kann, ohne aber nothwendig mit ihr verbunden zu seyn. Der Schmerz eines Andern ist darum kein Ersatz für die Freuden, die er mir geraubt hat. Mein Unglück darf in keinem Falle, gegen meinen Willen, der Preis des Glückes seyn, welches einem Andern zu Theil wird; und der Staat oder auch die Natur, welche es so eingerichtet hätte, daß ein denkendes Wesen das Werkzeug eines denkenden Wesens, jenes Mittel und dieses Zweck wäre, oder daß eine Generation verdammt werden müßte, um eine folgende selig zu machen, würde ein ungerechter Staat oder eine ungerechte Natur seyn. Wer kann irgend einer Macht das Recht geben, mich zum plumpen Piedestale zu verarbeiten, um einen Andern als eine angebetete Gottheit auf demselben aufzurichten?

Noch mehr: Wenn es ein anderes Leben giebt, in

welchem die Schmerzen, Ungerechtigkeiten, Tugenden und Verbrechen dieses Lebens ausgeglichen werden, dann müssen wir das ganze Bewußtseyn dieses Daseyns mit in das künftige hinübertragen, weil wir sonst nicht mehr Wir selbst wären; denn nur das fortgehende Bewußtseyn, welches Alles, was sich auf mich bezieht, als ein Ganzes sammelt, macht, daß ich mich in diesem Ganzen erkenne. Wenn ich heute als Mensch sterbe, und morgen als Cherub auferstehe, dann muß dasselbe Bewußtseyn den Menschen mit dem Cherub verbinden. Ist dies nicht, dann habe ich Mensch von heute mit dem Cherub von morgen nichts gemein, und wir sind durchaus verschiedene Wesen.

Der seltsame Beweis, den man für die Unsterblichkeit des Menschen führt, daß nämlich in der Natur keine Kraft, er also auch nicht untergehen könne, ist demnach ein hohles Wort ohne Sinn. In der Natur geht keine Kraft unter! Ich gebe es zu, obgleich es durchaus falsch ist. Gesetzt nun, nach der Lehre der Seelenwanderung, ginge meine Seele in den Körper eines Pythagoras über, der nach Jahren oder Jahrhunderten wieder aufersteht, lebte ich dann in dem kommenden Pythagoras fort? Das ist nicht möglich, weil, wenn ich es wäre, es Pythagoras nicht seyn könnte, und umgekehrt. Kann die Seele des Weisen von Samos in mir oder in irgend einem Andern fortleben? Ich zweifle; denn weder

ich noch der Andere sind Pythagoras oder können es seyn, ohne daß wir aufhören, Ich und Er zu seyn. Das fortgehende Bewußtseyn macht gerade, daß ich — ich und nicht ein Anderer bin.

Emil. Sehr wahr. Dieser Beweis ist für eine gute Sache schlecht geführt. Leere Menschen bezahlen gern mit leeren Worten, und lassen sich auch in dieser Münze bezahlen. Du führtest wohl den Beweis für unsere Unsterblichkeit mit bessern Gründen, und ich werde sie zur Zeit von dir fordern. Diese höchste Sache hat für mich das höchste Interesse; auch hängt sie mit dem Gegenstande unsrer Untersuchung sehr eng zusammen; denn man kann fragen, ob unser irdisches Leben ein in sich vollendetes Ganze, oder nur Vorbereitung und Eingang zu einem künftigen Leben sey, und ob ich alles dieses Daseyn nicht als Mittel zu dem Zwecke eines bessern Daseyns betrachten müsse? Indessen will ich dich nicht unterbrechen.

Theodor. Mir scheint, als sey dies Leben ein in sich vollendetes Ganze, auch wenn uns ein künftiges zugesichert ist. In diesem Daseyn haben wir eine unserm Planeten angemessene Organisation. Wir sind Menschen, die wir nie mehr werden, mit Pflichten, Gefühlen und Begriffen, die nie wieder mit uns auferstehen; kurz, nie können wir wieder seyn, was wir hier sind und waren. Wir laufen also hier den Kreis einer gewis-

sen Wirksamkeit aus, die ihre gewisse bestimmte Sphäre hat, an die sich keine andere ergänzend anschließen kann. Die Pflichten eines Bürgers, Gatten und Sohnes, die ich hier vernachläßige, kann ich nicht reuevoll in einem künftigen Leben nachholen. Meine Schmerzen in diesem Leben kann mir keine Freude in dem andern vergüten, und eine Bestimmung, die ich hier verfehle, kann ich dort nicht erreichen, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil das andere Leben doch auch wieder seine andere Bestimmung und Wirksamkeit haben muß, so gewiß es ein anderes Leben ist.

Auch wäre es in der That der seltsamste Zweck der Schöpfung, wenn sie hier etwas verderben wollte, um dort Gelegenheit zu haben, es wieder gut zu machen; wenn sie mich hier zum Entbehren verdammt hätte, um mich dort mit Ueberfluß zu bezahlen; wenn sie mich in diesem Leben zum dienenden Neger erniedrigte, um mich im andern zum gebietenden Herrn einer reichen Plantage erheben zu können. Das hieße sündigen, um Stoff zur Reue zu haben, beleidigen, um sich versöhnen zu können, zerstören, um wieder aufbauen zu dürfen. Es läge in diesem Zwecke noch weniger Konsequenz als in der Prozession der springenden Heiligen, die doch drei Schritte vorwärts und nur zwei zurück thun. Hier thäte die Natur zwei zurück, um gerade wieder zwei vorwärts thun zu können.

Emil. Was du sagst, ist kühn, aber wahr, und benimmt der Heiligkeit dieses und des andern Lebens nichts. Du willst nur beweisen, daß man sich oft schlechter Gründe bedient, um eine gute Sache zu unterstützen, und daß diese gute Sache ganz andern Gründe für sich hat und braucht, als die sind, welche uns hundert und hundert unberufene Sachwalter in hundert und hundert Bänden geben. Ich hoffe, daß wir auf diesen Gegenstand wieder zurückkommen.

Theodor. Ich wünsche es. Wenn ich übrigens gegen solche und ähnliche Gründe noch vieles auf dem Herzen habe, dann gilt mein Unwille nicht diesen Gründen selbst, und noch weniger der Sache, die sie aufrecht erhalten sollen, sondern einzig den Motiven, die sie erzeugen. Wie oft wird das künftige Leben zu dieses als ein Krankenhaus angebaut, in dem man von seinen Sünden genesen soll? Da das künftige Daseyn Alles ausgleicht und ebnet, das gegenwärtige aber nur Mittel seyn soll, ein Vorhof, in dem man sich nicht aufhält, so lohnt es sich kaum der Mühe, in diesem Leben und für dieses Leben etwas von Bedeutung zu seyn und zu thun. Wenn gewisse Menschen dieses Daseyn um einen so billigen Preis anschlagen, und sich und Andere an ein künftiges anweisen, dann geschieht es, um sich den Pflichten, die sie hier erfüllen sollten, zu entziehen. Die Indolenz, die Gleichgültigkeit, die Schwäche oder auch

die Verzweiflung, die eine Tochter der Schwäche ist, suchen für sich in diesem Glauben eine Rechtfertigung. Großen Seelen mag es in gewissen Stimmungen erlaubt seyn, dieses Leben zu verachten, weil sie über es erhaben sind: Christus, Cato, Sokrates. Aber das Gemeine, das den Kothurn trägt, um seine Kleinheit zu verbergen, wird lächerlich.

Von derselben Art giebt es auch Politiker, die ihre Anweisungen auf künftige Generationen ausstellen, weil sie sich mit der gegenwärtigen für unvermögend zu zahlen erkennen. Die harte Zeit, welche über Deutschland gekommen war, hat diese fromme Stimmung in sonst eben nicht frommen Gemüthern erzeugt. Die erlittene Demüthigung hat das schlafende Gefühl des Rechts in ihnen aufgeweckt. Hätten sie aber wie ihre Sieger gesiegt, sie wären noch weniger mild gewesen als diese. Menschliche Leiden führen zu menschlichen Gesinnungen. Das Glück macht gewöhnliche Seelen übermüthig und hart. Die Grundsätze der Billigkeit, der Großmuth und des Rechts welche die Gedemüthigten ansprechen, sind immer die der Schwäche, welche unterliegt. Die Stärke, die sie nicht braucht, mag sie auch selten kennen. Die Koalitionen wollten, was Frankreich that, und vielleicht noch etwas Schlimmeres. Die Unfähigkeit der Menschen, die sie leiteten, wußte nur die Mittel nicht immer zu finden und zu benutzen. Sie wollten, wie ein gemeines

aber ausdrucksvolles Sprüchwort sagt, die Eier essen, aber die Schalen nicht zerbrechen.

Emil. Ich errathe dich mehr, als ich dich verstehe.

Theodor. Du wirst mir diese Ausschweifung vergeben, auf die mich eine sehr natürliche Ideenverbindung führte. Der Gegenstand, mit dem wir eben beschäftigt waren, rief mir eine kleine Schrift ins Gedächtniß, die bei einigen sonst aufgeklärten Menschen Beifall fand. Der Verfasser derselben sucht sich und Andere über das harte Loos, das Deutschland traf, zu trösten. Da wir Deutsche Trost brauchen, so ist es natürlich, daß wir uns Gründe dazu gefallen lassen, wenn sie sich auch eben nicht durch ihre Stärke empfehlen. Artikel, die allgemeines Bedürfniß werden, steigen im Preise, wenn sie auch an innerm Gehalte verlieren. Trostgründe gehörten, denke ich, in den meisten Gegenden Deutschlands zu dieser Waare.

Der Verfasser beginnt mit der Versicherung, eine höhere Macht leite die Angelegenheiten der Welt und der Staaten so, daß am Ende das Menschengeschlecht doch immer an Weisheit und Glück gewinne. Die Thorheiten der Einzelnen schaden also dem Ganzen nicht; und wenn die Menschen auch Widersprüche auf Widersprüche, Elend auf Elend häufen, eine höhere Macht verwandelt sie für das ganze Geschlecht in Weisheit und Glück. Was liegt daran, daß der Krieg die Felder verwüstet, Städte und

Länder verheert, die Menschen zu Tausenden würgt, den Schrecken und die Gewaltthätigkeit vor sich hersendet, und den Hunger, das bleiche Elend und die Immoralität in seinem Gefolge nachschleppt? Der Eitle, der Ruhm- oder Länderdurstige, der diese Furie gegen die Völker hetzt, überläßt es einer höhern Macht, aus dem Elende und den Verbrechen, die er säet, Glück und Weisheit zu ziehen. Diese abgeschmackte, verbrecherische Rechtfertigung des Lasters und der Unfähigkeit sagt den Menschen, der das Böse, mit oder wider Willen, vollendet, von jeder Verantwortlichkeit los. Sie setzt einen Attila und Phocion auf eine Linie, und vernichtet das Heiligste, was es für den Menschen giebt, den frommen und guten Willen. Was braucht er auch das Gute zu wollen und zu thun, da die Vorsehung seine Thorheiten und Verbrechen zu Wohlthaten für das menschliche Geschlecht adelt!

Emil. Das Schicksal knüpft oft an ein Verbrechen das Glück eines Volks, und an eine Tugend seinen Untergang. Die Zukunft reift den Saamen, den die Thorheit ausgestreut, nicht selten zur Pflanze, die Weisheit trägt. Aber der Mensch, dem Gott Einsicht gab und Willen, soll erkennen, prüfen und wählen. Die Handlung, die er wollte und that, gehört ihm an, und nicht ihre Folgen, die das Schicksal aus ihr entwickelt. Die That ist sein, die unvorhergesehenen Wirkungen derselben sind es nicht. Niemand vermag vorauszusagen, auf welche Art mein

Entschluß auf die spätе Nachwelt wirkt. Aber ich erkenne, ob er gerecht und weise ist, und das allein bestimmt mich, ihn zu vollziehen. Der Entschluß ist mein und der gegenwärtige Augenblick; die Zukunft gehört einer fremden Macht. Ich kann heute, auf die Gefahr meines eignen Lebens, einem Unglücklichen, den der Strom ergreift und mit sich fortreißt, das Leben retten, und der Sohn des Geretteten kann zum Mörder werden an meinem eignen Kinde, oder zum Verräther an seinem Vaterlande. Bin ich darum Kindesmörder und Vaterlandsverräther? Soll ich diese Möglichkeit berechnen, wenn ich den Menschen mit den Wogen kämpfen sehe, in denen er sein gewisses Grab fände, rettete ich ihn nicht? O Weisheit des Kopfes, was machst du aus unserm Herzen?

Theodor. Das gegenwärtige Menschengeschlecht, sagt derselbe Schriftsteller, ist nur ein Mittel zur Belehrung und Beglückung des nachfolgenden. Man darf also die Gegenwart nicht nach der Gegenwart beurtheilen, die nur der Saame ist, aus dem die Zukunft mit Blüthen und Früchten aufgeht. Die Gegenwart kommt demnach mit ihrem Elende oder mit ihren Genüssen, mit ihrer Tugend und Weisheit für sich selbst nicht in Anschlag; sie ist nur der Grund und Boden, auf dem eine schöne Pflanze in der Zukunft aufblühen soll; und für das Gedeihen dieser Pflanze düngen wir das Feld mit unserm Schweiß und Blut.

Emil. Und wann soll dann dies beglückte Menschengeschlecht erscheinen, dem alle früheren Geschlechter aufgeopfert würden? diese befehlenden und freien Spartaner, für deren Dienst die Vorsehung Jahrtausende hindurch dienende Heloten schafft? War nicht jede Vergangenheit auch eine Zukunft und Gegenwart? Wird nicht jede Zukunft eine Gegenwart und Vergangenheit? Soll und kann unsre Gegenwart, die doch auch eine Zukunft wird, und eine Vergangenheit war, der Zweck einer frühern Vergangenheit gewesen, und wieder das Mittel einer spätern Zukunft seyn? Wenn das ist, dann sehen wir in ihr, wie in jeder Zeit, ein Opferthier, das der Zukunft abgeschlachtet wird, und eine Gottheit, der man die Vergangenheit als Opferthier abgeschlachtet hat. Eine seltsame Verwirrung der Begriffe! Hier Mittel und dort Zweck, aber doch nie sich selbst Zweck! Jede Zeit hätte einen Werth, für die Zukunft nämlich als Mittel, und für die Vergangenheit als Zweck, und nur die Gegenwart stünde arm und nackt da, und wäre für sich selbst nichts!

Theodor. Auch straft die Geschichte diese Meinung Lügen. Sind wir besser und glücklicher, als es die Römer und Griechen und hundert andere Völker waren, die mit Ruhm oder namenlos untergingen? Sind vielleicht die heutigen Bewohner von Livadien mehr werth als die Zeitgenossen des Themistokles und Miltiades? Welche Fortschritte hat das ehemals so herrliche Kleinasien

gemacht, der Sitz der Kunst, des Reichthums und des Vergnügens? Wo sind die im Alterthume so berühmten Monarchien des Orients, wo die großen und blühenden Städte des ungeheuren persischen Reichs?

Auf der ganzen unermeßlichen Küstenstrecke, von dem verödeten Boden, wo das alte Troja stand, bis zur Wüste, wo von Alexandria aus der Handel seine Waaren und Schätze in die ganze bekannte Welt sendete; von dem rothen Meere bis an die Säulen des Herkules, wo hundert Völker mit regem Leben frei und thätig alle Künste und Wissenschaften übten, herrscht Unwissenheit, Despotism, Armuth und Entvölkerung, wie auf dem klassischen Boden, wo einst Athen, Lacedämon und Korinth, unsre auch jetzt noch unerreichten Muster, blühten. Wo ist Karthago, die würdige Nebenbuhlerin des weltbeherrschenden Roms? wo das im Alterthum so berühmte Egypten mit seinen Städten Memphis und Theben? Verdient das mönchische Rom vielleicht den Vorzug vor dem Rom der Scipione, Grachen und Catone?

Die Lobredner unsrer Aufklärung haben eine seltsame Art zu beweisen, daß wir ewig fortschreiten in der Weisheit. Der Rechtsgelehrte zeigt seine Folianten voll verworrener Gesetze, und ihre oft noch verworrenern Kommentatoren. Er ist der aufrichtigen Meinung, daß die Menschheit in ihrer Vervollkommnung gleichen Schritt mit dem Umfange seiner Büchersammlung gehalten habe. Ihm

fällt nicht ein, daß die Gesetze sich mit dem Verderben eines Volkes vermehren und sogar verbessern, daß für ein Volk von guten und rechtlichen Menschen alle Strafgesetze entbehrlich wären. Je einfacher die Sitten der Nationen, desto einfacher ihre Gesetze. So wie der Mensch verdorbener wird, neue Verbrechen durch neue Bedürfnisse und zuvor nicht gekannte Leidenschaften so zu sagen entdeckt, muß die Gesetzgebung neue Mittel erfinden, den schädlichen Wirkungen der neuen Bedürfnisse und Leidenschaften zu begegnen. Diese sind der Strom, welcher aus seinem Bette tritt, und die benachbarten Gefilde verwüstet. Die Gesetzgebung sucht den verderblichen Ueberschwemmungen vorzubeugen, oder die ausgetretenen Wogen in das Bett des Stroms zurückzudrängen. Ist es ein Beweis von der Güte des Menschen, wenn er viele Gesetze braucht? Wäre es nicht besser, der Strom flösse ruhig in seinem Bette fort, und man könnte die kostspieligen Dämme entbehren, die sogar oft noch die Bestimmung haben, den Strom mehr ab- als einzuleiten?

Der Arzt ist nicht weniger auf die Höhe seiner Kunst stolz, und mit eben so viel Recht. Ich läugne durchaus nicht, daß er und der Gesetzverständige achtungswerthe Leute sind; daß wir von Herzen wünschen müssen, sie und ihre Künste möchten gedeihen; aber sie sollen uns die Fortschritte derselben nicht als Fortschritte der Menschheit anpreisen. Haben wir köstliche Fiebermittel, eine

unfehlbare Heilart der Luſtſeuche, ſo verdanken wir dieſe Schätze doch wohl nur den Fiebern und der Luſtſeuche, die eben keine Beweiſe für die Fortſchritte der Menſchheit in der Wahrheit und Tugend ſind. Die Geſundheit möchte den unfehlbarſten Heilmitteln vorzuziehen ſeyn, und in einem Lande, wo der Menſch das Glück hätte, nie an Krankheiten zu leiden, wären wohl die Arzneikunſt und der Arzt die entbehrlichſten Dinge von der Welt. Wer würde ein ſolches Land beklagen?

Daſſelbe gilt mehr oder weniger von allen Künſten und Wiſſenſchaften, nur wenige ausgenommen, die eines edleren Urſprungs ſind. Ja es gilt ſogar von unſern politiſchen, moraliſchen und religiöſen Inſtitutionen. Die vermehrten Bedürfniſſe und erhitzten Leidenſchaften haben die Wiſſenſchaft und die Kunſt erzeugt und vervollkommnet; und es wäre zu wünſchen, der Menſch brauchte keine Akademien und Zünfte, keine Bibliotheken und Gaſthäuſer, keine Fakultäten und Komödianten, keine Geſetz- und Kochbücher, keine Advokaten und Häſcher, und überhaupt den ganzen fürchterlichen Apparat nicht, der unſre Kultur und Zivilisation begleitet, den Dummen dümmer, den Armen ärmer, den Aufgeblaſenen übermüthig, und die Erde zum Kampf- und Schauplatze furchtbarer Leidenſchaften und lächerlicher Zeremonien macht.

Der Menſch braucht ſie! Gut; er brauche ſie. Euer Vortheil iſt's, daß er ſie braucht. Was wäret ihr Alle,

Menschen der Weltgeschichte, mit eurem Gefolge von Helfern, Dienern und Lobrednern ohne den ersten Fall der ersten Menschen? Der Mensch braucht sie, leider! Ich gebe es zu; aber macht nur keinen Beweis seiner Vortrefflichkeit und seiner Fortschritte in der Weisheit und in der Tugend daraus.

Wollte ich die Wissenschaften und Künste persifliren, dann würde ich mit der Kriegskunst angefangen haben, die von dem Brudermorde Kains mit einer einfachen Keule bis zur Belagerung von Gibraltar, bei der die See- und Landmacht freundlich zusammen wirkten, gewiß mehr als Riesenschritte that. Auch von einer andern verwandten Wissenschaft hätte ich sprechen können, die ihren Blitz und Donner vom Himmel borgt, und gegen die mehr als ein Franklin Blitzableiter schmieden müßte, um sie unschädlich zu machen.

Wo bemerken wir nun jene Leiter, auf der das menschliche Geschlecht immer eine Stufe höher zum Glück und zur Weisheit hinaufsteigt?

Emil. Wir sehen Völker und Menschen entstehen und untergehen, fallen und sich aufrichten. Die Zeit, welche vergeht und wiederkommt, trägt eine lebende Generation als einen Baum, der Knospen treibt, Blüthen und Früchte reift, und sie fallen läßt, um neuen Knospen, neuen Blüthen und Früchten Platz zu machen. Werdende Geschlechter nehmen die Stelle der untergehenden

ein. Da ist keine erste Knospe wegen einer zweiten, keine erste Blüthe wegen einer zweiten, keine erste Frucht wegen einer zweiten. Was neben einander ist und auf einander folgt, wirkt auf einander im Raume und in der Zeit. Aber da ist das Eine nicht, damit das Andere seyn möge. Es ist wegen sich und für sich. Ich bin; bin aber nicht, um Vater zu seyn von meinem Sohne, wie mein Vater nicht war wegen mir, dem seinigen. Aber er war, und ich bin, und zwar waren und sind wir beide mit gleichem Rechte, jeder an seiner Stelle. Der muß wenig über sich gedacht haben und über sein Daseyn, der nicht tief fühlt, daß sein Leben ein Ganzes ist; daß seine Hoffnungen, Genüsse und Wünsche, seine Einsichten und sein Glaube eine eigne Welt bilden, die sich mit keiner fremden Welt vermischt, diese nur freundlich oder feindlich berührt, und daß seine Welt mit ihm wird, sich erweitert mit seinem Leben, und untergeht mit ihm.

Die große unendliche Natur ist ein Ganzes, in welchem alle Theile sich wechselseitig unterstützen und halten, oder bekämpfen und zerstören. Den Zweck und den Gang des Unermeßlichen kennen wir nicht, und der Mensch wird sie nie kennen lernen. Aber das sehen wir, daß Alles, was ist, für sich selbst ist. Und seine Stelle in der Schöpfung behauptet das Größte mit demselben Recht, wie das Kleinste. Aber in der willenlosen Natur giebt es kein Recht. Darum sehen wir entweder ein freundschaftliches

Zusammenstimmen oder einen Kampf der mannigfaltigen Elemente, die für uns wohlthätig oder zerstörend wirken, ohne Rücksicht auf unsern Werth oder auf unsre Schuld.

Es ist eine lächerliche Anmaßung des Menschen, daß er sagt, die Natur, die Schöpfung, oder welchen Namen er dem wirkenden Prinzip des Universums geben will, leite alles zu seinem Besten. Was ist dies Beste? ein moralisches? Die Natur kennt es nicht. Die Seuche greift ihre Opfer blind, und bringt sie dem Tode; nimmt den einzigen Sohn, der seine kranke Mutter nährt, und läßt die hungernde Wittwe leben, würgt den blühenden Jüngling, der mit seligen Hoffnungen ins frische Daseyn sieht, und schont den Greis, der lebenssatt sich nach dem Grabe sehnt. Der Sturm schleudert ein Schiff in den Abgrund der Wogen; es trug einen Vater, der auf fernen Küsten Handel trieb, und nun seinen ganzen Reichthum, die Frucht jahrelanger Sorgen dem Meere anvertraute. Er kehrt zurück von den Seinigen ersehnt, und in der Heimath harren des theuren Abwesenden ein liebendes Weib und hoffnungsvolle Kinder. Die Fluten begraben den Vater und das Vermögen neben einem Verbrecher, der dasselbe Schiff gewann, um der Rache der Gesetze zu entgehen. Der Hagel zerschmettert die Saat des Guten und Bösen, des Reichen und Armen, wie die Sonne mit demselben mütterlichen Blicke auf dem Tugendhaften und

dem Verbrecher, dem Pallaste des Großen und der Hütte des Dürftigen ruht.

Theodor. Oder wäre die letzte und höchste Absicht der Natur vielleicht unser physisches Wohlseyn? Das ist noch unwahrscheinlicher. Der Mensch, der im ewigen Kampfe mit sich selbst und seines Gleichen lebt, hat auch die Natur noch zu bekämpfen, um seine Existenz zu sichern. Alle Jahrszeiten drängen ihn mit ihren Unannehmlichkeiten, gegen die er, durch Kleidung und Wohnung, Schutz suchen muß. Den undankbaren Boden düngt er mit dem Schweiße seines Angesichts, damit er seinen Fleiß mit den ersten Bedürfnissen seines Lebens lohne. Unter Schmerzen tritt der Mensch in diese Welt; unter Schmerzen verläßt er sie, und welche unendliche Schmerzen begleiten ihn von der Wiege bis zum Grabe! Kein anderes Geschlecht der lebendigen Wesen kennt das Heer von marternden Krankheiten, den künstlichen Krieg mit allen Qualen und Verbrechen einer Hölle, und die weit stechendern Schmerzen des Herzens und der Seele als die körperlichen: den Neid, die Eifersucht, die Eitelkeit, die Ehrbegierde, die Habsucht, den ewig unbefriedigten Heißhunger nach Wissen und Macht, der durch die Sättigung nur gereizt wird, die Todesangst, und die Furcht wegen einer ungewissen Zukunft! Sieh die zahllose Menge von Dürftigen, die der bleiche Hunger entstellt, und ihr gegenüber den Reichen ohne Mitleid, der an seiner Gefräßigkeit erkrankt,

und den Armen als einen Glücklichen um seinen Hunger beneidet! Sieh den Uebermuth der frechen Gewalt, und die kriechende Unterwürfigkeit der Schwäche, das Elend in Lazarethen, Armen-, Kranken- und Narrenhäusern, die das Elend nur in einem gedrängten Auszuge liefern, welches in dem großen Lazarethe, Armen-, Kranken- und Narrenhaus die Menschheit martert!

Emil. Vollende das scheußliche Gemälde nicht! es erweckt nur Ekel. Ja, lebte in dem höhern Menschen nicht etwas, das größer ist als seine Schmerzen, größer als diese Welt mit ihren Genüssen und Qualen; wahrlich, er wäre das unglücklichste und verächtlichste Wesen zugleich. Aber in dem gottähnlichen Menschen lebt auch ein göttlicher Geist. Einem Nero, Busiris, Tamerlan, Pizarro und Torquemada setze ich dir einen Mark-Aurel, Epaminondas, Lykurg, Las-Casas und Fenelon entgegen. Das Verbrechen ist laut, die Tugend still. Was die Geschichte von dem Menschen erzählt, ist wahrhaftig das Beste nicht, was er thut.

Theodor. Man hat die Idee einer ewig fortschreitenden Vervollkommnung des menschlichen Geschlechts, und den Glauben, daß die Natur doch am Ende alles zum Besten leite, erfunden und in Umlauf gesetzt, um den Menschen für die Mängel der Gegenwart mit der Hoffnung einer glücklichern Zukunft zu trösten. Ich liebe diese weiche Schonung nicht; der Mann muß sich daran gewöhnen, das

harte Leben hart zu fassen. Wenn das Schicksal oft die starre Hand in das zarte Herz legt, und es blutend drückt, dann stählet es lieber mit Muth und Stärke, daß es das Unvermeidliche ertragen lerne, als daß ihr den Balsam ohne Heilkraft, das Gemisch von leeren Verheißungen und trügerischen Hoffnungen in die Wunde gießet. Zeigt dem Menschen die Gefahren und Schmerzen, die ihn erwarten, daß er sich an ihren Anblick gewöhne, und sie bekämpfen oder erdulden lerne. Gebt ihm die Welt, wie sie ist, keine Hölle und kein Paradies, und sagt ihm, daß er beide nur in sich schaffen und finden kann. Die müßige Frage, warum es so und nicht anders sey, und die zwecklose Klage, daß es so sey, lassen ihn das Elend nur wiederkänen. Diese zarte Weichlichkeit, die jeden bittern Tropfen im Kelche unsres Daseyns versüßen, und versüßt genießen möchte; die in unsrer Philosophie und Pädagogik dem Manne die Brust verwahren will gegen die Winterfröste, die erstarrend über dem Leben liegen, und dem Knaben eine Brücke baut vom ABC zum Lesen, um ihm das lästige Buchstabiren zu ersparen, verzärteln nur und erhöhen die Empfindlichkeit. Anstrengung übt die Kraft, Gefahr den Muth; und beide brauchen wir. Ebnet dem Menschen die Berge, und er scheuet die Hügel wie Berge; ebnet die Hügel, und er findet den Gang durch die Ebene beschwerlich. Verwahrt ihn gegen den strengen Ostwind, und der milde West wird für seine Weichlichkeit Ostwind

werden. Was der Mensch vorzüglich braucht, ist Muth und Kraft, zufällige Uebel zu bekämpfen und nothwendige zu ertragen. Das lerne er früh, weil er es nie zu früh wissen kann. Unser Unterricht spricht die ganze Art dieser Generation aus: spielend soll alles gethan und gelernt werden, und das Zuckerbrod wird noch in der Form von Buchstaben gebacken werden, um den Kindern das Alphabet naschend beizubringen.

Es ist viel Elend in dieser Welt, das ist unläugbar; aber wer kann sagen, warum diese Dissonanzen die Harmonie der Schöpfung stören, und ob es wirklich Dissonanzen sind? Der nur kann es, der die Zerstörung und die Fruchtbarkeit in der Nähe von Vulkanen vereinigte; der dem Lamm und der Taube das Leben gab und die Liebe zum Leben, und dem Tiger und Geier den Stachel der Mordlust in die Brust trieb; der dem Menschen die zweifache Seele gab, deren eine das Gute erkennt und will, und die andere nach dem Bösen strebt; der die Hoffnung und den Wunsch der Unsterblichkeit so tief in sein Herz senkte, und sein Auge blendete, daß es nicht über das Grab sieht, in dem es nur Verwesung findet. Soll der Mensch, der nur ein Laut, oder das Menschengeschlecht, das nur ein Akkord ist, das Instrument und seinen Meister richten? Welcher Aberwitz! Und doch wagt er zu sagen: die Welt ist die beste, oder die Natur hat sich verirrt, oder Alles ist gut, weil es nicht anders werden

konnte, oder das Universum ist ein Machwerk des Zufalls. Es steht dem Menschen gut an, daß er seinen Maastab an die Allmacht Gottes legt, und sagt: so weit vermochte sie zu gehen, und nicht weiter! Er sieht sich für den Mittelpunkt der Schöpfung an, und hält in seinem Wahne die Myriaden von Sonnenwelten, die sich in den unendlichen Räumen wälzen, für eben so viele Nachtlampen, welche eine gefällige Vorsehung, zu seinem Dienste, mit jedem Abend an das Firmament befestigt. Ich weiß nicht, ob die Apologien und Anklagen der Natur mehr lächerlich oder empörend sind.

Emil. Irgend ein Zweck muß indessen der Schöpfung zum Grunde liegen. Als vernünftige Wesen sind wir genöthigt, diese Wahrheit anzuerkennen; und da nothwendig der Schöpfer unsrer Vernunft, die Quelle alles Lebens und Denkens, die höchste Vernunft ist, so folgt doch sehr natürlich, daß der Zweck der Schöpfung dieser höchsten Vernunft würdig seyn müsse.

Theodor. Wäre der Schöpfer der Welt ein Mensch, so würde ich der Kette deines Syllogism's von Ring zu Ring bejahend folgen. Die Form seines Denkens wäre dann die meinige, wie seine Ansicht der Dinge und seine Vernunft. Ich erkenne die Wahrheit, die menschliche Wahrheit ist, und achte die Tugend, die menschliche Tugend ist; mehr soll und kann ich — Mensch nicht. Als solcher bin ich in diesen engen Kreis gebannt, der alles Mensch-

liche umschließt. Aus ihm vermag ich nicht herauszutreten, so gewiß ich Mensch bin; auch der Höchste kann sich nicht über ihn erheben. Aber wer heißt uns in diesen engen Kreis herabziehen, was nicht menschlich ist? das Uebermenschliche mit menschlichem Verstande erforschen, und der Gottheit die Fesseln anlegen, an die sie mein Geschlecht befestigte? Unsre höchste Gottheit ist nur ein vergötterter Mensch, unser schönster Himmel nur eine himmlische Erde, die erhabenste Weisheit nur Weisheit eines Menschen.

Emil. Ich schweige.

Theodor. Dem Menschen geziemt weniger Stolz; und wenn er einen prüfenden Blick auf sein Leben wirft, und auf das Leben seiner Brüder; wenn er sieht, wie wenig er ist und vermag, wie der Zufall oder das Verhängniß seine Bestimmung beherrscht, und die der Völker, wie er nur als Werkzeug dient, wo er als Schöpfer zu handeln wähnt; dann wird er der frechen Anmaßung entsagen, den Zweck der Schöpfung enträhseln zu wollen.

Man hat oft die Bemerkung gemacht, es gebe keinen Zufall, und ich finde sie nicht ohne Grund. Mit diesem Worte verbinden wir den Begriff eines Handelns ohne Willen, Plan und Absicht, und dem Zufalle die Welt und den Menschen überlassen, hieße die Schöpfung in die Nacht des alten Chaos zurückstoßen.

Emil. Es mag in der physischen und moralischen Natur keinen Zufall geben, das glaube ich; alles hängt zusammen in der Welt als Wirkung und Ursache. Ein Plan mag die Natur in ihrer unermeßlichen Wirksamkeit leiten. Da mag kein Sandkorn von seiner Stelle gerückt werden, ohne daß diese Bewegung sich an die Gesetze, denen das Weltall gehorcht, anschließt. Aber sieht der Mensch diese Verkettung, welche das Größte an das Kleinste knüpft? Entdeckt sein Auge die zarten Fäden, durch welche Ereignisse, die oft Jahrtausende und Welttheile trennen, sich aneinander reihen? Vor beinahe 2000 Jahren beschreibt ein Römer die Thaten des macedonischen Helden. Das Buch fällt einem jungen ehrgeizigen Könige in die Hand, dessen Einbildungskraft das lebendige Gemälde der Kühnheit Alexanders entflammt. Der Schwede strebt Alexander zu werden; er füllt die Welt mit dem Rufe seiner Abenteuer, und entkräftet seinen Staat, daß er auf Jahrhunderte herabsinkt, entvölkert und verarmt, zu einer Macht vom dritten Range.

Kolumb, dessen Geist eine neue Welt ahnt, geht von Hof zu Hof, um sie den Monarchen bettelnd anzutragen. Er bittet nur um die nöthigen Schiffe, die er zu ihrer Entdeckung braucht; man spottet seines Entwurfs. In Spanien findet er endlich eine kleine Unterstützung, die man ihm mehr giebt, um sich von der Zu-

dringlichkeit des Träumers zu befreien, als weil man an den Erfolg seiner Unternehmung glaubt. Kolumb entdeckt Amerika, und an dies Ereigniß knüpft sich die Umgestaltung des ganzen Systems des Handels und der Politik. Kein menschlicher Scharfsinn vermag vorauszusagen, welche tiefgreifende Veränderungen die Entdeckung der neuen Welt noch nach Jahrhunderten oder in Jahrtausenden hervorbringen wird. Es war Kolumb leichter, das Daseyn eines vierten Welttheils, als eine einzige Folge, welche die Entdeckung desselben haben würde, zu ahnen.

In der Geschichte eines jeden Volks, eines jeden Menschen finden sich hundert solcher Begebenheiten, die ihrem Schicksale eine andere Richtung geben, ohne daß man sie gewollt oder vorausgesehen hätte. Der Zufall hat sie nicht erzeugt; sie waren nothwendige Folgen nothwendiger Ursachen, und werden selbst wieder nothwendige Ursachen unzähliger nothwendiger Folgen. Ich nenne sie Werke des Zufalls, weil der Mensch sie nicht wollte, nicht voraussah, weil sie Zufälle für ihn sind; und genau wähle ich diesen Ausdruck, um den Menschen, an seine Beschränktheit zu erinnern, und ihm seine Abhängigkeit zu zeigen, wo er, in seinem Stolze, wähnt Herr zu seyn.

Theodor. Ich verstehe dich und ehre deine Gründe.

Emil. Der Mensch erscheint in dieser Welt, ohne

daß er es gewollt. Er empfängt das Geschenk des Lebens, ohne daß ihn jemand gefragt, ob es ihm angenehm sey. Seine Geburt schon hängt von hundert Zufällen ab, und der Zufall bleibt auch in der Zukunft sein größter Gönner oder sein gefährlichster Feind. Hier ist der Neugeborne der verachtete Sohn eines Bettlers, dort der geehrte Sprößling eines Königs. Jenen empfängt das Leben mit allen Qualen, welche die Dürftigkeit begleiten; er ist zum Entbehren verdammt und zu knechtischer Arbeit. Diesem folgt der Ueberfluß, und Tausende beneiden sogar die Glücklichen, die ihn bedienen. Jenen schlägt die Geburt als Sklaven nackt an die Galeere des Lebens; diesen setzt sie in Purpur gekleidet auf den Thron. Sage mir, wer erhob den einen so mächtig, und stieß den andern so tief herab? Doch nicht der Wille und das Verdienst des schreienden Säuglings? Der Zufall that's, der mich von bürgerlichem Stande geboren werden ließ, während dem er in derselben Minute diesem, bei seinem Werden, eine Krone zu Füßen legte, jenen mit glänzenden Orden schmückte, Vielen in dem Reichthum ihrer Eltern ein gemächliches Daseyn sicherte, und über die größere Anzahl das grausame Urtheil einer ewigen Dürftigkeit aussprach; der Zufall, der mich am Schlusse des 18ten Jahrhunderts zum Augenzeugen einer merkwürdigen Revolution machte; der mich am Rhein das erste Licht des Lebens trinken ließ;

mich mit dieſer Organiſation ausſtattete, meine zarte Seele mit dem Glauben, den Meinungen und Vorurtheilen meiner Zeitgenoſſen nährte. Wäre ich, was ich bin, ohne alle dieſe Verhältniſſe, die nicht mein Wille, nicht der Wille irgend eines Menſchen beſtimmte? Zu Rom geboren, ein Zeitgenoſſe des großen Scipio, oder im Feuerlande, wäre ich, was ich bin?

Theodor. Wahr, ſehr wahr.

Emil. Und wie oft entſchied der Zufall über mein Leben, über meinen Wirkungskreis, über mein Glück? Ich brauche dich nicht in die Geſchichte deiner und meiner Jugend zurückzuführen. Das Leben aller Menſchen ſieht ſich darin gleich, daß eine unbekannte Hand, gebe man ſie nun dem Zufalle oder dem Schickſale, die zarteſten Fäden an ſeinem Gewebe ſpann, an welche ſich die übrigen, von deiner Hand gearbeitet, nur fortbildend anſchließen.

Theodor. Ich fühle das Gewicht der Gründe, mit denen du deine Meinung unterſtützeſt. Ich kann ſie nicht widerlegen; aber aus meinem tiefſten Innern ſcheint ihnen eine geheime Stimme zu widerſprechen. Wenn, was du ſagſt, Wahrheit iſt, — und ich muß es glauben, — dann giebt es Wahrheiten, die man nie lehren ſollte, weil ſie den Menſchen die Achtung koſten, welche er für ſich ſelbſt hat und haben muß. Du haſt das ſchöne Gebiet meiner Freiheit, auf dem ich froh und heiter wirkte,

in so enge Gränzen eingeschlossen, daß ich mich aus meinem Himmel, in dem ich ein Gott war, zum Sklaven des Schicksals verstoßen sehe. Ich wäre also ein blindes Werkzeug einer höhern Macht, und der Glaube an meinen Werth, der mich zum Guten stärkte, wäre ein Vorurtheil, und meine Handlungen gehörten nicht mir an, sondern einer fremden Gewalt?

Emil. Sagte ich das? Unser Wirkungskreis, unser Schicksal, unser Glück liegt nicht immer in unsern Händen. Das ewige Verhängniß gebietet über sie; und dies Loos theilt der Mensch mit den Völkern und der ganzen Menschheit. Aber mein innerer Werth, meine moralische Würde, das, was mich über die Laune des Glücks und die Macht des Schicksals erhebt, ist mein, oder vielmehr bin ich selbst von jedem fremden Einflusse unabhängig. Hier bin ich frei. Ob ich ein König bin oder ein Bettler, im Rathe meine Stimme gebe, oder bei dem Heere fechte; ob ich am Po wohne oder am Missisippi, Bürger des altrömischen Freistaates, oder Unterthan des Großherrn bin, das ist einerlei. Ich fühle die Pflicht in mir, wahr zu seyn und gerecht, und bin von dem Wunsche beseelt, glücklich zu werden. Auf welchem Wege, durch welche Mittel ich diese Gerechtigkeit, die Tugend übe, das hängt von dem Kreise ab, in dem ich wirke. Ob ich mannigfaltige Kenntnisse in mir vereine, oder in unverschuldeter Unwissenheit lebe, das

ist hier die Frage nicht; ich soll nur wahrhaft seyn. Auf welchem Pfade ich zu meinem Glücke zu gelangen hoffe, ändert auch nichts an der Sache. Ich gehe den meinigen, weil nur der mich zu meinem Glücke führt. Wir können von dem Menschen in jedem Alter und Zeitalter, und jedem Himmelsstriche, in jedem Stande sagen: er war oder ist, was er seyn sollte, oder seyn soll, gut, gerecht und weise; oder er war, oder ist es nicht.

Theodor. Ich glaube dich zu verstehen. Wir haben Alle, sagst du, eine Bestimmung als Menschen, deren Erreichung von uns selbst abhängt. Diese Bestimmung ist unbedingt, und darf mit dem Zufälligen, mit den Verhältnissen, in denen ich mich befinde, nicht verwechselt werden. Millionen Menschen verfolgen auf Millionen Wegen dasselbe Ziel; dasselbe Streben äußert sich, nach Verschiedenheit der Anlagen und Umstände verschieden.

Emil. So ist es. Und wie der einzelne Mensch, so sind auch die Völker den Geboten eines unergründlichen Verhängnisses unterthan, und eine Nation läuft ihren Kreis, nur von größerem Umfange, wie das Individuum aus. Man kann, von der Geschichte belehrt, einem Staate sein künftiges Schicksal im Allgemeinen, wie dem Menschen das seinige, vorhersagen, wenn man die natürlichen Anlagen des Volkes und des Menschen, und die auf sie einwirkenden Verhältnisse kennt. Die

Zukunft, sagt Leibnitz, ist die von der Vergangenheit geschwängerte Gegenwart.

Theodor. Wenn dem so ist, dann darf ich doch nicht sagen, daß der Zufall das Schicksal der Menschen und der Völker leite. Was sich voraussagen und berechnen läßt, ist nicht Werk des Zufalls, sondern der Nothwendigkeit; hier glaube ich einen gewissen Widerspruch in deinen Aeußerungen zu finden.

Emil. Ich sage, im Allgemeinen und unter gewissen Voraussetzungen lasse sich das Schicksal eines Menschen oder eines Volkes vorherbestimmen. Diese Bemerkung, und die Erklärung des Zufalls, wie ich das Wort hier nehme, wird den Widerspruch, den du zu finden glaubst, wohl heben. Ich verwechsle Zufall, Verhängniß und Schicksal öfters mit einander, weil die Beschlüsse des Schicksals, die Werke des Verhängnisses, in wie weit sie der Mensch nicht vorauszusehen vermag, zufällig für ihn sind. Ich sage, der Zufall habe es gewollt, daß ich ein Deutscher bin, dieses bestimmte Vermögen besitze, und dem 18ten und 19ten Jahrhundert angehöre. Du giebst es zu. Ohne mehr von mir zu wissen, als diese wenigen Thatsachen, bist du im Stande, dir im Allgemeinen eine Idee von mir zu machen. Du schließest sogleich auf die Größe und Bildung meines Körpers, auf die Erziehung, die ich erhalten, auf meine Religion, Meinungen, Fertigkeiten und hundert andere Eigenschaf-

ten. Du wirst mich nicht mehr mit einem Lappländer, Mahomedaner oder Hindus verwechseln. Je näher du meine Verhältnisse kennst, ohne mich darum selbst zu kennen, desto ähnlicher wird das Bild, das du dir von mir entwirfst. Es muß doch also eine gewisse nothwendige Verbindung zwischen diesen Verhältnissen und mir bestehen.

Theodor. So ist es.

Emil. Dasselbe gilt von Nationen. Geschichtforscher, welche Menschen und Völker studirt und beobachtet haben, machten die Bemerkung, daß ganze Völker das Leben der Individuen im Großen nachbilden; daß sie denselben Kreis, nur in einem weitern Umfange, auslaufen, ihre Kindheit, ihre Jugend, ihr Mannes- und Greisenalter haben. Metaphysiker, welche die Sache nicht nehmen wollten, wie sie ist, weil eine alte Wahrheit bei dem eitlen Gelehrten nur eine halbe ist, bemüheten sich etwas Neues zu sagen, und sagten es gegen das Zeugniß der Erfahrung, indem sie versicherten, die zwischen dem Leben eines Individuums und eines Volkes gefundene Aehnlichkeit sey falsch.

Theodor. Hier öffnet sich uns, wie mir scheint, ein weites schönes Feld. Folgen wir den Völkern in der Geschichte durch diese verschiedenen Epochen ihres Lebens. Sehen wir, wie sie aufgewachsen sind von dem Kindes- und Knabenalter zu dem des Jünglings; wie

der brausende, kräftige Jüngling ein Mann ward, in dem wir die Besonnenheit mit der Thatkraft verschwistert finden. Folgen wir dem Manne dann, wie er Greis wird und seiner Auflösung entgegensieht! In welchem Alter befinden sich die ersten Staaten Europa's? Was haben wir von der nahen Zukunft zu erwarten? Sind wir wirklich Männer, und in den schönsten und kräftigsten Jahren unsres Lebens, die den Tod sobald noch nicht zu fürchten haben? Ich gestehe dir, daß ich mit Ungeduld deiner Meinung harre. Was denkst du von der Zeit, in der du so viel gelebt, was von den Völkern, die du so gut aus Erfahrung kennst?

Emil. Das Feld ist, wie du sagtest, weit, und es möchte uns an Kraft und Zeit gebrechen, es noch heute zu durcheilen. Wollen wir uns diesen schönen Stoff nicht für einen andern Tag vorbehalten, wo wir uns an ihm mit frischer Kraft versuchen?

Theodor. Wenn du willst, kann ich dann anders wollen? Bin ich nicht der Jüngere, der seinem ältern Bruder immer folgsam war, und es auch jetzt noch mit Vergnügen ist?

Drittes Gespräch.

Der Mensch wäre mit seiner ganzen Bestimmung an dieses Leben angewiesen, in dem das Verbrechen so oft siegt und die Tugend leidet! an dieses Leben voll hungriger Bedürfnisse und unzähliger Qualen! und er hätte, von der Wiege bis zum Grabe seine Laufbahn vollendet! Ohne daß er es will, wird er auf die Bahn dieses Lebens geworfen; und ohne daß er es will, von ihr abgerufen, und der Erfolg verfälscht eine gut gemeinte Handlung oft zum Verbrechen, daß er nicht einmal das seine Gute kann, wenn er es auch will. Er leidet, kämpft und entbehrt, und zu welchem Zwecke? nur zu leiden, zu kämpfen und zu entbehren. Welche erbarmselige Bestimmung! Millionen schleppen ihre dumpfe Existenz nacht und arm, von tausend unbefriedigten Bedürfnissen, von Krankheiten und Leidenschaften gefoltert, durch die Ewigkeit eines halben Jahrhunderts, und nur das Ende ihrer Laufbahn ist das Ende ihrer Leiden. Welch ein trauriges und verabscheuungswürdiges Schauspiel hätte sich ein höheres Wesen in der Schöpfung des menschlichen Geschlechts bereitet, wenn unsre Bestimmung sich mit diesem Leben endete! Nein, diese Lehre, wenn sie auch die Vernunft nicht widerlegen könnte, wäre schon

darum falsch, weil sie das Herz ohne Trost, die Tugend ohne Aufmunterung, und die Schwäche ohne Stütze läßt. Sie giebt dem Leben keinen Zweck, den Anstrengungen des besten Willens und der höchsten Kraft keinen Preis. Ein wohlthätiger Genius richtet in dem Menschen den Blick, der unbefriedigt und müde von dieser Erde sieht, voll Hoffnung nach einem bessern Leben auf. Dem freundlichen Winke dieses tröstenden Genius will ich voll Vertrauen folgen.

Diese und ähnliche Gefühle bewegten mein Innerstes. Ich nahm keinen Anstand, den Zustand meines Gemüthes meinem Freunde mit freundschaftlicher Unbefangenheit zu zeigen.

Wir müssen, erwiederte Emil, diese Welt nehmen, wie sie ist. Was die Hoffnung eines bessern Lebens betrifft, so wünsche ich selbst, dir meine Ansichten oder Träume, wie man sie immer nennen mag, zur gelegenen Zeit mitzutheilen, und mit den deinigen bekannt zu werden. Indessen laß uns besonnen den Faden unserer Untersuchung verfolgen! Wenn diese Welt uns gar nichts mehr darbietet, was unsere Wünsche fesseln könnte, dann wollen wir uns mit allen unsern Hoffnungen und Projekten an eine bessere wenden. Aber wie Feige wollen wir nicht handeln, die ihrem Feinde zu entfliehen suchen, ehe sie ihn selbst oder seine Stärke kennen. Sehen wir, welche Aussichten uns dieses Leben, das du so feindselig

anſiehſt, darbietet! Fliehen wir nicht vor einem Geſpenſte, das ja auch nur unſere Muthloſigkeit geſchaffen haben kann! Lernen wir dieſe Welt kennen, ehe wir ſie verachten und eine andere ſuchen! Wollten wir nicht den Völkern durch die verſchiedenen Epochen ihres Lebens folgen, und ſehen, was die nahe Zukunft uns erwarten läßt? oder wäreſt du mit den Menſchen ſchon ſo unvergnügt, daß du es mit den Völkern nicht einmal verſuchen wollteſt?

Theodor. Könnten wir Nationen erſetzen, was ich an dem Menſchen verloren zu haben fürchte? Wiederholen jene nicht, nach ihrer eignen Manierung, die verſchiedenen Lebensalter der letzteren, nur in längeren Perioden, und machen alſo das einförmige Spiel noch einförmiger und langweiliger?

Emil. Und wenn es wäre, könnte dieſe Betrachtung die Ruhe deiner Seele mit lebensſatten und menſchenfeindlichen Gefühlen vergiften? Das Leben iſt zu ernſt zum bloſen Spiele, aber doch auch zu viel Spiel zum bloſen Ernſt. Halten wir uns auf der von jeher geprieſenen Mittelſtraße, die, nach einem alten Sprichworte, der Weg ſeyn ſoll, den die Glücklichen wandeln; und du weißt, auf ein altes Sprichwort iſt oft mehr zu bauen, als auf eine neue Philoſophie.

Theodor. Du ſcherzeſt. Aber dein Scherz iſt beinahe noch grauſamer als dein Ernſt.

Emil. Das menschliche Leben, Theodor, hat verschiedene Ansichten. Man muß sie alle ins Auge fassen. Es giebt keinen gefährlichern Feind der Wahrheit und der heiteren Ruhe unserer Seele, als Einseitigkeit, sie sey in unserm Kopfe oder in unserm Herzen. Unserm Auge thut ein Gemisch von Licht und Schatten wohl. Extreme, pflegt man zu sagen, berühren sich. Das ist wahr. Das stärkste Licht ist Finsterniß für uns. Wer unverrückt in die Glut der Mittagssonne sieht, wird geblendet, und sieht so wenig als im Dunkel der Mitternacht.

Selbst der ernste Pascal muß viel Scherz in dem menschlichen Leben gefunden haben, weil er glaubt, daß, wenn die Nase der königlichen Cleopatra kleiner gewesen wäre, diese Kleinigkeit die ganze Gestalt der Welt geändert haben würde.

Cromwell, sagt er an einer andern Stelle, war im Begriffe, die ganze Christenheit zu verheeren. Ohne ein Sandkorn, das sich in seiner Harnröhre festsetzte, war die königliche Familie verloren, und die seinige allmächtig auf dem brittischen Throne. Rom selbst zitterte vor ihm. Aber dieses Körnchen, das an jedem andern Orte nichts war, kostete an dieser Stelle dem furchtbarsten und gefürchtetesten Menschen in der Welt das Leben, und seine Familie war gestürzt, der König

bestieg den verlassenen Thron, und Europa kehrte wieder zur alten hergebrachten Ordnung zurück.

Es ist nicht besonders erfreulich, aber darum doch auch nicht schmerzlich, solche Bemerkungen über die grossen Angelegenheiten der Welt machen zu müssen, die, in mancher Hinsicht, mit noch größerem Rechte die kleinen genannt werden könnten.

Wollen wir aber, fuhr er endlich ruhiger fort, nicht unsere philosophisch-politische Untersuchung fortsetzen, die dich so sehr zu interessiren schien?

Theodor. Sehr gern, Emil.

Emil. Wir sagten, die Völker hätten ihre verschiedenen Lebensalter, wie der einzelne Mensch, seyen Kinder, würden Jünglinge, Männer, dann Greise, und gingen endlich ihrer Auflösung entgegen.

Theodor. So sagtest du.

Emil. Die Geschichte aller Zeiten scheint diese Aehnlichkeit des Lebens der Völker mit dem der Individuen zu bezeugen. Sehen wir ein Volk auf der tiefsten Stufe des gesellschaftlichen Lebens, wie es uns Reisende beschreiben! Gleich dem Kinde, sorgenlos und um die Zukunft unbekümmert, lebt es für den gegenwärtigen Augenblick. Der flüchtige Eindruck bestimmt es. Der Wilde verkauft am Mittag seine Hütte, und weint am Abend, wo sie ihm wieder Bedürniß wird, daß er sie nicht mehr hat. Wie das Kind, mit dem Eigenthums-

rechte unbekannt, glaubt er auf alles, was er braucht und ihm gefällt, ein Recht zu haben. Auffahrend und wandelbar, wie das Kind, ist er keines dauernden Eindrucks fähig. Der Moment beherrscht ihn, und was er heute unüberlegt verspricht, nimmt er morgen wieder ohne Ueberlegung zurück. Der Schein ist ihm alles, und was glänzt, hat inneren Werth für ihn. Daher seine Neigung für Spielereien, für die der schlaue Europäer so geschickt Schätze einzutauschen wußte. Kindlich gut giebt er alles hin, und opfert sich dem, den er liebt. Aber auch ungerecht wie das Kind, das nur nach Gefühlen und nicht nach Begriffen handelt, erlaubt er sich die größten Gewaltthätigkeiten mit unbefangener Heiterkeit. Wer das Kind aus dem Leben kennt, wird gestehen, daß ihm diese Zeichnung gleicht; sie gleicht auch den Völkern im Kindesalter.

Theodor. So fanden die ersten Reisenden und Eroberer einen großen Theil der Bewohner der neuen Welt und der Südseeinseln. So finden wir auch in unsern Tagen noch die Bewohner der weitschichtigen Länder von Neuholland, wo der Mensch auf der tiefsten Stufe des gesellschaftlichen Lebens zu stehen scheint.

Emil. Auf das Kindes- und Knabenalter folgt das mannbare Alter des Jünglings. Kühn und kräftig sucht dieser Gefahren auf und bekämpft sie. Ohne Erfahrung, und darum ohne Mißtrauen, ist seine Seele

offen, sein Gemüth ohne Falsch und sein Herz ohne Furcht. Die Leidenschaft beherrscht ihn. Sie spricht sich in allen seinen Handlungen aus, er thue Gutes oder Böses. Gewaltthätig und großmüthig geht er oft von dem größten Verbrechen zu der größten Tugend über. Er opfert sich selbst mit derselben Bereitwilligkeit wie Andre einem höheren, eingebildeten oder wirklichen Zwecke auf, und wird darum beinahe eben so leicht ein Held als ein Räuber. Mit der Furcht unbekannt, da er in seiner frischen Kraft noch Muth und Stärke gegen die Gefahren findet, vollendet er das Schwerste. Dieses Alter ist das romantische Heldenalter des Menschen und der Völker. Wir sehen den Einzelnen in seiner höchsten Kraft. Da aber umfassende Unternehmungen nicht mit der nüchternen Besonnenheit und der gemeinschaftlichen Uebereinstimmung geleitet werden, die sie fordern, so gelingen sie nur selten. Wie bei dem Jünglinge, finden wir auch bei den Völkern in diesem Alter, mehr eine üppige Kraftverschwendung, als eine zweckmäßige Kraftanwendung.

Dem Manne nur gelingt das Größte. Die Stärke begleiten bei ihm Ueberlegung und Besonnenheit. Seine Unternehmungen folgen einem Plane. Seine Kraft äußert sich nicht allein bei ungestümem Angriffe, sondern auch in kluger Vertheidigung. Er versteht es auszuharren und zu dulden; eine Tugend, die eine reifere Kraft voraussetzt als die wilde Kühnheit des Angriffs.

Theodor. Das Jünglings- und Mannesalter mögen wir ziemlich bestimmt in der Geschichte der Griechen und Römer finden: bei jenen von ihren abentheuerlichen Heldenzügen, von Herkules und Theseus an bis zum peloponesischen Kriege, wo die Söhne eines Vaters Männer geworden waren, das väterliche Haus zu enge fanden, und es mit Mord und Raub erfüllten. Die Römer durchlebten diese Epochen von der Zeit der Vertreibung ihrer Könige bis zu den Triumviren. Wir sehen dasselbe Alter der Völker wiederkommen bei den barbarischen Nationen, die sich, nach der Zerstörung des abgelebten römischen Reichs, in die verschiedenen Länder von Europa theilten.

Läugnen kann man nicht, daß zwischen dem Leben eines Menschen und dem eines Volkes eine gewisse Aehnlichkeit herrscht. Aber der Uebergang aus einem Alter in das andere bei verschiedenen Nationen, und die Dauer dieser Lebensperioden sind so verschieden, der Gang der Entwickelung so ungleichförmig, daß die Aehnlichkeit, die bei dem Vergleiche eines einzelnen Volkes mit einem Menschen so auffallend ist, sich bei der Zusammenstellung mehrerer Völker beinahe wieder verliert. Wie schnell entwickelten sich und blüheten die orientalischen Völker, und brachten es doch zu einem ungewöhnlich hohen Alter? Die Griechen und Römer durchliefen in einem Zeitraum von fünf- bis sechshundert Jahren die verschiedenen Lebensalter bis zu ihrem Verfalle. Die Völker der neueren Geschichte

hatten sich in vierzehn Jahrhunderten kaum zu Männern entwickelt.

Emil. Bei allen Völkern, welche Zeit und Raum sich zu entwickeln hatten, finden wir die bemerkten Epochen des menschlichen Lebens. Viele erlebten dieselben nicht alle, weil auch Nationen, wie einzelne Menschen, eines gewaltsamen Todes sterben, wenn nämlich mächtigere Völker sie unterjochen, und ihnen ihre Gesetze, Gewohnheiten, Bedürfnisse und Künste aufdringen. Auch hängt es von der Verbindung eines Volkes mit andern Völkern ab, ob diese verschiedenen Epochen bei ihnen beschleunigt oder verzögert werden. Ein Volk bildet und erzieht das andere, wie ein Mensch den andern bildet und erzieht.

Mit dem Untergange des römischen Reichs war alle Kultur in Europa untergegangen, und die sich selbst überlassenen Nationen blieben an ein Jahrtausend in dem Knaben- und Jünglingsalter. Zur inneren Entwickelung ließen ihnen die ewigen Stürme und Erschütterungen weder Lust noch Muse. Die Römer durcheilten diese Epochen auch schon darum schneller, weil griechische Kunst und Wissenschaft sie bilden und erziehen half. In unsern Tagen, wo Politik und Handel die Nationen so enge verbinden, könnte ein Volk nicht lange in seinem Kindes- und Jugendalter bleiben. Seine gebildeteren Nachbarn, die seine Lehr- und Zuchtmeister sind, zwingen es schneller fortzuschreiten. Darum sahen wir Rußland in einem hal-

hen Jahrhunderte Riesenschritte thun, und das türkische Reich, welches der Einwirkung benachbarter Staaten fremd widerstrebt, bleibt fast auf derselben Stufe stehen.

Ueber ganze Völker übt übrigens das Klima seine Herrschaft wie über einzelne Menschen aus. Diese reifen schneller im Süden als im Norden, und sterben auch früher. Eben so entwickeln sich Nationen langsamer in kalten und unfruchtbaren Regionen als in den wärmeren und reicheren. Die Natur gab ihnen hier in ihrer empfänglichern Organisation das Mittel einer schnelleren Vervollkommnung, und der Reichthum, den ein gelinderer Himmel um sie ausbreitet, und die ungestümen Leidenschaften, die das heißere Blut erzeugt, beschleunigen ihre Fortschritte in der Civilisation, in den Künsten und Wissenschaften und in der Gesetzgebung. Ein Mensch und ein Staat haben in dem warmen Süden auch schneller ihren Kreis ausgelaufen als in dem kalten Norden.

Theodor. Ein Volk finden wir indessen auf der Erde, das eine Ausnahme macht von der Regel, und Jahrtausende schon seinen Sitten und seiner Verfassung getreu, auf derselben Stufe der Kultur stehen geblieben ist. Eine solche Ausnahme schränkt die Allgemeinheit der Regel so sehr ein, daß sie beinahe selbst wieder eine Regel wird.

Emil. Du sprichst von den Chinesen. Ich bin der Meinung, der eigne Karakter eines Volkes, der mit einem Grundsatze, welcher auf alle Völker anwendbar ist, im

Widerspruche steht, schade der Allgemeinheit dieses Grundsatzes so wenig, als der eigne Karakter einiger Menschen, der einem Grundsatze, welcher die ganze Menschheit betrifft, zu widersprechen scheint, der Allgemeinheit dieses Grundsatzes schadet. Die Ausbildung des Menschen ist, in ihren Fortschritten, gewissen Regeln unterworfen, die einige Beispiele von gelehrten Knaben nicht aufzuheben vermögen. Ist der eigne Karakter dieses Volkes noch das Resultat seiner eignen Lage, der nur ihm eignen Verhältnisse, in denen es sich befindet, dann unterstützt die sogenannte Ausnahme sogar die Regel, anstatt ihre Allgemeinheit aufzuheben.

Die Chinesen bilden ein von der Natur schon isolirtes Volk, das mit keinem andern Volke in Berührung steht. Von allen Seiten ist es von der übrigen Welt geschieden. Seine Sprache und seine Sitten, die mit der Sprache und den Sitten irgend eines Volkes kaum eine Aehnlichkeit haben, richten sich zwischen ihm und der Fremde als eine unübersteigliche Scheidewand auf. In den unendlichen Schwierigkeiten dieser Sprache, in dem komplizirten Zeremoniel der Sitten und Manieren dieses Volkes, liegt der Geist desselben wie in ewigen Fesseln gefangen. Die Wiederholung und das Nachlernen des einmal Gelernten füllet ein ganzes Leben aus.

Lese die Geschichte der Chinesen mit Aufmerksamkeit, und du wirst die gemachten Bemerkungen bestätigt finden.

Das Leben der Chineſen iſt nur ein Schein des Lebens. Sie gleichen einer Mumie, die nach einem zweitauſendjährigen Tode noch ein friſches Leben lügt; dies Volk iſt wie eine Lampe, die in einem verſchloſſenen Grabe fortbrennt. Bringe die Lampe aus der unterirdiſchen Gruft, und ſie erliſcht. Setze dies Volk in eine lebendige Verbindung mit den Völkern, und es löſet ſich auf, wie eine Mumie in der freien Luft verwittert, und durch Berührung zuſammenfällt....

Die alten Staaten am Indus, Ganges und Hoangho haben ſich auch darum länger erhalten, weil kein mächtigerer Feind bei ihrer Auflöſung Vortheil fand. Die Völker waren zu williger Dienſtbarkeit ſo gut gezogen, daß kein Herr, der nur Tribut und Gehorſam wollte, ſie anders wünſchen konnte. Sitten, Religion und gewohnte Lebensweiſe erhielten ſich ohne innere und äußere Störung, und auch das Volk war damit zufrieden, weil eine weichliche Ruhe ihm über alles geht. Solche Staaten gleichen, auf eine gewiſſe Art, den begrabenen Städten Herkulanum und Pompeji, die ſich auch nur entfernt von jeder lebendigen Bewegung, ein Scheinleben erhalten haben. Ohne Kraft und Willen ſchleppten ſich die ſüdlichen Völker Aſiens in einem ſiechen Daſeyn fort, und ſelten widerſtunden ſie einem kühnen Eroberer, dem es ernſt war, ſie zu unterjochen. Sie waren die Beute jedes

muthigen Feindes, der wilden Mongolen, wie der gebildeten Europäer.

Das Alter, welches dem natürlichen Tode vorausgeht, ist das Greisenalter. Es ist wohl überflüssig zu bemerken, daß hier nicht von physischer Kraft, nicht von physischem Leben und Tode die Rede sey. Völker sterben nicht; und wenn auch ihr Reich, wenn auch ihre Herrschaft und ihr Name untergehen, dann leben doch die Eltern in ihren Kindern fort. Der Tod, von dem hier die Sprache ist, so wie auch das Leben, ist ein moralischer und politischer Tod, ein moralisches und politisches Leben.

Ich will es versuchen, einige Symptome anzugeben, an denen man das Alter eines Volkes erkennt, und die seinen nahen Tod ankündigen. Eine große Ungleichheit des Vermögens, Reiche und Bettler, privilegirte Müßiggänger und zum Elend und zur Armuth verdammte Sklaven sind die sichern Vorboten des nahen Verfalls eines Staates. Den Reichen entnervt die Schwelgerei und die Unthätigkeit, den Dürftigen der Mangel und zu große körperliche Anstrengung. In diesem Zustande ist das Leben ein ewiges Treibjagen nach sinnlichen Genüssen. Das herrschende System ist das des Epikur, unrichtig so genannt nach dem Namen des weisen Griechen, der kein Wüstling war. Alle Hoffnungen schränken sich auf dieses Daseyn ein. Man findet keinen Glauben mehr an Unsterblichkeit. Der Mensch, der sich mit allen seinen An-

sprüchen an dieses Leben angewiesen glaubt, macht sie dadurch geltend, daß er so viele Genüsse ergreift, als er kann, und die Tugend, welche sich aufopfert und entbehrt, für eine Schimäre oder eine Inkonsequenz erklärt. Religion und alle große Gefühle, die den Menschen über das dürftige Leben aufrichten, sind ein Gegenstand des Spottes. Der Witz ist der glänzende Vorzug dieses Zeitalters, und er findet das Verbrechen und das Laster nur lächerlich, wenn es sich in seinen Mitteln verrechnend, den Zweck, den es sich vorsetzte, verfehlt. Alles, was der Mensch kann, ist erlaubt, weil das Gewissen keine Stimme mehr hat.

Güte des Herzens ist die zweideutige Zugabe eines mittelmäßigen Verstandes. Verirrt sich ein höherer Mensch, der das Bessere will und wirkt, auch wo es ihn Opfer kostet, in diese Zeit des Eigennutzes, dann gilt er, wenn er unglücklich ist, für einen Schwachkopf, und wenn er siegt, für einen schlauen Rechner, der selbst mit der Tugend wuchert, sobald sie ihm höhere Prozente trägt. Man glaubt, er werfe sie nur als einen lockenden Köder aus, um mit ihr ein sündiges Glück zu fangen. Verschlagenheit gilt für Verstand, und Feinheit für Genie. Man hält mehr auf Manieren als auf Sitten, und eine Sünde gegen die Lebensart wird schwerer verziehen als eine gegen die Moralität.

Die Gesetze sind ein schwacher Damm gegen den ein-

dringenden Strom des Verderbens; sie sind, wie Pope und lange vor ihm Diogenes sagte, ein Gespinnst, in welchem sich die schwache Fliege fängt, und das die stärkere Hummel zerreißt.

Da die Menschen nur Genüsse wollen, so ist ihnen, was sie verschafft, Alles. Gold ist der Abgott des Zeitalters. Es ersetzt Ehre und Talent. Es ist die erste Macht im Staat geworden. Der edelste Mensch, der es nicht besitzt, ist nichts oder wenig; der Reiche, von den schändlichsten Lastern besudelt, hat einen höhern Werth als er.

Wenn der Staat diese verderbliche Stimmung nicht bekämpft, oder sie gar unterstützt, dann kennt die Habsucht, die sich wie ein andrer Proteus in tausend wechselnden Gestalten zeigt, weder Scheu noch Scham. Da ein großes Vermögen die Bedingung ist, unter welcher der Bürger etwas gilt, so gesellt sich die Wuth zu erwerben zu allen Leidenschaften, die sonst mit der Habsucht nichts gemein haben. Sie begleitet den Muth, den Ehrgeiz und die Herrschbegierde. Im Felde denkt sie an den Sieg, um zu plündern, im bürgerlichen Leben scheuet sie den Betrug und die Käuflichkeit nicht; sie strebt nach Einfluß, um sich zu bereichern, nach Auszeichnung, um zu gewinnen.

Ihr ruft das Gesetz an, den stummen Götzen, dem seine Priester erst die Sprache leihen! Der verdorbene

Mensch verdirbt die vollkommensten Institutionen, der gute macht die schlechtesten erträglich. Das Gesetz, die Verfassung sind ein todtes Wort; der Mensch giebt ihnen den lebendigen Laut und die Bedeutung. Allenthalben sehen wir die Sitten über die Gesetze siegen, allenthalben den besseren Menschen das Gesetz verbessern und den schlechteren es mißbrauchen.

Unsere Staatskunst geht von Grundsätzen aus, die mit denen der Alten durchaus im Widerspruche stehen. Die Zeit wird lehren, wer Recht hat. Die Griechen, und besonders die Römer, in den schönen Tagen ihrer Freiheit und Größe, glaubten die Leidenschaften des Menschen, die ihn isoliren, und besonders die Habsucht, die niederträchtigste von allen, nicht genug zügeln zu können. Sie suchten den Reichthum und das Wohlleben der Einzelnen, als die Pest aller geselligen und bürgerlichen Tugenden, als den Todfeind des öffentlichen und Privatglücks, aus dem Staate zu verbannen. Ein römischer Feldherr glaubte sich selbst reich, wenn er den öffentlichen Schatz bereichert hatte, und die Hände, welche den Pflug führten, schlugen den Feind und legten den Grund zu der kolossalischen Größe dieses Weltstaates. Die Ausgaben für Kleidung, für die Tafel und für Leichenbegängnisse waren durch Gesetze bestimmt. Von denselben Grundsätzen ging Lykurg aus, da er sein Sparta schuf, diese Pyramide, die sich unvergänglich in der Weltgeschichte

erhebt, in der sie einzig dasteht — Lykurg, der ein so großer Mensch als Gesetzgeber war.

Cicero erzählt in seinem Buche über das Alter, Fabricius habe, da er sich als Gesandter bei dem König Pyrrhus befand, von Cyneas dem Thessalier gehört, zu Athen sey ein Mann, der für einen Weisen gelte, und behaupte, alles, was der Mensch thue, müsse er auf sein eignes Wohlseyn beziehen. Curius und Coruncanius, zwei große Römer, denen Fabricius dies als eine Merkwürdigkeit erzählte, hätten geäußert, es sey zu wünschen, man möge die Samniten und Pyrrhus selbst von der Wahrheit dieser Meinung überzeugen können, weil ihre Ueberwindung dann keine großen Schwierigkeiten mehr haben dürfte.

Diese Römer dachten demnach, daß ein Mensch, der von dem Grundsatz ausgehe, man müsse alles auf sein eignes Wohlseyn beziehen, unfähig sey, etwas Großes zu wollen und zu thun. Fabricius ist bekannt.

Theodor. Ich habe oft und lange, von tiefer Bewunderung durchdrungen, vor dem Bilde dieses Mannes verweilt. Die Epoche seines Lebens gehört zu den schönsten Zeiten des großen Roms. Wie tief steht die materielle Größe selbst eines Marius und Pompejus, die sich nur durch blutige Siege und große Eroberungen ankündigte, neben der moralischen dieser erhabenen Menschen;

eines Fabricius, Cincinnatus, Camillus und Regulus!

Die Samniten boten Fabricius reiche Geschenke an. Er lebte in Dürftigkeit. Der Senat hatte seine Tochter aus der öffentlichen Kasse ausgesteuert. Die Schätze des großen Mannes bestunden in einem silbernen Becher, dessen Boden von Horn war. »Ich bin reich genug,« erklärte Fabricius den Samniten; »denn ich habe die »Kunst gelernt, meine Wünsche zu mäßigen und meine »Bedürfnisse einzuschränken.«

Die Römer waren mit Pyrrhus im Kriege; Fabricius befehligte sie. Beide Heere näherten sich einander. Des Königs Leibarzt macht dem Römer das Anerbieten, ihn und sein Vaterland von einem furchtbaren Feinde durch Gift zu befreien. Fabricius schickt den Brief, der den schändlichen Antrag des Arztes enthielt, an Pyrrhus mit der Bemerkung, wie wenig er es verstehe, seine wahren Freunde und Feinde zu erkennen und zu wählen. So viel Edelmuth eines Menschen, den die civilisirten Griechen wie sein Volk für Barbaren hielten, beschämte den König, und er sprach über seinen Feind jene merkwürdigen Worte, die in dem Munde eines Freundes noch die schönste Lobrede eines Freundes seyn würden: »Ja,« rief er, »es ist leichter, die Sonne aus »ihrer ewigen Bahn zu rufen, als Fabricius von dem »Pfad der Tugend zu entfernen!«

Und dieser hohe Geist lebte in einem ganzen Volke. Pyrrhus hatte seinen Freund Cineas, einen verschlagenen und beredten Menschen, nach Rom geschickt, um den Frieden zu unterhandeln. Der feine Staasmann überbrachte, im Namen seines Herrn, kostbare Geschenke für die Senatoren, und besonders für ihre Weiber. »Gebt »diese Kleinodien,« erklärten sie, »eurem Herrn zurück, »der die Römer nicht durch Tapferkeit besiegen kann, und »ihre Tugend zu besiegen hofft. Erst dann können wir »Geschenke von seiner Hand annehmen, wenn ihn der »Senat seiner Freundschaft würdigt.«

Emil. Wie Fabricius, so dachten und handelten Camillus, Regulus, die Scipione, Deciusse, Catone und Brutusse. So dachten die großen Männer der Stoa, die in den fluchwürdigen Zeiten des abscheulichen Kaiserthums der müden Welt einige glückliche Tage schenkten.

Cicero erzählt, Duilius, der die Karthaginenser zuerst zur See besiegte, habe sich mit einigen seiner Freunde nach dem Nachtessen, mit einer Fackel, bei den Tönen einer Flöte nach Hause begleiten lassen. Ein beispielloser Luxus bei einem Privatmanne, fügt er hinzu, der aber diese Freiheit nur der Größe seines Ruhms verdankte! So einfach waren damals noch die Sitten!

Montesquieu (mit diesem Namen glaube ich eine große Autorität anzuführen) zählt die Einführung der

Grundsätze Epikurs zu den Ursachen, die am meisten zum Verfalle des römischen Reichs beigetragen. Die Sekte dieses Mannes, sagt er in seinen klassischen Betrachtungen über die Ursachen der Größe der Römer und ihres Verfalls, welche sich gegen das Ende der Republik in Rom einschlich, trug viel dazu bei, das Herz und den Geist der Römer zu verderben. Die Griechen hatten diese Philosophie noch früher angenommen; auch war ihr Verderben früher. Polyb sagt, zu seiner Zeit habe ein Schwur kein Vertrauen für einen Griechen eingeflößt, da ein Römer noch durch denselben gleichsam gefesselt war.

Die Religiösität und Einfachheit der Alten war die erste Ursache ihrer Größe. Ja, ich bin sogar der Meinung, daß es ohne sie keine wahre Größe giebt, wenn die Tugend anders, wie ich nicht zweifle, einen Theil derselben ausmacht.

Große Kräfte vollenden wohl Großes und Ungeheures. Aber die Größe einer Unternehmung liegt nicht allein in dem Aufwande von Kräften, den ihre Ausführung fordert, so wie die Größe eines Menschen nicht in dem Besitze dieser Kräfte liegt, sondern mehr in der Größe des Zwecks, den er verfolgt. Marius, Tamerlan und Cortez mögen größer an Talenten gewesen seyn, als Cajus Gracchus, Antonin und Thomas Morus; aber größere Menschen waren diese, weil eine große Seele nur einen großen Menschen macht. In dem Zwecke einer

Handlung liegt die Rechtlichkeit und Moralität derselben. Schweres und Kühnes kann auch das reißende Thier vollbringen; und der Held, den nichts auszeichnet als Muth und Kraft, scheint dem Geschlechte der Thiere mehr als dem der Menschen anzugehören; denn den Menschen ehrt das Menschliche. Die Größe des letzteren besteht darin, daß er seine Thätigkeit einem höheren Zwecke unterordnet, seine Handlungen nach seiner Pflicht bestimmt, und sich selbst besiegt, wo die Leidenschaft ihn verführen könnte, gegen seine Pflicht zu handeln. Darin liegt der Unterschied zwischen einem Epaminondas und Pizarro, zwischen einem Phocion und Catilina, zwischen einem großen Menschen und einem großen Verbrecher. Hier sehen wir die Grenze, welche den Himmel von der Hölle scheidet; denn nach unserer Mythologie fehlt es dem Teufel auch weder an Muth noch an Kraft.

Freiwillig entbehren und sich versagen, wo man genießen könnte, wenn der Genuß irgend eine Pflicht verletzt, ist größer, als sich den Genuß erkämpfen. Jenes kann nur der höhere Mensch, dieses auch das Thier. Sylla bewies nach allen seinen Gewaltthaten, die seiner Zeit eben so gut als ihm angehören, daß eine große Seele in ihm wohne, da er seiner Allmacht auf dem Markte von Rom, mitten unter seinen Feinden entsagte.

Die Alten suchten demnach die Kraft des Menschen und des Staates in etwas ganz anderem, als unsere Ge-

setzgeber. Sie wollten die Bedürfnisse vereinfachen, weil sie den Bürger feindselig gegen den Bürger treiben, und die Laster und Verbrechen erzeugen und vervielfältigen. Sie wollten eine gewisse Gleichheit der Güter erhalten, um dem Hasse, dem Neid, der Dürftigkeit, der Habsucht und ihrem unabsehbaren Gefolge von Elend und Schandthaten Schranken zu setzen. Sie wollten den Luxus verbannen, der Vater und Sohn zugleich vom Ueberflusse und der Dürftigkeit, von dem Müßiggange und angestrengter Arbeit ist. Ein großes Vermögen empfahl bei ihnen so wenig, daß der erlaubte Besitz von beweglichen und unbeweglichen Gütern sogar gesetzlich bestimmt war.

Wir suchen die Bedürfnisse zu vermehren, weil sie den Gewerbfleiß beleben, den Menschen zur Thätigkeit spornen, den Reichen zum Verzehren und den Armen zur Arbeit bestimmen. Wir wollen Ungleichheit des Vermögens, damit der Begüterte dem Dürftigen Brod, und der Dürftige dem Begüterten Arbeit giebt. Die Seele des Menschen und des Staates hat bei uns ihren Sitz in der Kasse. Wir brauchen Hände. Große Unternehmungen erfordern große Kapitalien: wir müssen darum Reiche und Arme haben, Manufakturisten, Fabrikanten und Handelsleute auf der einen, und Arbeiter und Taglöhner auf der anderen Seite. Eine Laune der Mode, welche die Spitzen verbannte, wäre für die ganze Bevölkerung gewisser Städte furchtbarer als Mißwachs und Hagel.

Die Staatsökonomie ist die Grundlage der Regierungs- und Gesetzgebungskunst geworden. Die Alten schätzten den Bürger; wir schätzen den Arbeiter. Jene bestimmten den Werth des Menschen nach dem, was er war; wir bestimmen ihn nach dem, was er besitzt. Ehemals war die Politik ein Zweig der Moral; später ist die Moral ein Theil der Politik geworden.

Der Mensch ist nur zu geneigt, seinem Wohlseyn und seiner Erhaltung alles aufzuopfern. Es ist überflüssig, ihn dazu aufzumuntern durch den Grundsatz, daß man alle seine Handlungen auf sein eignes Beste beziehen müsse, oder durch Auszeichnungen, die man einem größeren Vermögen gestattet. Jener Grundsatz führt zum Egoism, und diese Politik zum Eigennutz und zur Habsucht; zwei Sünden, die größere Uebel in der bürgerlichen Gesellschaft anrichten als der so häufig angeklagte Ehrgeiz.

Alle große Handlungen, welche die Menschheit ehren, Nationen retteten und Völker beglückten, waren das Werk einer heiligen Begeisterung, in welcher der Mensch sich selbst einem höheren Zwecke, der Freiheit, der Religion, dem Vaterlande und der Tugend opferte. Sie führte Mutius Scävola in das feindliche Lager, Regulus nach Karthago, und las Casas unter die Wilden der neuen Welt. Sie begleitete Lykurg ins Elend, und gab ihm Muth zum freiwilligen Hungertode für sein Vaterland, dessen Freiheit er eine Krone aufgeopfert hatte.

Ja, alles Große, was je geschah, ist die fromme Tochter einer heiligen Begeisterung, die den Menschen über den kleinen Eigennutz und die feige Selbstsucht erhebt. Sucht man nun die Quelle der Schandthaten und Verbrechen, welche die Menschheit besudeln und quälen, und man wird sie gerade in dem Eigennutz und dem Egoism finden!

Theodor. Die Geschichte aller Völker bestätigt dies. Aber was haben wir nöthig, die oft bestrittenen Thatsachen der Geschichte als Beweise anzurufen, wenn wir sie in dem uns näheren und bekannten Kreise des häuslichen und bürgerlichen Lebens finden? Sind es der Eigennutz und die Habsucht, welche wohlthätig für die Gesellschaft wirken? Ist der Mensch, der in allem, was er thut, seinen Vortheil, und nichts als seinen Vortheil sucht, der gute Bürger, der treue Freund und der werthe Nachbar? Finden wir die besseren und glücklicheren Menschen da, wo eine schneidende Ungleichheit des Vermögens sie in Herren und Sklaven, in Reiche und Bettler scheidet? Ich zweifle sehr.

Die größten Wahrheiten sind die einfachsten, wie dann überhaupt die wohlthätige Natur dem Menschen, was ihm Noth thut, nahe gelegt hat. Der Mensch aber sucht diese einfachen Wahrheiten, aus Eitelkeit oder Herrschsucht, durch eine gelehrte und geheimnißvolle Einkleidung zu entstellen, um sich ein größeres Gewicht zu geben, wenn er im Besitze derselben ist, oder um die Andern zu täu-

schen, wenn sie unkenntlich für sie geworden sind. Ist ein Staat nicht eine große Familie, und gilt nicht alles von ihm, was man von dieser sagen kann? Die Staatskunst ist nur eine erweiterte Haushaltungskunst, die Staatswirthschaft eine vergrößerte Hauswirthschaft, und der Staat selbst eine nach einem größeren Plane eingerichtete Familie. Man kann ihn mit einem größern Kreise vergleichen, in welchem die verschiedenen Gemeinheiten und Familien als kleinere Kreise liegen. Alle diese verschiedenen Kreise sind nicht gleich, aber ähnlich, und was auf diese im verjüngten Maaßstabe anwendbar ist, kann auch auf jenen im größern angewendet werden. Was für Gemeinden wahr ist, kann für eine Nation nicht zur Lüge werden.

Mit diesen einfachen Wahrheiten ist aber dem gewöhnlichen Staatsmanne nicht gedient, weil er die Kunst, ein Land zu verwalten, nicht als eine leichtfaßliche Kunst angesehen wissen will. Bei dieser Ansicht würde seine Eitelkeit offenbar zu kurz kommen. Auch giebt es wohl noch andere leicht begreifliche Gründe, aus denen man den Bürger bei dem großen Staatsspiele nicht gern in die Karte sehen läßt.

Uebrigens wünschte ich sehr, daß wir die Frage etwas näher untersuchten, ob der Grundsatz, den die Alten in ihrer Gesetzgebung und Staatsverwaltung befolgten, gerechter und klüger war, als der, auf den wir bauen.

Ich denke, die Aufgabe ist wichtig genug, daß ihre Auflösung sich der Mühe lohnt.

Emil. Aber auch schwerer, als sie vielleicht beim ersten Anblicke scheint. Indessen versuchen wir es, wenn auch der Erfolg unserer Erwartung nicht entsprechen sollte! Der gute Wille, bleibt er nur nicht müßig, ist auch schon ein Verdienst.

Wenn es wahr ist, wie man zu versichern pflegt, daß der Werth des Menschen in der Ausbildung seiner physischen und geistigen Kräfte besteht, dann würden die Neueren in Masse, aber auch nur in Masse, den Sieg über die Alten davon tragen. Ich sage nur in Masse; denn im Allgemeinen, glaube ich, war das Individuum bei den Griechen und Römern vielseitiger und gleichförmiger ausgebildet, als es bei uns ausgebildet ist. Bei uns dagegen sind die Wissenschaften und manche Künste weiter ausgebildet, und haben einen höheren Grad von Vollkommenheit erreicht; die Kenntnisse selbst aber und die Kunstfertigkeiten sind unter mehrere Individuen vertheilt. Bei den Alten, möchte ich sagen, war der Mensch weiter; bei uns ist es die Wissenschaft und Kunst; und viele Künste sogar müssen noch ausgenommen werden, in denen die Griechen bis jetzt unerreicht geblieben sind. Man darf übrigens behaupten, daß der Mensch in unsern Tagen im Allgemeinen mehr kann und weiß, als der Grieche und Römer wußte und konnte. Vielwissen ist aber nicht Bil-

dung. An Extension können wir gewonnen haben, aber an Intension stehen wir gewiß den Alten nach. Die Völker sind fortgeschritten, aber die Individuen zurückgegangen.

Theodor. Es scheint, du willst mein Gedächtniß auf die Probe stellen. Besteht denn die Bestimmung des Menschen wirklich in der Ausbildung seiner Kräfte? In unserm ersten Gespräche fanden wir dieselbe, wenn ich nicht irre, doch in etwas ganz anderem. Die Ausbildung seiner körperlichen Kräfte gehörte in soweit zu seiner Bestimmung, als sie seine Gesundheit erhält und befestigt und ihn zu den mannigfaltigen Arbeiten und Genüssen geschickt macht, zu denen er berufen ist. Die Ausbildung der geistigen Kräfte macht auch einen Theil der Bestimmung des Menschen in soweit aus, als er dadurch weiser und besser wird, und dieselbe ihn den Ansprüchen des gesellschaftlichen und bürgerlichen Lebens zu entsprechen in Stand setzt. Diese Ausbildung ist darum weniger Zweck an sich, als Mittel zu einem Zwecke; und bei verschiedenen Völkern, wenn sie auf verschiedenen Stufen der Kultur stehen, und sogar bei den verschiedenen Ständen eines und desselben Volks muß sie verschieden seyn.

Die Völker, wie der einzelne Mensch, steigen in der Kultur und Zivilisation von Stufe zu Stufe. In keiner dieser Stufen insbesondere liegt ihre Bestimmung. Die Natur und die Verhältnisse, in denen sie sich befinden,

führen sie in diesem Kreise auf und nieder. Die Bestimmung eines Menschen liegt so wenig in seiner Kindheit, als in seinem Jünglings-, Mannes- oder Greisenalter, wie die Bestimmung einer Nation so wenig in ihrer Barbarei, als in ihrem zivilisirten Zustande liegt. Wäre jede frühere Epoche in dem Leben der Menschen und Völker nur Mittel zur spätern, und die spätere allein Zweck, also die Bestimmung, die sie erreichen sollen, dann wäre der Tod der Zweck des Lebens, und bei den Römern z. B. die Regierung der Kaiser und ihre Unterwerfung durch die Barbaren der Zweck der Republik gewesen. Diese verschiedenen Epochen sind demnach nur verschiedene Zustände. Der Zustand hängt weder von der Wahl eines Menschen, noch eines Volkes ab. Aber in jedem Zustande soll der Mensch und ein Volk seine Bestimmung erreichen können. Wenn beide also sind, was sie in einem gegebenen Zustande seyn sollen und können, dann erreichen sie ihre Bestimmung. Der Samojede gelangt auf einem andern Wege zu diesem Ziele als der zivilisirte Europäer, und der Ackerbauer wieder auf einem andern als der Gelehrte.

Man irret demnach, wenn man die Bestimmung eines Menschen oder einer Nation in einen gewissen Zustand setzt. Ich beziehe mich auf unsere erste Unterhaltung, in der wir über diesen Grundsatz einverstanden waren.

Emil. So ist es. Indessen muß es doch für jeden Zustand eine gewisse unwandelbare Regel geben, so gewiß der Mensch als solcher überhaupt eine Bestimmung hat.

Theodor. Wir sagten, der Mensch habe als dreifaches, sinnliches, moralisches und intellektuelles Wesen ein dreifaches Ziel: Wohlseyn, Güte und Wahrhaftigkeit. Wir könnten demnach als allgemeine Regel annehmen, wie wir es dann auch wirklich schon gethan, daß alles, was den Menschen glücklicher macht und besser, was sein physisches Wohlseyn und seine Zufriedenheit mit sich selbst vermehrt, was ihn zur Tugend aufmuntert und stärkt, und seinen Geist mit nützlichen Kenntnissen bereichert, ihn seiner Bestimmung näher bringt.

Emil. Das ist unläugbar.

Theodor. Da der Mensch ein zusammengesetztes Wesen ist, so möchte die Bemerkung vielleicht nicht überflüssig seyn, daß man einen eben so großen Werth auf eine gleichmäßige Ausbildung seiner Kräfte, als auf seine Ausbildung überhaupt legen müsse. Jede einseitige Ausbildung eines Vermögens auf Unkosten eines andern, das eben so edel ist, verdient mehr den Namen einer Verstümmelung als Ausbildung. Die Vollkommenheit besteht in der Uebereinstimmung der Theile zur Bildung eines Ganzen. In einem vollkommenen Menschen würden also alle Kräfte in der schönsten Harmonie zusammenwirken.

Emil. Sehr richtig. Nur muß man diesen Grundsatz in der Anwendung nicht zu weit treiben wollen. Es giebt Menschen, denen die Natur gewisse Kräfte schon in einem vorzüglichen Grade geschenkt; auch giebt es Verhältnisse, welche gewisse Kräfte besonders üben. Unter diesen Umständen ein strenges Gleichgewicht unter den Anlagen und Fertigkeiten eines Menschen wollen, hieße den Absichten der Natur und dem Zwecke des gesellschaftlichen Lebens entgegenarbeiten.

Theodor. Ganz recht. Ein Grundsatz soll auch nur die Richtung angeben, die wir verfolgen müssen, aber den Weg nicht bestimmen, den wir zu nehmen haben; diesen zeigt die Erfahrung. Das wirkliche Leben bietet hundert Reibungen und Abweichungen dar, welche die reine Regel nicht kennt. Ein Mensch, der sich immer streng an diese halten wollte, käme mir vor, wie ein Mathematiker, der die nächste Entfernung von einem Orte zum andern mit der höchsten Gewißheit zu bestimmen weiß, und dieselbe auch nehmen wollte, um sich an diesen Ort zu begeben. Sein Weg würde ihn über Berge und Ströme, über Wälder und Saatfelder führen, und er könnte sein Ziel nie oder nur mit den größten Schwierigkeiten und mit seinem eignen und Andrer Schaden erreichen, währenddem derjenige, der die verschiedenen Wege und Fußsteige kennt, die in Krümmungen und Umwegen

zu dem Orte führen, an den er will, mit gröſserer Gemächlichkeit und in kürzerer Zeit dahin gelangte.

Emil. Mir ist aus der Seele gesprochen, Theodor!

Theodor. Da wir uns nun über die Ansicht unsers Gegenstandes verstanden, so könnten wir zu der Untersuchung übergehen, ob die Gesetzgebung und Politik der Alten der Bestimmung des Menschen und Bürgers angemessener gewesen, als es die neuere ist.

Emil. Diese Frage könnte uns zu weit führen. Auch möchte sie gewisse Leidenschaften wecken, die wir von unserm Gegenstande entfernt wollen. Prüfen wir lieber das Gute der Alten, und vergleichen es mit dem der Neuen! Achten und benutzen wir das Vortreffliche, wo es sich auch immer findet! denn das Gute und Wahre ist weder das ausschlieſsliche Erbtheil einer Zeit noch eines Volkes.

Die verschlungenen Verhältnisse des civilisirten Lebens haben die Bedürfnisse des Menschen vermehrt. In der einschränkenden Handlung genöthigt, eines Gleichen freundlich oder feindlich zu berühren, muſs er in derselben eine Pflicht erfüllen oder verletzen. Dem Andrange seiner einmal gereizten Begierden, Leidenschaften und Neigungen hingegeben, ist sein ganzes Leben ein Kampf mit sich selbst oder mit Andern. Seine Tugend ist wie sein Glück an tausend zarte Fäden befestigt, die der Rausch oder das Bedürfniſs eines Augenblicks zerreiſsen kann.

Der Aermste unter einem Volke, wo Ueberfluß herrscht, mag leicht so viel besitzen, als der Reichste einer wilden Horde, die in ihrer Armuth nicht arm ist, weil sie den Reichthum nicht kennt. Was dem Letzten Ueberfluß seyn würde, ist dem Ersten Mangel. Ist es denn wirklich so schwer, die unversiegbare Quelle unsers Elendes und unsers Verderbens, des Despotisms und der Sklaverey zu finden? Unsere Begierden haben keine Grenzen, weil die Gegenstände des Genusses keine haben. Indem ihr die Bedürfnisse des Menschen vervielfältigt, vergrößert ihr seinen Mangel; indem ihr seine Begierden vermehrt, machet ihr ihn boshafter und elender. Armuth ist nur da, wo Reichthum ist; und wo der Mensch nichts mehr zu wünschen findet, hat er auch nichts zu entbehren. Unsere Dürftigkeit gründet sich, sobald die ersten sinnlichen Bedürfnisse befriedigt sind, auf den Vergleich des Unsrigen mit dem, was Andere besitzen. Ihr seht darum Arme, und allenthalben Arme im Ueberfluß, und Hungernde im Rausche schwelgender Genüsse. Der Unterschied der Stände, der Unterschied des Vermögens zeigt dem Untergeordneten immer einen höheren Gegenstand seines Ehrgeizes, und dem Aermeren einen höheren Gegenstand seiner Gewinnsucht. Der wirklichen Bedürfnisse giebt es für den Menschen wenige, und die Natur hat so mütterlich für ihn gesorgt, daß er mit einigem Fleiße leicht im Stande ist, sie zu befriedigen. Aber aus dem Heer von eingebildeten und

künstlichen Bedürfnissen, der eingebildete und künstliche Reichthum, die eingebildete und künstliche Armuth machen dies Leben zur Hölle, weil gerade an die Möglichkeit, diese künstlichen Bedürfnisse zu befriedigen, und an diesen künstlichen Reichthum die öffentliche Auszeichnung und Achtung, und an diese künstliche Armuth die öffentliche Verachtung geknüpft ist. Menschen, die alles haben, was das Leben fordert, haben wenig, wenn sie bei Andern noch mehr als dies Alles sehen. Der fremde Besitz vermehrt ihre Begierden und ihre Bedürfnisse. Sie sind in ihrer Wohlhabenheit arm, weil der Ueberfluß an ihrer Seite sich noch nicht reich genug glaubt. So liegt ihre Armuth in dem Vergleiche ihres Vermögens mit dem größern Vermögen ihres Nachbars. Das Gefühl ihrer Erniedrigung, bei dem Genusse einer allgemeinen Achtung, ist die Folge der Betrachtung der besondern Auszeichnung eines Andern, die ihren Ehrgeiz kränkt. In der weiten Abstufung von der Dürftigkeit des Bettlers bis zum schwelgenden Reichthum des Magnaten, von der Unbe[illegible]heit des Bürgers bis zum lärmenden Ansehen des Hö[illegible]s sehen wir nur Elende, die sich immer eine Stufe höher hinaufsehnen, auf der wieder ein sich höher sehnender Elender steht, der mit Sehnsucht auf das Elend eines noch höheren, sich weiter sehnenden Elenden hinaufblickt. Darin liegt eben ihr Elend und ihre Erniedrigung, daß sie immer noch einen größern Genuß als den ihrigen, und eine höhere

Auszeichnung als die ihrige vor sich sehen. Und wer ist endlich der höchste Beneidete? Ein Armseliger, der mit den fünf leicht befriedigten Sinnen des Bettlers vor dem zusammengetragenen Raube von vier Welttheilen mit Ekel steht; ein Tantalus, der in einem Meere von Genüssen schwimmt, die vor seiner lechzenden Zunge fliehen; ein Sisyphus, der in jeder langweiligen Minute des Tags den Felsen, das Bild seines ihm lästigen Lebens, den Berg hinauf um einen Fuß weiter rückt, um sich den folgenden Tag von seiner Last hinabgeschleudert zu sehen, damit er die Tagsarbeit seines öden, einförmigen, ekeln, genußleeren Lebens wieder anfange, wie sie sich geendet.

Das sind auch mit die großen Resultate der vermehrten Thätigkeit, des vermehrten Lebensgenusses, welche unsere Staatswirthschaftsgelehrten nicht müde werden zu preisen; die Insolenz des Reichthums, die Verachtung der Armuth, der Uebermuth des Stärkern, und die kriechende Schmeichelei des Schwächern, die Wuth sich jene Vorzüge zu erzwingen oder zu erschleichen, an welche die Achtung und Unterwürfigkeit der Menge geknüpft ist, die Habsucht, die Verleumdung, die Bestechlichkeit, die Erpressung, und das ganze Heer von Lastern und Verbrechen, die mit Wespenstichen auf unserm geselligen Leben sitzen und ihre Harpyenflügel über den kleinsten Genuß schwingen.

Die mannigfaltigen Bedürfnisse ketten den Menschen sklavisch an den Willen und das Vermögen von seines

Gleichen. Die Dürftigkeit ist an die Unterstützung des Ueberflusses, und die Schwäche an den Schutz der Gewalt, gefesselt. Macht und Reichthum geben Unabhängigkeit und Einfluß. Der Mensch strebt nach ihnen als dem höchsten Ziele aller seiner Wünsche, auch wenn er ihnen nur auf dem Wege des Lasters und der Verbrechen näher kömmt. Für Macht und Reichthum, wenn sie eine gewisse Höhe erreicht haben, giebt es keine Schande und kein Verbrechen mehr. So bemerkte jener reiche Lieferant, den der Marschall Vauban, wegen seiner Diebereien, hängen zu lassen drohte, daß es für einen Mann, der zu jeder Stunde über eine halbe Million verfügen könne, keinen Galgen gebe.

Theodor. Wenn wir einen Blick auf die Geschichte werfen, dann scheint Lykurg das Räthsel der besten Gesetzgebung am geschicktesten gelöst zu haben. Wenigstens begegnete keiner wie er den mannigfaltigen Unarten, die sich im bürgerlichen Leben entwickeln. Er theilte den Boden von Lakonien in dreißigtausend Theile, die er den Bewohnern des Landes überließ. Das Gebiet von Sparta ward von ihm in neuntausend gleiche Stücke zerlegt, und unter die Bürger der Stadt vertheilt. Jeder von ihnen hatte seinen Antheil an dem Gebiete des Staates, und er konnte, durch ein Gesetz gefesselt, denselben weder veräußern, noch durch ein Vermächtniß über ihn verfügen. Auf diese Art war eine Gleichheit des Vermögens unter

den Bürgern geschaffen, welche der Gesetzgeber noch durch andere Anordnungen zu befestigen wußte. Er ließ die Kinder mit dem siebenten Jahre aus dem väterlichen Hause entfernen, und übergab sie den öffentlichen Erziehern. Außer diesen vom Staate zu diesem Geschäfte angestellten Beamten war jeder Bürger dem Jüngling Lehrer und Beispiel. Von seiner Geburt bis zum Tode gehörte der Spartaner seinem Vaterlande an. Auch an seiner Tafel, wo Alle von den gleichen Beiträgen, die sie liefern mußten, lebten, war er noch Bürger, und keiner durfte sich diesen öffentlichen frugalen Mahlzeiten entziehen.

Durch die weisen Gesetze Lykurgs blühete Sparta bis zu dem für Griechenland so verderblichen peloponnesischen Kriege. Aus den Feldzügen in Asien, und nach der Zerstörung Athens brachten seine Feldherren die Schätze in ihr Vaterland zurück, mit denen sie sich bereichert hatten. Die Sitten fingen an zu verderben. Mit dem Golde *) fand die Habsucht und Schwelgerei nach und nach Eingang in Sparta, und die Begierde sich auszuzeichnen durch einen größern Besitz, und der Durst nach größern Genüssen, die ein größerer Besitz gewährt, füllten die

*) — — — itum est in viscera terrae
Quaesque recondiderat, stygiisque admoverat umbris,
Effodiuntur opes, irritamenta malorum.
Jamque nocens ferrum, ferroque nocentius aurum
Prodierat, prodit bellum, quod pugnat utroque.
Ovid.

Herzen seiner Einwohner mit Golddurst, um schwelgen zu können, und mit Herrschsucht, um sich auf einer Laufbahn, wo sonst nur Ehre lohnte, das Mittel eines gemächlichen Daseyns zu erwerben.

Allen diesen Gebrechen, welche Sparta seinem Untergange entgegenführten, widerstand die Kraft der Institutionen Lykurgs, bis Epitades, ein stolzer, vermögender Mann, der seinen Sohn mehr haßte, als er sein Vaterland liebte, als Ephor ein Gesetz vorschlug, nach welchem es jedem Bürger erlaubt seyn sollte, nach Willkühr über sein Vermögen durch ein Vermächtniß zu verfügen. Eine niedrige Leidenschaft, die Rachsucht eines Vaters, der seinen Sohn enterben wollte, trug auf dieses Gesetz an; eine niedrige Leidenschaft, Gewinnsucht, die sich durch fremdes Vermögen zu bereichern hoffte, billigte dasselbe; die Mehrheit der Bürger bestätigte es feierlich.

Dieses einzige Gesetz vernichtete gänzlich die Verfassung Spartas und mit ihr die Stärke und das Glück dieses ehemals so berühmten und blühenden Staates. Die mächtigeren Bürger fanden Mittel, die Erbtheile der Aermeren an sich zu reißen, und in kurzer Zeit befanden sich alle Güter in den Händen einiger Wenigen. Der Staat war mit Bettlern und darum mit Sklaven angefüllt. Feile Künste, schmeichelnde Dienerinnen des üppigen Luxus, traten an die Stelle ehrbarer Gewerbe. Einer allgemeinen Wohlhabenheit, dem wechselseitigen Vertrauen,

der wechselseitigen Achtung und Zufriedenheit, welche unter Menschen geherrscht hatten, die gleiche Ansprüche auf Güter und Vorzüge hatten, folgte schwelgerischer Luxus, erniedrigende Dürftigkeit, der Uebermuth des Begüterten und die Verachtung des Armen. Der harte Stolz und die demüthigende Verschwendung des Reichen entflammte den Haß und den Neid der zahlreicheren Klasse, die sich zum Entbehren verdammt sah. Der ehemals so gefürchtete Freistaat Lykurgs war im Innern zerrüttet, und im Auslande verachtet. Nur siebenhundert Spartaner zählte man zu den Zeiten des Königs Agis, und von diesen siebenhundert besaßen kaum mehr hundert ihr Erbtheil.

Dieser Fürst bemühete sich seinem Vaterlande die verlorne Achtung und Stärke wiederzugeben. Er wußte gegen das Elend, das seine Mitbürger niederdrückte, gegen die Laster und Verbrechen, die den Staat zerrütteten, gegen die Frechheit der verdorbenen Sitten und die vernichtete Macht der Republik kein wirksameres Heilmittel, als die Wiederherstellung der Gesetzgebung Lykurgs. Aber die Reichen, und, was bemerkenswerth ist, die Weiber widersetzten sich der Ausführung seines edlen Plans mit Erfolg.

Emil. Dieselbe Erscheinung sehen wir nicht allein in den Republiken des Alterthums, sondern auch in den neueren Staaten.

Theodor. Durchgehen wir die Geschichte Roms, dann haben wir Gelegenheit, dieselben Bemerkungen zu wiederholen, welche wir in Beziehung auf Sparta gemacht haben. Wir finden Freiheit, inneres Wohlseyn und äußeres Glück bei mäßigen, gleichvertheilten Gütern; innere Zerrüttung, Elend und Schande bei dem überwiegenden Einflusse der reichen Patrizier. Die ewigen Gährungen, welche Rom beunruhigten und entzweiten, waren Folgen der drückenden Insolenz des Reichthums. Die Römer band kein Gesetz an Gleichheit der Güter; aber es war eine von ihren berühmtesten Gesetzgebern und Staatsmännern angenommene und befolgte Maxime, den Unterschied des Vermögens unter den Bürgern nie zu einer für die niedere Klasse drückenden Höhe kommen zu lassen. Sie waren immer bemüht, dieser so viel Eigenthum zu erhalten, als sie nothwendig hatte, um nicht gezwungen zu seyn, ihr Leben und ihre Unabhängigkeit dem Begüterten feil zu bieten. Daher die öftere Austheilung von Feldern unter die Armen; daher das ewige Dringen auf die Einführung des Ackergesetzes bei jeder Krise des Staates.

So oft die Römer in ihren Kriegen neues Feld gewannen, hatten sie den Gebrauch, es in drei Theile zu zerlegen. Der eine Theil wurde verkauft, der andere den Staatsgütern beigefügt, und der dritte den armen Bürgern gegen eine kleine jährliche Abgabe überlassen. Die Habsucht, die eine Zwillingsschwester des Ueberflusses zu

seyn scheint, fand bald Wege, sich auch dieses Eigenthums der Armen zu bemächtigen. Die Reichen boten dem Staate auf den letzten Theil der dem Feinde abgenommenen Güter eine höhere Abgabe, als die dürftige Klasse zu zahlen pflegte, und vertrieben sie auf diese Art von dem Genusse eines so unbedeutenden Vermögens.

Das Uebel wurde täglich furchtbarer. Man mußte endlich auf Mittel denken, ihm zu begegnen, um den Staat vom nahen Untergange zu retten. In dieser Absicht wurde ein Gesetz gegeben, welches gebot, daß kein Bürger über fünfhundert Morgen Land solle besitzen können. Die Gewalt und Verschlagenheit fanden aber auch hier, wie immer, Mittel, das Gesetz frech zu übertreten, oder ihm listig auszuweichen. Roms Lage wurde daher immer bedenklicher. Die Armen weigerten sich Kriegsdienste zu thun, weil sie in dem Kriege nur das Mittel sahen, die beneideten Reichen noch mehr zu bereichern. Sie entzogen sich der Ehe, um nicht Elenden, wie sie waren, das Daseyn zu geben. Italien zählte wenige freie Bürger mehr; nur mit Sklaven und Barbaren war es angefüllt, welche die Güter der Reichen baueten.

Dies war der Zustand Italiens zu den Zeiten der Grachen. Diese Patrioten, wenn es deren je gab, suchten vergebens das Vaterland zu retten. Ihr Schicksal und Roms Geschichte sind bekannt. Mit raschen Schrit-

ten eilte die Weltbeherrscherin auf diesem Wege der Sklaverei und ihrem Untergang entgegen. Eine arme hungernde Menge, für Brod und Spiele feil, bot sich jedem, der sie kaufen konnte und wollte, zum Werkzeuge seines Eigennutzes und seiner Herrschsucht an; und so wurde die Freiheit Roms abwechselnd an Sulla, Marius, Pompejus, Crassus und Cäsar verhandelt, und diese großen Räuber plünderten die bekannte Welt, Italien und Rom selbst aus, um die ausgeplünderte Weltstadt mit ihrem eignen Raube zu bezahlen.

Emil. Die alten Gesetzgeber baueten also auf den Grundsatz der Gleichheit der Güter und einer gleichen Erziehung, um dem einzelnen Menschen die größte Summe von Glück, und dem Staate die größte Stärke und Dauer zu geben. Auch wir gestehen, daß die Freiheit des Menschen im Staate sich unmöglich mit dem Elende und der Verachtung des dürftigen zahlreichen Theils einer Nation, mit der Schwelgerei und Insolenz des Reichthums und mit der einseitigen Kultur des Geistes und der Barbarei des Herzens vertrage. Nur in der Wahl der Mittel gegen diese Gebrechen scheinen wir nicht besonders glücklich zu seyn.

Bei uns vertritt nämlich der Luxus die Stelle des Ackergesetzes. Er soll die Güter vertheilen, und einen Theil von dem Ueberflusse der Reichen in die Klasse der Armen ableiten. Darum behaupten auch große Staats-

wirthschaftsgelehrte, die ohne besondere Anstrengung von 20,000 Gulden jährlichen Renten leben, es sey unvernünftig zu wollen, daß es keinen großen Reichthum bei einzelnen Familien im Staate geben solle, da die Armen doch von diesen leben müßten. Das ist wahr. Aber gerade darüber beklagen wir uns, daß der große Reichthum Bettler und Diener nothwendig macht.

Wer das Vermögen des Reichen verringert, sagen sie, vermehrt die Armuth des Dürftigen, weil ihm jener weniger geben kann. — Wenn man den Reichen ärmer macht, ohne dadurch die Armen zu erleichtern, dann haben sie Recht. Aber warum wünscht man, daß es keine ausgezeichnet reiche Familien geben möge, als um das Vermögen gleicher vertheilt zu sehen, weil hundert wohlhabende Familien dem Staate nützlicher sind als zehn reiche? Ich frage übrigens, ob man das Vermögen des Armen schmälern kann, ohne zugleich das des Reichen zu verringern? Ich glaube nicht. Die gesellschaftliche Thätigkeit ist ein ewiges Geben um zu empfangen, und ein ewiges Empfangen um zu geben. Bedürfnisse tauschen sich gegen Bedürfnisse, und Arbeit gegen Arbeit um. Was also die Mittel irgend einer Klasse des Volks verringert, hat einen nachtheiligen Einfluß auf die allgemeine Thätigkeit und das allgemeine Wohlseyn. Beide Grundsätze, daß man weder das Vermögen des Armen noch das des Reichen verkleinern könne, ohne

die Mittel des einen und des anderen zugleich zu verringern, sind demnach wahr, und die aus ihnen gezogenen Folgen gleich richtig. Aber wenn man sie zu Gunsten einer besonderen Klasse von Menschen in Anspruch nehmen darf und soll, so ist es, denke ich, für diejenige, welche alle Lasten der politischen Organisation trägt, ohne irgend einen bedeutenden Vortheil aus ihr zu ziehen, und deren Wohlstand dem Fortkommen der Industrie am nützlichsten und selbst dem Interesse des Staates am zuträglichsten ist.

Es ist wahr, je reicher man den Reichen macht, desto mehr Mittel hat er, die Dienste des Armen zu belohnen. Wenn der Staat demnach nur in müßigen, verzehrenden Weißen und in arbeitenden Negern besteht, die nichts haben können, als was sie jenen abverdienen, dann kann man freilich die Tafel der Begünstigten nicht schwer genug beladen, um die abfallenden Brosamen für die zur Sklaverei verdammte Dienerschaft zu vermehren. Unter allen Inkonsequenzen und Abgeschmacktheiten, an denen der Mensch, einzeln und in Masse, so unerschöpflich reich ist, fiel mir nie eine mehr auf, als die ernsthafte Behauptung und der zuverlässige Glaube, die Welt sey für einige tausend begünstigte Familien geschaffen.

Die Vermehrung der Bedürfnisse in einem Staate, wo eine große Ungleichheit der Güter herrscht, hat nothwendig die Wirkung, daß sie die körperliche Anstrengung

der arbeitenden Klasse über die Grenzen erweitert, welche die Natur des Menschen seinen Kräften gesetzt zu haben scheint. Der produzirende Theil des Volks wird auf diesem Wege ein ewig arbeitendes Thier, im Dienste der künstlichen Bedürfnisse und der Launen der müßigen, privilegirten Mächtigen und Reichen. Der Luxus, den die Staatswirthschaft als ein so vortreffliches und wohlthätiges Mittel empfiehlt, das Vermögen der höheren Klassen in die niedere abzuleiten, muß nothwendig auch die entgegengesetzte Wirkung haben; denn da die Vermehrung der Bedürfnisse eine Vermehrung der Mittel, dieselben zu befriedigen, nothwendig macht, so wird auch bei den Vermögenden eine wiederholte größere Anhäufung des Vermögens nothwendig.

Eine allgemein verbreitete Thätigkeit ist übrigens das gewisse Resultat eines allgemein verbreiteten Besitzes; denn nur der arbeitet mit Kraft und Vergnügen, dem der Anblick, wie das Seinige gedeiht unter seinen Händen, Vaters- und Schöpfersfreuden giebt. Die größte Thätigkeit wird da bei dem größten Theile des Volkes herrschen, wo der Fleiß erwerben kann, und sein Erwerb gesichert ist.

Aber was fruchten alle diese Wahrheiten, die eine wohlthätige Philosophie zu verbreiten sucht! Unsere Weisen und Mächtigen haben sie lange schon erkannt. — Aber Wahrheiten dieser Art sind nicht zu ihrem Vortheil.

Die Leidenschaften und der Zufall theilen sich in die Herrschaft der Welt. Der tiefe Fall regierender Geschlechter, das Elend der Völker, die Verwüstungen zerstörender Revolutionen warnen sie vergebens. Die Geschichte ist, leider! für uns nur die leichtfertige Spielerei einer eiteln Wißbegierde, oder eine schwerfällige Untersuchung gleichgültiger Thatsachen. Lehrerin der Völker und Fürsten ist sie nicht.

Der Geist unsers Zeitalters ist, in gewisser Hinsicht, kein guter Geist. Man kann freilich mit Wahrheit sagen, der gute Geist habe nie die ungetheilte Herrschaft dieser Erde besessen; aber ich finde in dem herrschenden Karakter der gegenwärtigen Generation eine böse Vorbedeutung für die Zukunft. Nicht die gesetzlose Gewaltthätigkeit und den Trotz der Stärke fürchte ich. Diese können bei Völkern, wie bei einzelnen Menschen, auf große Anlagen ohne Bildung deuten. Aber der kalte Egoism, die spekulirende Gewinnsucht, der Mangel an jenem Enthusiasm, der den Menschen über die kleinlichen Leidenschaften zu großen Gefühlen, und über dies oft so enge Leben zu der Hoffnung eines bessern aufrichtet, der zermalmende Skeptizism, der die Haltbarkeit der Wahrheit in der Mechanik einer schulgerechten Sillogistik sucht, da das Herz andere Wahrheiten braucht, als die sich demonstriren lassen, weil sich am Ende doch alles oder nichts demonstriren läßt; alle diese verschiedenen Symp-

tome der Krankheit unserer Zeit machen mich für die Zukunft besorgt.

Könnte die Kunst bei uns untergehen, wer weiß, ob nicht barbarische Jahrhunderte auf das unsrige folgten! Die alte Unwissenheit und der Aberglaube werden freilich nicht wiederkehren, aber Gefühllosigkeit, Unglaube, Egoism und eine Entkräftung des Volks unter der Peitsche der Frohnvögte des Staates, und unter der zweifachen Geisel der entkräftenden Schwelgerei und der erdrückenden Armuth. Es giebt eine Rohheit des Gemüthes und eine Barbarei des Herzens, die sich mit feinen Manieren, umfassendem Wissen verträgt, und gefährlicher ist als die Rohheit des Verstandes und die Barbarei des Geistes. Die Kunst hält unsern Blick noch auf das Ideal einer besseren Menschheit gerichtet. Die Kunst hebt uns noch auf Augenblicke, obgleich nur spielend, über dem blos fressenden und wiederkäuenden Thierleben empor. Die Kunst übt unsere moralischen Kräfte in Freiheit, und belebt den Keim von Humanität, den die Natur in jede Menschenbrust gelegt hat.

Die Religion war auch bei den Alten ein sehr wesentlicher Theil der Gesetzgebungs- und Regierungskunst. Wir kennen diese mächtige Springfeder nur wenig. Besonders fällt dies in unserer Zeit auf, wo selbst das Heiligste ein Gaukelspiel verruchter oder verrückter Menschen geworden ist.

Wir wollen später untersuchen, welche Aussicht die Gegenwart in die Zukunft darbietet. Aus dem, worüber wir bisher übereingekommen sind, sollten sich, denke ich, für unsre Zeit einige wichtige Resultate ergeben. Zu was werden die unruhige Sehnsucht, das allgemeine Mißvergnügen, die Lust nach Veränderung, die Hauptzüge in dem Karakter der Gegenwart sind, endlich führen? Wird der Kampf, der die Gemüther theilt, und den man im Stillen nährt, oder auch öffentlich unterhält, sich mit dem Siege der guten Sache, wie man zu sagen pflegt, enden? Wird der Friede endlich mit der Freiheit, die das allgemeine Losungswort geworden ist, wiederkehren? oder wird die Willkühr ihr erschüttertes Reich auf unsre moralische Verderbniß und den Zwist der Ansichten und Interessen fester gründen?

Theodor. Diese Fragen sind so anziehend als wichtig, und ich kann es kaum vor Ungeduld erwarten, deine Antworten zu vernehmen, die meine Hoffnungen unterstützen, oder meine Besorgnisse vermehren werden.

Viertes Gespräch.

Theodor. Ich habe über den Gegenstand und Inhalt unsres gestrigen Gesprächs noch einmal nachgedacht, die Stufe der Bildung erwogen, auf der wir stehen, die Aehnlichkeit ins Auge gefaßt, die wir mit Völkern haben, welche vielleicht dieselbe Bahn uns vorausgegangen sind; und von dieser Aehnlichkeit in Sitten, Kultur und Lebensweise ward ich natürlich auf die Erwartung eines ähnlichen Loses geführt, das uns werden dürfte, wenn wir nicht Mittel haben sollten, es von uns abzuwenden. Obgleich ich nun überzeugt bin, daß uns solche zu Gebote stehen, wenn wir nur davon Gebrauch machen wollen, so finde ich doch, bei näherer Ueberlegung, unsre Aussicht in die Zukunft nicht besonders reizend. Ich fürchte fast, in eine Untersuchung dessen, was wir zu erwarten haben, einzugehen, und mir ist, als werde ich ein Verdammungsurtheil hören. Beschwert vielleicht das Bewußtseyn der Schuld ein wenig das Gewissen, und fürchten wir die Strafe in dem Gefühle, daß wir sie verdienen? Wir haben freilich, als Leute, die sich zu schätzen wissen, keine geringe Meinung von uns selbst; aber bei allen Vorzügen und Verdiensten, die wir uns und unsrer Zeit freigebig zugestehen, müssen wir doch

bekennen, daß die letzten achtzehn Jahre im Guten nicht besonders vorgeschritten sind. Dem Muthe, der Einsicht und Rechtlichkeit hält die Falschheit, der Unverstand und die Schlechtigkeit, der Tugend das Verbrechen, den guten Werken die Sünde mehr als das Gleichgewicht. Wir hatten auch eine schöne Periode, erst in Frankreich, dann in Deutschland; aber sie war kurz, und kaum hielten wir uns einige Augenblicke geschickt in aufrechter Stellung, und riefen uns wechselseitig ein lautes Bravo zu, da überwältigte uns wieder die eigenthümliche Natur, und warf uns matt und platt auf alle Viere nieder. Es ist doch sonderbar, daß so gescheidten Leuten, wie wir wirklich sind, nichts rechtes gelingen will.

Emil. Ich habe so eben eine kleine Schrift gelesen, die denselben Gegenstand berührt, und weit entfernt ist, uns die beste Zukunft zu verheißen. Unter einigen starken Stellen zeichne ich folgende aus: »Ich glaube an keine Rettung, nicht weil noch Brennstoff für schwere Kriege im Schooße unsers Welttheils liegt; nein, weil die Fäulniß einer gänzlichen Verderbtheit, Habsucht, Eitelkeit, Wohllust, Schwelgerei und Müßiggang mit der Lüge, dem Meineid und der Heuchelei sich tief in das Mark des Lebens eingefressen haben. Darum kann ihnen kein Friede werden, und er wird ihnen auch nicht. Die Habsucht, der Neid, die Eitelkeit, die falsche Ehrbegierde und ein Heer von stechenden Bedürfnissen und zu-

gellosen Leidenschaften peitschen sie, wie Furien, durch das tolle Leben. Sie sprechen von Tugend, Großmuth und Liebe, da das Laster, der Eigennutz, die Selbstsucht ihr tiefstes Herz, wie ein unheilbarer Krebs durchfrißt. Das ist das Wesen unsrer Zeit, daß sie, gesehen, gottgefällig und menschenfreundlich andächtelt, und, unbemerkt, jedem Laster, jeder Schandthat fröhnt. Ihrer Schlechtigkeit kommt nichts bei als die Heuchelei, mit der sie die innere Sünde zur äußern Tugend zu lügen weiß. Darum ist der Bau der Gesellschaft morsch, und stürzt zusammen. Wie das reife Obst abfällt, so lösen sich die Staaten, wenn ihr Herbst vorüber ist, in Fäulniß auf; und ihr Herbst ist gekommen. Das ganze civilisirte Europa steht auf dem Punkte, wo Rom, unter den Cäsaren, stund. Das Gewitter der Revolution, das in einzelnen Wolken über Frankreich aufgestiegen ist, wird sich in schreckenvoller Nacht über unsern ganzen Welttheil lagern; und erst wenn der brennbare Stoff erschöpft ist, wird der Donner aufhören, und wieder ein heiterer Tag erscheinen. Die Welt ist nicht zu retten, als durch eine Bluttaufe, die ihre Sünden hinwegnimmt, und nur ein schrecklicher Sturm kann die verpestete Luft reinigen, die vergiftend über Europa liegt.«

Theodor. Das ist hart.

Emil. Aber, leider! wahr. Was mich wegen unsrer Zukunft besorgt macht, ist die auffallende Aehnlichkeit

unsres Zustandes mit dem Zustande früherer Völker, wo sie ihrem Verfalle am nächsten waren: dieselbe prahlende Vielwisserei, dieselbe eingebildete Aufklärung, die mit vornehmer Verachtung auf die Armuth und die Vorurtheile der Vorzeit herabsah; dieselbe Herrschaft der Sinnlichkeit und die Beschränkung der Bestimmung unsres Daseyns auf die Genüsse dieses Lebens; eine große Ungleichheit des Vermögens und der geistigen Bildung; zügellose Leidenschaften bei Gewissenlosigkeit, und die geläufige Sprache der Sittlichkeit und des Rechts selbst als Kunst geübt, um die Zwecke der Unsittlichkeit und des Unrechts zu erreichen.

In einem ähnlichen Zustande war Athen mit einem großen Theil von Griechenland zu der Zeit, als der mazedonische Philipp über die ehemals so herrlich blühenden Freistaaten das Netz seiner Herrschaft warf. An Weisen und Gelehrten jeder Art fehlte es auch damals nicht. Kunst und Wissenschaft hatten einen hohen Grad von Vollkommenheit erreicht. Demosthenes schleuderte die Donner seiner Beredsamkeit gegen die wachsende Macht des mazedonischen Herrschers und gegen die Entartung der Griechen, die dem schmeichelnden Despotism mit fröhlichem Leichtsinn entgegenkamen. Noch hören wir mit Bewunderung die männliche Sprache der Vaterlands- und Freiheitsliebe, die das Gemüth aufregt, wie der Sturm das Meer, und begreifen kaum, daß die

Begeisterung für das Größte und Edelste, was der Mensch kennt, nicht ganz Griechenland ergriff, um es in den Heldenkampf gegen Philipp zu führen.

Theodor. Die neueste Geschichte, die uns die ältere so oft erklärt, und manche Stelle in ihr verständlich erläutert, die man ohne die Erfahrung, welche wir gemacht, unmöglich verstehen würde, sollte uns, meine ich, auch darüber befriedigenden Aufschluß geben. Mir ist, als verstehe ich meinen Sallust und Tacitus noch nicht lange.

Emil. Die Bemerkung ist richtig. Wir haben Aehnliches gesehen; aber es liegt in der Art des Menschen, daß ihn bei Andern befremdet, was er bei sich einfach und natürlich findet. Auch ich bin ein Mensch, und darum begegnet mir Menschliches. Die Griechen waren in jener Zeit nicht schlimmer, als wir selbst es sind. Auch bei ihnen zeigte das Wort sich kühn und fertig; aber es fand die Sitten und den Geist nicht mehr, die, ohne Worte, die Tyrannei im Innern vernichtet, und die Macht der Perser gebrochen hatten. Der gewaltige Redner selbst, sagt der böse Leumund, soll des Wortes mächtiger als der That gewesen seyn, und die Schneide der Rede besser als die des Schwertes geführt haben. Ist es wahr, daß Demosthenes, im Geiste seiner und unsrer Zeit, sich für eine empfangene Ohrfeige hat bezahlen lassen; daß er sich selbst verwundet, als sey er

mit dem Feinde hart zusammengetroffen; daß er eine Rede für und gegen dieselbe Sache geschrieben, aus der Ferne sich mächtig gegen die Tyrannei erhoben, aber in der Nähe des Tyrannen Besinnung und Sprache verloren hat, dann finden wir ja für den Werth dieser Bildung in dem Bessern einen Masstab für das Schlechtere. Die Theatertugend, deren ganze Stärke, des Effektes wegen, in Wort, Geberde und Miene fährt, hat zum Handeln keine Kraft. Sie gleicht jenen geilen Gewächsen, die so üppig in Zweige und Laub aufschießen, daß sie an diese und einige taube Blüthen allen Saft verschwenden, und darum keine Früchte bringen. Die Lukretia auf den Bretern, die selbst das Hofgesinde auf Augenblicke zu römischen Gesinnungen erhebt, und gegen den Frevel des Sextus und die Willkühr des übermüthigen Tarquinius empört, sinkt, von den redseligen Anstrengungen der Tugend ermüdet, hinter den Kulissen, einem bis zu Thränen gerührten Liebhaber, von dem sie sich unterhalten läßt, in die Arme.

Phocion, der einzige Phocion, der so tugendhaft als weise und tapfer war, kannte seine Leute. Darum zieth er auch dem eiteln Volke, das Alles wollte, und nichts konnte, das von Freiheit schwätzte, und schwätzen hören wollte, und dem kein Gebrechen fehlte, das den Sklaven macht, zum erträglichen Frieden, weil der Krieg, den es nicht zu führen wußte, seinen Zustand

nur noch unerträglicher machen konnte. Begreiflich ist's, daß die derbe Wahrheit und der beißende Spott dieses in seiner tiefsten Seele gegen das Pöbelvolk empörten Mannes wie eine Art in den Stamm der blätter- und blüthenreichen Wohlredenheit des Demosthenes *) fuhr. Einen so ungefälligen und ungeselligen Menschen, der frech genug war, mit seiner Riesengröße über das Zwerggeschlecht hinauszuragen, schäffte man sich am gemächlichsten von der Seite, und die Athenienser verurtheilten ihn auch zum Tode. Der Mann, der fünf und vierzigmal den Oberbefehl über die Heere der Republik geführt hatte, war so arm, daß er nicht einmal das Gift bezahlen konnte, das zu trinken eine Volksversammlung ihn verdammt hatte. »Da man,« sagte er zu einem seiner Freunde, »in Athen den Tod kaufen muß, so trage diese »Schuld für mich ab, und gieb dem Nachrichter zwölf Drachmen.« Die leeren Schwätzer, die dem Pöbel nur von seinen Vorzügen, Tugenden und Rechten sprachen, waren natürlich ganz andre Leute, als Phocion, der bei dem rauschenden Beifall, mit dem das Volk eine Stelle seiner Rede aufnahm, betroffen fragte: »habe ich »denn was albernes gesagt?«

Wie viele Demosthenesche haben wir nicht unter und neben uns gesehen, die ohne eine Spur von des

*) Demosthenes selbst nannte Phocion die Axt seiner Reden.

Athenienſers ausgezeichnetem Talente zu beſitzen, ohne ſelbſt ſeinen guten Willen zu haben, ſich wie dieſer vor dem Volke geberdeten? Wir haben es gehört, wie ſie, noch gar nicht lange, vor der Menge, die ſie ihren Suverän nannten, um in ihrem Namen, als ihre Stellvertreter ihre Rechte auszuüben, gar liebliche Weiſen zu dem Feſte ſpielten, bei dem die edlere Römerratze den bethörten Sabinern, zwar nicht Weiber und Töchter, aber doch das Bischen Freiheit und geſunden Verſtand entführten, das Leute, mit den Geſinnungen des Phocion, ihnen gern erhalten hätten.

Theodor. Es ſcheint, daß Philipp ſeine Zeit und die Griechen gut genug kannte, um zu wiſſen, woran er mit ihnen war. Er gab ſich das Anſehen, den Redensarten der ſchönen Geiſter ein gefälliges Ohr zu leihen. Die ſelbſtgefällige Eitelkeit beſtach er mit leeren Schmeicheleien, den Eigennutz mit reeller Münze. Seines praktiſchen Wahlſpruchs gewiß, »daß keine Mauer ſo hoch ſey, über die nicht ein mit Gold beladenes Maulthier komme,« ſchritt er in der Unterwerfung Griechenlands unaufhaltſam vor. Er kannte die Menſchen genug, um ſie zu verachten, und verachtete ſie genug, um ſie zu ſeinem Zwecke zu gebrauchen. Doch ehrte er ſich zu Zeiten darin, daß er die Schlechtigkeit, auch wo ſie ihm nützlich war, nicht als Vorzug oder Verdienſt ausgezeichnet wiſſen wollte. Durch Beſtechung war er Herr

einer festen Stadt geworden. Die Mazedonier hießen die, welche sich hatten bestechen lassen, öffentlich Verräther, und da diese sich bei Philipp darüber beschwerten, antwortete er: »Meine Soldaten sind rohe Leute; sie nennen die Dinge bei ihrem Namen.« So werden wir immer finden, daß es keinen schlechten Tyrannen giebt, der nicht noch schlechtere Sklaven hätte, und daß diese öfter jenen machen, als jener diese. Ein Volk, das durch eine gewaltthätige Regierung unterdrückt wird, hat fast immer das Recht verwirkt, sich darüber zu beklagen. Es gleicht einem schlechten Haushälter, der Beschwerde darüber führt, daß sich seine Vermögensumstände verschlimmern. Ist eine Nation einmal im Zuge, sich der Gunst und Gnade der Willkühr zu überlassen, dann ist sie wenigstens so unwiderstehlich, als wenn sie ihre Freiheit will. Wer widerstrebt, wird fortgerissen, niedergetreten, oder bleibt einsam stehen.

Emil. So stund Phocion; er war vielleicht der einzige, der sich nicht kaufen ließ. Ein Grund mehr, den Sonderling zu verfolgen, der, durch seine eigne Art, jede freundliche Nachbarschaft abstieß, und zu demüthigenden Vergleichungen Anlaß gab. Man spielt eine gar dumme Rolle unter Leuten, die zu leben wissen, wenn man sich auf ihre Lebensart nicht versteht. Merkwürdig ist, daß gerade in diese ruchlose Zeit die heiligen Kriege fallen, in denen sich alles Unheilige vereinigt.

Theodor. Ich finde dies sehr natürlich. Wenn die vornehmen Leute keine Religion mehr haben, dann machen sie dieselbe zum Werkzeuge ihrer Leidenschaften, zum Mittel, ihre Zwecke zu erreichen. Das ist eben der Vorzug der gescheidten Schlechtigkeit, daß sie das Gute zum Dienste des Bösen geschickt zu gebrauchen weiß. Von der Lippe strömen die Ergießungen frommer Gottesfurcht und heiliger Andacht am heredtesten, wenn der Glaube an Gott und Tugend aus der Brust gewichen ist.

Emil. Auch das gehört zu den Zeichen der Zeit. Werfen wir nun einen vergleichenden Blick auf die unsrige! Haben wir Griechen nicht den Philipp gesehen, und erwarten nun den Alexander, der auch zuverlässig kommen wird? Unsre Schlacht von Chäronea ist schon geschlagen. Die dummen Thebaner wollen das nur nicht begreifen. Ich halte unsre Krankheit für unheilbar, weil sie in unsern Sitten, Meinungen, Bedürfnissen und Angewöhnungen, kurz in unsrer ganzen Lebensweise liegt. Gesetze und Verfassungen können uns nicht helfen, weil der Mensch verdorben ist, der beste Bürger aber nicht den Menschen, der gute Mensch dagegen den schlechtesten Bürger bessern kann. Die trefflichsten Gesetze und Institutionen sind immer durch die moralische Verderbniß der Völker untergegangen; aber sie haben noch kein verdorbenes Volk gerettet. Richtet den Bürger in dem gefallenen Menschen noch so künstlich auf; der Affe tanzt

gewandt und zierlich, die Hunde spielen, in Herren- und Damenkleidern, anständig ihre Rollen. Fahren aber Nüsse oder eine Kalbskeule unter sie, dann siegt die eigenthümliche Natur, und das Vieh wirft sich, den schönen Anstand und die Kunst vergessend, über die Leckerbissen her. So ist der Bürger mit seinen besten Institutionen und Gesetzen, wenn der Mensch nichts taugt.

Theodor. Ich hoffe, du gehst zu weit, und deine schreckliche Voraussagung bleibt wenigstens größtentheils unerfüllt. Ich läugne das Uebel nicht, das sich nur zu augenscheinlich in allen seinen verderblichen Folgen zeigt; aber ich meine, es sey zu heilen. Ich halte mich auch meiner Sache für so gewiß, daß ich in diesem Punkte wenigstens mit Erfolg als dein Gegner aufzutreten hoffe.

Emil. Dafür will ich dir dankbar seyn, und dich als den trefflichsten Arzt verehren, weil du zwei gefährliche Kranke auf einmal heilest: unsre Staaten von der Gewißheit ihrer nahen Auflösung, mich von meinem Glauben, daß sie unheilbar seyen. Doch wollen wir nichts übereilen, und uns erst von dem Zustande des Leidenden genau unterrichten, ehe wir darüber erkennen.

Theodor. Ganz recht. So lösen wir Vertrauen ein, und verdienen es. Ein tüchtiger und gewissenhafter Richter fängt damit an, sich von der Sache, über die er sprechen will, die vollständigste Kenntniß zu verschaffen.

Emil. Wie sich uns die Griechen zeigten, so finden wir auch die Römer. Keine Staatskunst, keine Tugend ihrer großen Männer kann sie retten. Cicero spricht unvergleichlich. Virgil, Horaz und Ovid machen die schönsten Verse. Die Künste blühen, Weise lehren, Philosophen disputiren, Redner glänzen, vorzügliche Geschichtschreiber stellen treffende Gemälde beßrer Zeiten auf, und zeigen den verdorbenen ihr Verderben. Umsonst. Der Bürger geht im Menschen unter. Alle Bande, die das öffentliche und häusliche Leben einträchtig zusammenhielten, lösen sich. Der Staat zerfällt, und das geschieht bei aller Herrlichkeit an That und Wort, bei ungeheurer Macht, bei der höchsten Entwickelung schöner Anlagen und Kräfte. Es ist, als sähe man einen Menschen mit blühendem Gesicht, dessen ganzes Aeussere die reife Stärke des männlichen Alters zeigt, durch ein inneres Uebel aufgelöst, dem Grabe entgegensinken. Glänzende Siege, eroberte Provinzen, unterworfene Könige, prächtige Denkmale der Kunst, Muster der Poesie, Beredsamkeit und Philosophie fügen an dem unermeßlichen Gebäude Säulen an Säulen, Gemach an Gemach und Stock an Stock, und von regem Fleiße und gewaltiger Kraft gefördert steigt das Werk kühn und stolz empor. Aber im Innern zerfällt es unbemerkt, weil im Verborgenen der Boden untergraben, das Holzwerk durchfressen wird. Je größer sich der Bau

erhebt, desto schneller und fürchterlicher stürzt er in sich zusammen.

Hören wir, was Sallust von den Römern in dieser Hinsicht sagt: »Unsre Ahnen wetteiferten mit einander in rühmlichen und ehrenvollen Thaten; diese hielten sie für den wahren Reichthum; in ihnen suchten sie ihre Auszeichnung; nach Ruhm geizend waren sie freigebig mit dem Gelde, strebten nach großer Ehre, und nach mäßigem, ehrbarem Vermögen. Darum herrschten im Frieden und Kriege gute Sitten, die größte Eintracht, und der Geiz war verbannt. Auf Recht und Ordnung ward gehalten, weniger weil es so das Gesetz gebot, als weil die eigne Natur dazu trieb. Mit dem Feinde lebte man in Kampf und Hader, mit den Seinigen im Frieden, und es gab keinen Streit, als wie die Bürger sich in Tugend zu übertreffen suchten. Im Oeffentlichen war man glänzend, selbst verschwenderisch in den Opfern, im Häuslichen sparsam, in der Freundschaft treu. Durch die beiden Vorzüge, den Muth im Kriege, und die Gerechtigkeit im Frieden, erhielten und förderten sie ihr eignes und des Staates Wohl. Beweise sind, daß im Kriege öfter Leute bestraft wurden, die gegen den Befehl den Feind bekämpft, und aus dem Gefechte gerufen, dasselbe fortgesetzt haben, als solche, welche von den Fahnen gewichen, oder vor dem Feinde geflohen waren; und daß sie im Frieden mehr durch Wohlthun

als durch Furcht herrschten, und eine Beleidigung lieber vergaben als rächten.

»Da man aber durch Kraft und Tugend mächtig und reich geworden war, änderte sich die Gestalt der Dinge. Die, welche Anstrengungen, Gefahren und Unfälle leicht ertragen hatten, fanden in Muse und Reichthum, die Andern so wünschenswerthe Güter sind, ihre Noth und Plage. So erhob sich zuerst die Begierde nach Geld, dann nach Gewalt: und hier sehen wir die Quelle aller unsrer Uebel; denn die Habsucht vernichtet Treue und Glauben, Redlichkeit und jede gute Gesinnung, und setzt an ihre Stelle Uebermuth, Grausamkeit, Verachtung der Götter und Käuflichkeit in Allem. Die Menschen wurden falsch; trugen Anderes verschlossen im Busen, und hatten Anderes auf der geläufigen Zunge. Ueber Freundschaft und Feindschaft entschied nicht das wahre wirkliche Verhältniß, sondern der Vortheil, den man daraus zu ziehen hoffte, und man kümmerte sich wenig um das innere Gefühl, wenn nur das Gesicht zu lügen wußte. Erst zeigte sich das Uebel allmählig, wurde auch manchmal bekämpft; da aber die Seuche, wie eine wahre Pest, um sich griff, wechselte auch die Regierung, und wie sie früher gerecht und gut gewesen, ward sie nun grausam und unerträglich. Doch quälte die Gemüther erst mehr Ehr- als Geldgeiz, und jenes Laster ist der Tugend nicht so entfremdet, wie dieses;

denn nach Ruhm, Ehre und Herrschaft strebt der Gute, wie der Schlechte, nur jener auf rechtem Wege, dieser aber, weil ihm löbliche Mittel fehlen, durch Falschheit, Betrug und List. Der Geiz will nur Geld, nach dem keinem Weisen je gelüstet hat, und er frißt, wie von verderblichem Gifte getränkt, des Mannes Leib und Seele an. Immer gränzenlos und unersättlich mindert ihn weder Ueberfluß noch Mangel. Da aber L. Sulla sich, mit den Waffen in der Hand, der Staatsgewalt bemächtigt hatte, und ein guter Anfang ein schlechtes Ende nahm; raubte und riß Jeder an sich, was er erreichen konnte; diesem gelüstete nach der Wohnung, jenem nach den Ländereien eines Andern, und der Sieger kannte weder Ziel noch Maaß.

»Nachdem der Reichthum eine Ehre geworden war, und Ruhm, Ansehen und Gewalt sich in seinem Gefolge zeigten, erstechte die Tugend, die Armuth ward zum Verbrechen, und die Unschuld galt für böse Gesinnung. Darum bemächtigte sich der Jugend mit dem Reichthum Schwelgerei, Habsucht und Uebermuth; man stahl und raubte, suchte den Genuß, verschleuderte das Seinige, strebte nach fremdem Gute, achtete nicht Scham und Anstand, warf Göttliches und Menschliches durcheinander und kannte in Nichts mehr Rücksicht, keine Grenzen. Es lohnt sich der Mühe, die Häuser und Landgüter zu betrachten, die wie Städte aussehen, und dann die

Tempel, welche unsre frommen Väter erbauet haben. Diese schmückten sie mit Andacht, ihre Wohnungen mit Ruhm; den Besiegten nahmen sie nichts, als das Vermögen Unrecht zu thun. Aber diese feigen Menschen brachten, auf höchst verbrecherische Weise, die Bundesgenossen um Alles, was unsre muthigen Vorfahren im Siege den Feinden gelassen hatten, und betrugen sich, als heiße Unrechtthun erst Gebrauch von seiner Gewalt und Würde machen. Liederlichkeit und Wohllust rissen ein. Männer ließen sich wie Weiber brauchen; diese trugen ihre Reize feil, und des Gaumens wegen wurden Erde und Meer durchsucht; man schlief, ohne Schlaf zu haben, und wartete weder Hunger noch Durst, weder Kälte noch Müdigkeit ab, sondern kam schwelgerisch dem Bedürfniß durch seine Befriedigung zuvor. Auf diese Weise wurden junge Leute, wenn ihr eignes Vermögen nicht hinreichte, zu Verbrechen getrieben u. s. w.«

Theodor. In dem Spiegel sehen wir allerdings ein Gesicht, das Aehnlichkeit mit dem unsrigen hat. Auch will ich nicht läugnen, daß die zivilisirten Völker fast alle auf einem Punkte stehen, der bisher die Sommer-Sonnenwende ihres Glücks gewesen ist; von da ging es immer wieder rückwärts. Folgt aber daraus, daß wir denselben Weg nehmen müssen?

Emil. So lange wenigstens wir keinen andern kennen.

Theodor. Es scheint, du bist auch dem Glauben zugethan, der Mensch in seinem rohen Zustande sey besser als der gebildete.

Emil. Daß er moralisch besser sey, will ich eben nicht behaupten. Gewiß aber ist, daß Laster und Verbrechen bei dem einfachen, natürlichen Menschen ungleich seltner sind, als bei dem kultivirten. Rousseau war der Meinung, der Naturstand sey der wahre Stand des Menschen, in welchem dieser wenigstens am glücklichsten lebe. Der natürliche Stand des Menschen ist er nicht, weil die Natur selbst diesen allenthalben nöthigt, denselben zu verlassen. Der Philosoph von Genf verdammte die Künste und Wissenschaften als eine von den Ursachen der mannigfaltigen Uebel, an denen zivilisirte Völker leiden. Künste und Wissenschaften sind aber nur gleichzeitige Erscheinungen, die er allenthalben den Stand der Völker begleiten sah, gegen den er sich erbittert fühlte; und so nahm er als Ursache einer Krankheit an, was die Natur wohlthätig als Linderungsmittel zu ihr gesellte. Unser gesellschaftlicher, bürgerlicher und politischer Zustand würde ohne Künste und Wissenschaften, wo nicht derselbe, doch gewiß noch schlimmer seyn.

Bei jedem Volke erhielt sich die Tradition einer früheren besseren Zeit, eines verlornen Paradieses, eines untergegangenen goldnen Zeitalters. Alle Traditionen stimmen sogar in der Schilderung dieses glücklichen Kin-

desalters der Menschheit überein. Es herrschte, wie sie sagen, Freiheit, ein gleiches Recht auf die Güter dieser Erde, Unschuld und Zufriedenheit. Dieser Stand ist kein Traum; denn so lange der Mensch von dem lebte, was die Natur ihm gab; so lange seine einfachen Wünsche sich auf das leicht zu Erwerbende beschränkten, waren keine oder nur wenige Gesetze nöthig. Das natürliche Gefühl von Billigkeit ersetzte sie. Das Heer von Leidenschaften, die den zivilisirten Menschen gleich Furien geisseln, war unbekannt.

Der Stand der Wildheit und Barbarei schien Manchem glücklicher, als der einer verfeinerten Kultur und Zivilisation. Tacitus verbirgt es nicht, wie hoch er die tugendhaften, freien deutschen Barbaren über die lasterhaften, sklavischen, zivilisirten Römer setzt. Der Auszug der Geschichte des Trogus Pompejus, den wir von Justin besitzen, enthält ähnliche Bemerkungen, wie wir sie bei vielen Alten finden. Ich will hier nur eine Stelle aus dem zweiten Buche, in welchem von den Scythen die Rede ist, übersetzen:

»Die Scythen,« heißt es daselbst, »besitzen kein begrenztes Eigenthum; denn da sie ihre Heerden weiden, und mit ihnen durch ödes Land ziehen, bauen sie weder Feld, noch haben sie Obdach und einen festen Wohnsitz. Ihre Weiber und Kinder fahren sie auf Karren nach, die zum Schutze gegen Wind und Regen mit Häuten über-

zogen sind, und ihnen zur Wohnung dienen. Gerechtigkeit üben sie aus natürlichem Gefühle, und nicht nach Gesetzen. Nach Gold und Silber dürsten sie nicht wie die übrigen Menschen. Ihre Nahrung besteht aus Milch und Honig. Diese Mäßigkeit macht sie gerecht, weil sie nach fremdem Gute nicht lüstern sind; denn nur wo man den Gebrauch der Reichthümer kennt, kennt man auch die Begierde nach denselben. Es wäre zu wünschen, daß bei den übrigen Sterblichen eine gleiche Mäßigung und Enthaltsamkeit von fremdem Gute herrschte, dann würden wahrhaftig nicht die ewigen Kriege auf der weiten Erde wüthen, und die mörderischen Waffen nicht mehr Menschen hinwegraffen als der natürliche Tod. Es scheint wirklich wunderbar, daß dieses Volk von der Natur hat, was die Griechen durch die lange gesammelte Wissenschaft ihrer Weisen und die Lehren ihrer Philosophen nicht erlangen konnten, und daß ziviliſirte Sitten der rohen Barbarei nachstehen. So viel mehr wirkt bei jenen die Unkenntniß der Verbrechen, als bei diesen die Kenntniß der Tugend.« *)

Warum sollten aber ziviliſirte Menschen unglücklicher seyn als der Wilde und Barbar? Warum herrschen bei

*) Justini historiarum ex Trogo Pompejo libri XLIV. Liber II. Caput II.

diesem weniger Verbrechen als bei jenen? Weil das Glück des Menschen weniger in dem besteht, was er besitzt, als was er zu besitzen wünscht; weil die zahllosen Bedürfnisse in ihm zahllose Leidenschaften wecken; weil der zivilisirte Mensch tausend Gegenstände braucht, um sich glücklich zu fühlen, folglich auch eine tausendfache Anstrengung, um diese Gegenstände zu erwerben; weil er tausend Möglichkeiten ausgesetzt ist, sie zu entbehren, tausendmal in den Fall kommt, sie einem Andern streitig zu machen, oder ihn darum zu beneiden, und dieser Zustand also der wahre Stand des Krieges Aller gegen Alle (bellum omnium contra omnes) ist.

Theodor. Diese Ansichten und Bemerkungen mögen ganz richtig seyn, was ich zuzugeben auch kein Bedenken trage. Sie passen auf alle Völker in derselben Lage. Wie sehr aber hat sich alles in der neuern Zeit, durch die Verbreitung des Handels und der Industrie, durch die Presse, den Gebrauch des Pulvers und die repräsentative Verfassung geändert?

Emil. Davon später, wenn du willst! Zugestehen wirst du mir doch auch, daß man einem unterdrückten Volke seine Freiheit geben, es selbst aber nur sich frei machen kann. Wir haben ein ganz einfaches Mittel, die Tyrannen los zu werden; das aber die Tyrannei zu verbannen, ist äußerst zusammengesetzt und schwer. Gesetze ohne Sitten fruchten wenig oder nichts. Dieser

Meinung war ein alter Dichter, der sich darauf verstund *). Derselben Meinung waren die alten Gesetzgeber und Weisen. Und wirklich liegt hier das ganze Geheimniß. Thrasybul vertrieb die dreißig Tyrannen aus Athen; aber darum ward Athen nicht frei. Sparta fiel, da es sich von den Institutionen Lykurgs entfernte, die sich fast einzig auf die Sitten und Lebensweise der Bürger bezogen. Brutus mordete den Cäsar; aber weit entfernt, Rom dadurch die Freiheit wiederzugeben, stieß er es tiefer in die Sklaverei hinab. Nicht der auf sein Recht hält, ist frei und verdient es zu seyn, sondern der, dem auch seine Pflichten nicht weniger heilig sind. Ein sklavisches Volk von seinem Tyrannen erlösen, heißt ein schlecht gehaltenes Feld von dem Unkraut reinigen, indem man dasselbe über dem Boden abschneidet. Auf der Oberfläche verschwindet es eine kurze Zeit, aber um aus den Wurzeln, die in dem Boden liegen, desto üppiger hervorzutreiben.

Ist es in der neuen Zeit anders, als es in der alten war? Das frei gewordene Frankreich hat die Rechte des Menschen und Bürgers feierlich verkündet; von wem aber sind sie geachtet worden? Wann war Frankreich, seit 1790, frei? Vielleicht unter der Herrschaft der

*) Quid leges, sine moribus vanae, proficiunt? Hor. Od. 19. L. 3.

Vorstädte, der Sektionen oder der Gemeinde von Paris? unter dem Konvente, oder mit dem Direktorium? mit seinen Konsulen oder als Kaiserthum? Im Jahre 1815, oder in der zweiten verbesserten Auflage desselben, im Jahre 1820? Waren die Jakobiner vielleicht mäßiger und gerechter als die Ultra, die Liberalen bescheidener und wahrheitliebender als die Servilen? Haben sich die Minerve und der Constitutionnel weniger Einseitigkeit und Parteilichkeit vorzuwerfen, als der Conservateur und die Quotidienne? Welches Schauspiel bietet das uns wegen seiner Freiheit so gepriesene England dar? Ist ihm viel mehr davon geblieben, als das Ministerium mit seiner oligarchischen Majorität im Senate, des eignen Vortheils wegen, ihm lassen will? Und warlich es stünde noch schlimmer, wenn die Willkühr die gerade Derbheit des altbrittischen Karakters nicht schonen müßte! Freilich thun wir uns viel darauf zu gut, daß wir, menschlicher als die Alten, die Rechte und die Würde des Menschen mehr achten, und die häusliche Sklaverei nicht kennen. Es wäre aber doch möglich, daß wir auch diese Art von Sklaverei noch hätten, wenn unsre Wirthschaft, die Betriebsamkeit und der Gewerbfleiß ihre Rechnung dabei fänden. Das Recht, die Vertreter des Volks zu wählen, und es bei der Gesetzgebung zu vertreten, hängt von den Steuern ab, die wir bezahlen. Man muß gestehen, daß eine solche An-

ordnung die Menschheit ehrt, und ihre Rechte und Würde achtet, vorausgesetzt, daß nur die reichen Leute Menschen sind, und nur das Vermögen Rechte und Würde giebt. Zum Lobe unsrer Verfassungen braucht man nichts anzuführen, als daß, nach ihnen, weder Epaminondas noch Phocion, weder Curius noch Fabricius Mitglieder der landständischen Versammlung des kleinsten Staates werden könnten. Uebrigens wüßte ich doch auch wahrhaftig nicht, um was der griechische und römische Sklave die Arbeiter in den englischen Fabriken, und der Spartaner die Yeomanry zu beneiden hätte.

Die vereinigten Staaten, wo am meisten wirkliche und wahre Freiheit herrscht, verdanken dieselbe auch mehr dem ökonomischen und sittlichen Zustande ihrer Bewohner, als den Gesetzen und der Verfassung. John Adams, ohne Zweifel ein kompetenter Richter in dieser Sache, behauptet darum auch, man sey in den vereinigten Staaten vor der Befreiung von der englischen Herrschaft schon frei gewesen, und zwar durch eine gewisse Gleichheit des Vermögens, durch die Einfachheit der Sitten, und die Leichtigkeit, mit welcher Jeder, der Lust und Kraft hat zu arbeiten, die Bedürfnisse des Lebens befriedigen kann. Durchgehen wir die Geschichte der Völker mit einiger Aufmerksamkeit, dann finden wir, daß dies bei allen der Fall gewesen ist. Ich wüßte mich wenigstens keines Staates zu erinnern, in welchem der

Bürger frei gewesen wäre bei großer Ungleichheit des Vermögens und der geistigen Bildung, und bei hoher Verfeinerung in Sitten und Lebensweise. Unfehlbar erwartet auch die Freistaaten Nordamerikas das Loos der europäischen Völker, sobald sie in der Entwickelung ihres gesellschaftlichen Zustandes zu demselben Grade von Kultur, Vermögensungleichheit und Bevölkerung gekommen sind.

Was unsre bedenkliche Lage aber noch bedenklicher macht, ist der moralische Skeptizism oder Indifferentism, der bis in die untersten Volksklassen gedrungen, die gänzliche Erschlaffung aller religiösen Bande, die den Menschen sonst durch Furcht und Hoffnung, durch die Schrecken des Gewissens auf dem Wege der Pflicht erhielten. Was dürfen wir von einem Geschlechte erwarten, das zahllosen Bedürfnissen, Begierden und Leidenschaften hingegeben, die Gewalt, die es regieren soll, hasset oder verachtet, keinen Himmel hofft und keine Hölle fürchtet?

Theodor. Die Regierungen werden freilich darauf denken müssen, die Liebe und Achtung der Völker zu gewinnen. Das aber halte ich für kein besonders großes Unglück; und wollen sie es nur ernstlich versuchen, dann bin ich überzeugt, daß der Versuch gelingen wird. Gemächlicher ist es allerdings, jeden begründeten Anspruch des Bürgers mit dem Schilde der Legitimität abzuwehren,

die Beschwerde desselben, als revolutionaire Umtriebe zu verfolgen und die allerhöchsten und höchsten Verfügungen mit dem car tel est notre bon plaisir zu motiviren und zu rechtfertigen, als mit Weisheit und Gerechtigkeit zu regieren. Wer sagen darf: »Ich will es, und mein Wille ist Gesetz,« der hat es freilich leichter, als ein Regent, der, weil er an der Spitze eines großherzigen und aufgeklärten Volks zu stehen den Muth hat, auch der Erste im Volke an Großherzigkeit und Einsicht zu seyn sich bestrebt. Seit wann aber wäre der Beruf, Völker zu leiten, für das Wohl von Millionen zu sorgen, und ihr Schicksal zu bestimmen, eine gemächliche und leichte Arbeit geworden, die sich spielend und wie zum Zeitvertreibe abthun läßt? Ich will die Sünden der Völker nicht zu Tugenden machen; ich will das Böse nicht rechtfertigen, das sie gethan, die Frevel nicht beschönigen, die sie in blinder Wuth verübt. Aber legt man auch, was die Geschichte und Tradition von der Raserei und Schlechtigkeit des Pöbels durch Jahrtausende zu erzählen weiß, in die eine Schale einer Wage, und den Inhalt von zehn Regierungen wüster Fürsten, wie die Vergangenheit sie zu Hunderten aufzuweisen hat, in die andere, wirft diese nicht mit Leichtigkeit jene in die Höhe? Warum hat man ein so treues Gedächtniß und ein so strenges Urtheil für das Böse, das ein zur Verzweiflung gequältes, in thierischer Erniedrigung

gehaltenes Volk gethan, und eine so leichte Vergeßlichkeit und so viel Nachsicht für die Strafbaren, die es bis zur Wuth gereizt, und in stumpfsinniger Rohheit festgehalten haben? Auf welcher Seite ist denn die größte Verantwortlichkeit und Schuld? Doch ohne Zweifel auf der eigenmächtiger, träger und unfähiger Regierungen, meine ich, die wissen sollten, daß sie des Volks wegen da sind, nicht aber die Völker des Herrschers wegen. Selbst die Verbrechen und Verirrungen des Pöbels fallen größtentheils, wo nicht ganz, auf die Gewalthaber zurück, wie die Vergehen der Kinder auf ihre Eltern; denn ein verdorbenes, meuterisches Volk setzt eine schlechte, schwache Regierung voraus.

Was die Klagen über Mangel an religiösem Sinn und Glauben betrifft, so finde ich sie keineswegs ungegründet. Aber so groß auch der Nachtheil seyn mag, der für die Gesellschaft daraus entstehen kann, so wird er doch immer unbedeutend seyn gegen die Schrecken und Verwüstungen, gegen die Verbrechen und Schandthaten des Aberglaubens. Es schmerzt mich, daß man von allen Seiten das fürchterliche Geschrei erhebt über einige Momente gewaltthätiger Ausbrüche eines bis zur Rasterei empörten, oder auch absichtlich irre geführten Volks, aber ganze blutige Jahrhunderte schmählicher monarchischer und aristokratischer Gewaltherrschaft vergißt; daß man den Untergang der Welt verkündet, wenn der Donner

über die Predigt seines Pfarrers lacht, oder mit frecher Stirn einen Meineid schwört. Sind die Verheerungen, Morde und Meuchelmorde, die Räubereien, Plünderungen, Kelchvergiftungen, muthwillig gebrochenen Eide, und alle die heimlichen und öffentlichen Sünden der Tyrannei und des Aberglaubens vielleicht in der Regel, und die Gräuel der Anarchie und des Unglaubens unerlaubte Ausnahmen? Waren die Zeiten vielleicht besser, in denen die blödsinnige Unterwürfigkeit jede tolle Laune der Gewalt als einen geheiligten Ausspruch des Himmels verehrte? wo Freigelassene, Mätressen und Höflinge, nach Belieben, mit dem Leben und Eigenthum des Bürgers schalteten? wo der übermüthige Priester sich an die Stelle Gottes setzte, mit Bann und Kirchenbuße das blinde Volk beherrschte, wie der Hof mit Kerker und Landesverweisung, mit Justiz- und andern Morden, mit lettres de cachet, und den Leib und die Seele zugleich in Fesseln legte? wo Stifter und Klöster, Kapitel und Orden in schwelgendem Müßiggang das Mark des Landes mit dem Hofgesinde und dem Adel verzehrten, die Gewissen durch die Schrecken des Aberglaubens geängstigt, Andersdenkende, im Namen Gottes, auf Scheiterhaufen geopfert, mit Hunden gehetzt, von Söldlingen niedergemetzelt, oder, zu Tausenden, von Haus und Hof vertrieben wurden? wo die Aristokraten den gemeinen Bürger und Bauer weniger als das Vieh achteten,

ihn durch Frohnen entkräfteten, zum Treiben auf der Jagd brauchten, wie das Wild zusammenschossen und über sein Weib und seine Töchter verfügen durften? Bessre Zeiten wären also die der Inquisition, der Bluthochzeiten und Pulververschwörungen, des Mönch- und Ritterthums — welches letztere, nach des romantischen Chateaubriand Bemerkung, in dem Französischen von den Geschöpfen Gottes seinen Namen hat, die so edel sind, daß sich die ausgezeichneteste, tapferste und edelmüthigste Klasse der menschlichen Gesellschaft nach ihnen nennt, Chevaliers nämlich von cheval — der Klöster und Burgen, der Religionskriege, der Widerrufung des Edikts von Nantes, und ähnliche gewesen? Das ist, ich weiß es wohl, nicht deine Meinung; auch liegt dieser Sinn nicht in deiner Rede. Aber selbst in unsern Klagen müssen wir vorsichtig seyn, weil unser Jammern über das Verderben der gegenwärtigen bösen Zeit den Lobrednern der weit verdorbenern alten guten, wo die geistliche und weltliche Tyrannei sich in die Welt theilte, oder darum stritt, gar gern als ein Sehnen nach jenen goldnen Jahrhunderten der Willkühr erscheint, das zu befriedigen sie auch immer geneigt und fertig sind. Wir aber, denke ich, wollen sie nicht, und die Lust nach ihr mag auch, im Allgemeinen, nicht so heftig seyn, als man sie, an manchen Orten, vorauszusetzen pflegt. Eben so wenig wollen wir freilich Anarchie und Unglauben;

aber zwischen ihnen und der Despotie, der Oligarchie und dem Aberglauben ist der wesentliche Unterschied, daß Anarchie und Unglaube, ihrer Natur nach, nur vorübergehend seyn können, und sich selbst zerstören, Despotie, Oligarchie und Aberglaube aber sich immer mehr befestigen und weiter um sich greifen. Das Volk liebt Ruhe und friedlichen Genuß, und ist dem Aufstande und inneren Kriege abgeneigt, deren Opfer es immer selbst wird. Sein Gemüth, das sinnliche Eindrücke und lebhafte Erschütterungen nicht entbehren kann, gefällt sich nie lange in leerer Freigeisterei, und giebt sich lieber den Zeremonien, Hoffnungen und Schrecken des Aberglaubens hin.

Emil. Mir aus der Seele gesprochen, lieber Theodor! Doch enthält, was du gesagt, nach meiner Einsicht, mehr allgemeine Wahrheit, als solche, die gerade für unsre Zeit besonders wichtig und anwendbar wäre. Ich müßte mich sehr täuschen, oder wir sind auf dem Wege des Unglaubens und einer absoluten allgemeinen Gleichheit, die im Geschmacke der Menge ist. Diesem Zuge, den ich gegenwärtig vorherrschend finde, sollten wir vorzüglich entgegenwirken, damit wir, auf dem Wege von der Willkühr zur Freiheit, diese nicht in wilder Hast überspringen, und bei dem andern Extreme, der Zügellosigkeit, eintreffen, die uns nothwendig der Willkühr wieder überliefern muß. Wenn es schon ein großes Verdienst ist, seine Zeit zu kennen, dann mag es doch

wohl ein noch größres seyn, ihren gefährlichen und bösen Neigungen zu widerstreben. - Ohne Zweifel findet man es gemächlicher und einträglicher, ihrer Bewegung nachzugeben, ihrem Zuge zu folgen und ihrem Hange zu schmeicheln. Wenigstens wagt man dabei nicht viel, und setzt sich der Gefahr nicht aus, ein Martyrer zu werden. Aber wer es gut meint mit dem Volke und seiner Sache, die auch immer die der Gerechtigkeit und Wahrheit ist und seyn muß, der tritt jeder Willkühr, jeder Ungerechtigkeit und Lüge und allem falschen Schein feindlich entgegen, dem nächsten und drohendsten Uebel aber am entschlossensten und ersten, weil uns obliegt, für die nächste Zeit und die nächste Umgebung zuerst zu sorgen.

Theodor. Ganz recht! Darum sollen wir auch den ältesten und gefährlichsten Feind der Völker und Menschen, die Willkühr, Eigenmacht und Selbstsucht der Kasten und Regierungen am muthigsten bekämpfen. Er ist der älteste und stärkste, steht uns am nächsten, und ist so tief in die menschliche Natur eingewachsen, daß er sich immer wieder mit verjüngter Kraft erhebt, wo er der Todesschwäche zu erliegen schien. Wie Anteus gewinnt er neue Stärke, wenn er auch nur mit der Spitze einer Zehe mütterlichen Boden findet; und diesen findet er allenthalben, wo es Menschen giebt, die sich auf Kosten Andrer erheben möchten. Darüber, wie über so manchen Gegenstand, der, unbegreiflicherweise, nur noch

noch Gesinnungen und Gefühle entzweit, sind wir ziemlich einverstanden. Freilich scheint es, als sähen wir beide nicht denselben Feind, aber doch wenigstens nicht an derselben Stelle. Du hältst die Gefahr der Anarchie und des Unglaubens für bedenklich und nahe. Dieser Meinung bin ich so wenig, daß ich unsre müßige Vielwisserei, und unsre dumme, unbehülfliche Gelahrtheit fast für bedenklicher als selbst den Unglauben halte, der dich, wie die Anarchie, zu sehr in Schrecken setzt. Leben wir nicht in so vielen Zeiten, daß uns in der eignen Zeit und für dieselbe zu leben keine mehr übrig bleibt? Kennen wir nicht so viele Völker, Länder, Verfassungen, Sitten und Gesetze, daß wir, zur Kenntniß der unsrigen, kaum mehr Muße und Lust behalten? Wir wissen alles, nur setzen das Nöthige, kennen alles, am wenigsten aber das Nächste. Allenthalben sind wir einheimisch, nur nicht in der Heimath, und bei der ungeheuern Masse von Wissen und Hülfsmitteln wissen wir uns fast nie zu helfen. Wir gleichen Leuten, die seltne Gold- und Silberstücke, welche außer Kurs gekommen, in großem Vorrath haben, für das eigne Bedürfniß und fremden Beistand aber, im Augenblick der Noth, vergebens nach einem Groschen suchen. Unser Wissen ist einem botanischen Garten zu vergleichen, in dem kostbare Pflanzen und exotische Gewächse eine sorgfältige Pflege finden, während unsre Korn- und Waizenfelder im schlechtesten Zu-

stande sind. Wir sind reiche Leute, haben aber im Augenblicke kaum zu leben. Als Gesetzgeber und Staatsleute wissen wir, was Moses, Lykurg, Solon, Numa und alle, die, vor und nach, ihre Völker gebildet haben, gethan, um Freiheit, Glück und Selbstständigkeit bei ihnen zu begründen; was wir aber für das unsrige thun sollen, ist uns unbekannt. Bald möchten wir, nach grossen Mustern, Deutsche und Franzosen zu Spartanern oder Römern machen, bald die feine Bildung Athens, oder lieber noch die derbe Kraft und fromme Geradheit des Mittelalters in unsre Mitte rufen. Wir versetzen Zeiten und Orte mit großer Leichtigkeit, und haben für Alles Rath, nur für die Zeit und den Ort nicht, wo wir leben. Das bedenken wir nicht, daß Moses, Lykurg, Solon, Numa und Ihresgleichen nur darum groß gewesen sind, weil sie für ihre Völker thaten, was man gerade für sie thun mußte, und daß man sie als Thoren verhöhnen würde, hätten sie aus Spartanern Hindus, aus Juden Perser und aus Römern Egypter machen wollen. Uns fehlt, vor lauter Wissen, die größte Wissenschaft, die uns thun lehrt, was an dieser Stelle, in diesem Augenblick geschehen soll. Wie alle Krankheiten entstanden sind, wie sie sich ausgebildet oder wieder verloren haben, das ist uns Aerzten wohl bekannt, nur nicht, wie wir das nun herrschende Uebel heilen sollen.

Wir umfassen Jahrtausende, und fassen darum oft nicht den einzigen vorübereilenden Moment.

Weit entfernt also, daß uns fremde Thorheit klüger machte, macht uns sogar fremde Weisheit thöricht. Wollen wir etwas rechtes seyn und thun, dann wird es uns schwer, das beste Vorbild sogleich aus dem reichen Plutarch auszufinden. Bald sind wir Coriolan, bald Curtius, bald Phocion, bald Cato, bald Sokrates, bald Epikur, nur nicht wir selbst, und darum auch nicht, was wir seyn sollten und seyn könnten. Mit dem Blicke an dem fernen Himmel fallen wir über die nächste Scholle Erde. Wie das Wunderkind Salmasius nennen wir den Stuhl in den alten und neuen Sprachen, und setzen uns neben ihn, wenn wir Platz darauf nehmen wollen. Oliven in Norwegen, isländisches Moos in Calabrien, Frucht im Frühling, Blüthe im Herbst, sind wir, mit dem Streben das Beste zu seyn, weder an dem rechten Orte, noch in der rechten Zeit, und können darum nicht gedeihen. Wahrhaftig, wer uns von der ungeheuern Gelahrtheit zu befreien im Stande wäre, sollte es thun, um uns verständiger zu machen. Denn wie die Sachen gegenwärtig stehen, dürften wir bald erleben, daß einer Folianten über die nährenden Gaben der Ceres schriebe, und darüber verlernte, den Essen-Brod nach dem Munde zu bringen. Ist es nicht ein Jammer in unsern Büchern, Akademien, Senaten, gesetzgebenden Körpern

und landständischen Kammern, wenn sie sich streiten, in Ministerialpartei und Opposition, in linke und rechte Seite und Bauch über die Frage theilen: Ob ein scharfes Messer besser schneide als ein stumpfes? Das Ding von Messer wird auf dem Ambos breiter und schwerer. Wissenschaft von den alten, neuen und Mittelalters-Schmiden so zerhämmert und zerschlagen, daß es am Ende nicht einmal mehr als Messer zu erkennen ist. Hört man unsre politischen Aerzte und Quacksalber, dann ist Europa krank, und leidet hier an tollen Revolutionsfieber und dort an der Abzehrung geplagter Knechtschaft; nur sie selbst sind kerngesund, und berufen und geschickt, den Patienten, den sie lieber beerben als heilen möchten, zu behandeln. Der verschreibt das Opium der absoluten Monarchie, jener die China ständischer Verfassung, dieser die Aderlaß einer Revolution, jener die Stahlkur guter Sitten. Man sieht wohl, daß die Meisten ein tüchtiges Schröpfen verordnen möchten, wenn sie nur gewiß wären, dabei als Schröpfköpfe gebraucht zu werden. Dort glaubt einer, ohne Aristokratie sey der Staat ein leichtes Schiff auf bewegter See ohne Ballast und Anker; hier meint ein Andrer, ohne Klöster, Kapitel, Ritterburgen, Turnier und Ahnenprobe müsse Europa untergehen. Wir sind wahrhaft hülfsbedürftig, aber auch vorzüglich gegen die unberufenen Helfer. Die Selbstliebe und der Eigendünkel hat sogar Gelehrteren

die Köpfe so verrückt, daß sie oft recht verständig reden, bis sie auf sich kommen, ihre Tugend, Rechtlichkeit und Einsicht, ihr Verdienst und ihre Unentbehrlichkeit; dann platzt, wie in jener Irrenanstalt, auf einmal der Narr heraus, der den Narren schilt, welcher Gottes Sohn zu seyn behauptet, wovon er selbst doch, der Gott Vater sey, wie er sagt, etwas wissen müßte!

Emil. Die Verschiedenheit der Ansicht mag weniger eine Folge der verschiedenen Einsicht als des verschiedenen Vortheils seyn. Rousseau meint, wenn die Vernunft auch den Menschen mache, so bestimme ihn doch das Gefühl. Unter Gefühl hat er wohl den ganzen sinnlichen Menschen mit seinen Bedürfnissen, Begierden und Leidenschaften verstanden. Der Prinz von Wales verläßt die Bank der Opposition, auf der er als Thronerbe gesessen, mit dem Tage, an dem der königliche Herr Vater zu den Vätern geht. Mit gleicher Behendigkeit vertauschen die Oppositionsglieder ihre Stellen, wenn sie in das Ministerium kommen, und die abgehenden Minister setzen sich, mit dem Gefolge ihrer zunickenden Pagoden, auf die Bank des Widerspruchs. In der französischen Deputirtenkammer zieht der ministerielle Kopf seinen gehorsamen Bauch nach sich; und wird ein Gemeiner in das Haus der Lords, oder ein Bürgerlicher in den Adelstand erhoben, dann legt er sich auch, mit seiner veränderten Stelle, dieser angemessene Grundsätze und Gesinnungen bei. Un-

möglich kann sich die Einsicht so schnell ändern, daß sonst gescheidte Leute über Nacht, und folglich gar oft im Schlafe eine ganz andre Ueberzeugung gewonnen hätten. Der Mensch möchte also in der Regel nicht so dumm als schlecht seyn.

Wie dem aber auch sey, der Gegensatz, der Widerspruch, der Kampf ist da, wir mögen über seine Ursache einig werden oder nicht. Darin sind wir wenigstens einverstanden, daß der politische, sittliche, intellektuelle, religiöse und ökonomische Zustand der gebildeten Völker unsres Welttheils uns, der Zukunft wegen, nur zu gegründete Besorgnisse einflößt; daß diese, wie wir oben gesehen, in ihrer gesellschaftlichen Entwickelung, einen Punkt erreicht haben, von dem die frühern Nationen ihrem nahen Verfall entgegengingen.

Theodor. So ist's. Und wenn meine Besorgnisse auch nicht alle gerade von der Art der deinigen sind, dann finde ich sie doch um nichts beruhigender. Ich gestehe die Gewißheit und Nähe der Gefahr ohne Bedenken ein. Das Wesentlichste aber wäre nun zu untersuchen, ob es nicht auch Mittel gebe, dieser Gefahr zu begegnen.

Eutk. Das möchte in einer Zeit, wo der Verstand seine Fastnacht, und die Leidenschaften und Begierden ihre Luperkalien zu feiern scheinen, so leicht nicht seyn. Ich will dir indessen meine Meinung aufrichtig sagen. Kam über das alte Rom eine ungewöhnlich große Gefahr,

die das Leben des Staates selbst bedrohete, und der die bestehenden Gesetze und Magistrate nicht gewachsen waren, dann ward ihre Wirksamkeit vorübergehend aufgehoben. An ihre Stelle trat der unbeschränkte Wille eines Mannes, von dessen Weisheit, Muth und Tugend man die Rettung des Vaterlands zu hoffen wagte. Ein Gleiches thaten Sparta und Athen, da Lykurg und Solon ihnen Gesetze gaben. Es ist nöthig, daß ein Mensch von überwiegender Kraft und Einsicht und von geprüfter Redlichkeit allmächtig sey, damit jeder hindernde und störende Einspruch des Unverstandes und der Bosheit verstumme, Ehrgeiz und Habsucht scheu zurücktreten, die Sophistereien der Klügklinge und die Lästerungen der Tadelsüchtigen schweigen und der Kampf der Leidenschaften und Begierden ruhe. Die Lage ist mit der eines Schiffes auf stürmischer See, in der Nähe von Sandbänken und Klippen zu vergleichen. Die Größe der Gefahr hat alle Bande des Gehorsams aufgelöst. Nur für sich besorgt sucht jeder Rettung, auch durch der Andren Untergang. Das wilde Schiffsvolk lärmt und flucht, der Fromme betet. Selbst die helfen wollen, stören sich in der Verwirrung; wo der eine beizieht, stößt der andre ab, und der Widerspruch macht die Gefahr um so größer, je zahlreicher die Helfer sind; denn wo Alle retten wollen, ist fast der Untergang gewiß. Gebt ihr in dieser Lage das Ruder nicht einem Manne, der Glau-

den und Vertrauen hat, der jeden an seiner Stelle zum pünktlichen Gehorsam zwingt, dann seyd ihr verloren. Das Leben Aller wird ihm übergeben, weil sie es durch ihn auch nur erhalten können. So handelten die Griechen und Römer, und mehr als einmal verdankten sie dieser Handlungsweise die Erhaltung des Vaterlands. Für gleiches Uebel rathe ich zu gleichem Mittel. Ist noch zu helfen, dann kann es nur der verständige, konsequente Despotism. Ich habe das Wort gesprochen; doch will ich um ein Wort nicht streiten. Nennen wir es, wenn es besser klingt, Diktatur. Ist die Gefahr vorüber, das Schiff im Hafen, oder wiegt es sich, von günstigem Wind getragen, auf klarer Flut, dann mag der muntern Verwirrung und dem muthwilligen Leichtsinne der Mannschaft wieder manches nachgesehen werden.

Theodor. Ich halte das Mittel fast für gefährlicher als die Krankheit selbst. Uebrigens möchte dieser Eine auch schwer zu finden, und seine Anstellung noch schwerer zu vollziehen seyn.

Emil. Wir finden diese Menschen nicht; aber der Augenblick findet sie, der sie braucht. Hätten wir, seit dreißig Jahren, was geschehen ist, berathen, anordnen und vollziehen sollen, wir würden uns oft in noch größerer Verlegenheit gesehen haben.

Theodor. Soll ich mich noch wundern, daß Leute, die ungleich an Kraft und Einsicht, sich fremd durch Er-

ziehung und Unterricht, getheilt durch vielfältige Verhältnisse des Lebens, sich feindlich gegenübergestellt durch Vorurtheile, Neigungen und Leidenschaften, durch verschiedene Interessen und entgegengesetzten Vortheil, unter sich in Uneinigkeit, Hader und Zwietracht leben, da wir beide, verwandt durch gleiche Bildung, befreundet durch ähnliche Gesinnungen und dasselbe Streben, beide das Rechte und Gute wollend, über einen so einfachen und wichtigen Gegenstand nicht einig sind? Du betrachtest als Heilmittel, was ich für Gift erkenne. Du willst die Welt durch einen konsequenten Despotism retten, da ich für sie nur Rettung in der Freiheit finde. Gewiß, lieber Emil, den Einen würdest du jetzt vergebens suchen, der mit der Kraft, der Erlöser der Welt zu seyn, auch den Willen dazu verbände. Wir haben Einen gesehen, von dem man solches zu hoffen wagte. Wie er war, erzeugt ein Jahrhundert wenige; die Verhältnisse aber, die ihn begünstigt haben, kommen vielleicht in einem Jahrtausende nicht wieder. Es schien, als hätte die Vorsehung so recht die Zeit für ihn, und ihn für die Zeit geschaffen, damit er ihr Retter würde; und er ward ihr Verderber. Du weißt, ich tadle nicht an ihm, daß er den Ehrgeiz hatte, sich zum Herrn der Welt zu machen. Auch ich war der Meinung, er suche die Diktatur im Geiste deines Einzigen. Wie sah sich seine Zeit betrogen, die er wie die eigne Bestimmung so sehr verkannte,

daß er ein gemeiner Herr seyn wollte von gemeinen Knechten! Glaube mir, was uns retten kann, ist Freiheit, Freiheit und ihre ewigen Begleiter, Gesetz und Recht. Um ihre Herrschaft zu begründen, giebt es ein sichres Mittel, aber auch nur eins: Stützt sie auf den aufgeklärten Willen und das Interesse der Staatsgenossen. Die erbliche Monarchie muß man mit einer Nationalrepräsentation verbinden, bei welcher feste Beständigkeit sich zur höchsten Einsicht und zum reinsten Willen gesellt. Laßt das Eigenthum, den Besitz, der sich zu erhalten strebt, und sich mit der Erhaltung des Bestehenden nur erhalten kann, die Repräsentanten wählen, das Talent und die Tugend aber gewählt werden, und die Aufgabe ist gelöst.

Will man sich gegen die Versuche der Neuerungslust und die Launen der Unbeständigkeit verwahren, dann vertraue man die Erhaltung des Bestehenden denjenigen an, die bei dem Bestande desselben ihren Vortheil finden, denen also, die sich eines bedeutenden Eigenthums erfreuen, und von jeder Veränderung mehr Gefahr als Vortheil zu erwarten haben. Die Vermögenden wissen sehr gut, daß, wo die dürftige Menge sich nach einem Umschwunge der Dinge sehnt, diese keineswegs den Zweck hat, ihre Entbehrungen zu vermehren, den Ueberfluß der Reichen zu vergrößern und die Bequemlichkeit derselben

zu begünstigen. Die Reichen stunden ihre Rechnung bei der Erhaltung dessen, was ist, und eine ungewisse Zukunft giebt ihnen mehr zu fürchten als zu hoffen. Auch verstehen sie sich gewöhnlich auf ihren Vortheil, wenn sie auch sonst keinen ausgezeichneten Verstand besitzen, und das lehrt sie ein sehr einfachen und rocher Instinkt.

Hier haben wir also den Willen der Erhaltung, und zwar in einem höhern Grade, als es der aufgeklärte Freund der Menschheit und seines Vaterlands immer für recht und zuträglich erkennen möchte, aber auch nur den Willen, und selten die Kraft. Die Reichsten an Vermögen sind es nicht immer an Kopf und Herz. Indessen wissen sie an Andern zu erkennen, was ihnen fehlt, und zum Wählen haben sie die nöthigen Eigenschaften, wenn auch nicht zum Gewähltwerden. Daß sie darauf denken werden, vorzüglich solche zu ernennen, die ohne Noth die Heiligkeit des Bestehenden nicht antasten, das darf man ihnen wohl zutrauen. Die Gewählten ihrer Seits werden auch, so viel als möglich, für die Erhaltung seyn, weil ihre Wahl von denen abhängt, die diese Erhaltung als das Nöthigste und Wichtigste erkennen. Durch ein Wahlsystem also, das sich auf den Grundsatz stützt, den Vermögenden die Wahl der Tauglichen zu übertragen, erhält der Staat die breiteste und dauerhafteste Unterlage, die man ihm geben kann.

Trägt eine Regierung aber dies noch Sorge, die

[illegible] des Staates, die höchste Einsicht [illegible] aufzunehmen, so daß sie durch ihre [illegible] Ueberlegenheit schon Achtung ge[illegible], und Vertrauen verdient und findet, [illegible] doch wahrhaftig nicht, was sie von innern [illegible] und äußern Anfeindungen zu fürchten hätte. [illegible] Sicherheit für einen Staat, dann liegt sie hier, [illegible] nie gefunden.

[illegible]mil. Dem mag so seyn. Es käme jetzt nur dar[illegible] an, die Regierungen zu überzeugen, daß sie ihre Gewalt vermehren und befestigen, wenn sie ihr durch eine kräftige Repräsentation des Volkes Schranken setzen, und daß sie die gemächliche breite Bahn, auf welcher der Staatswagen bisher mit dem Inhaber der höchsten Gewalt leicht und gemächlich fortgerollt ist, gegen eine gefährliche vertauschen müssen, die von dem Führer Geschicklichkeit und Wachsamkeit erfordert, wenn er glücklich ans Ziel gelangen will. Du verlangst viel, sehr viel. Kennst du auch deine Leute? Ich zweifle sehr.

Theodor. Die Zumuthung wird doch eine Regierung nicht befremden, daß sie hervorrage über Andre durch Kraft und Weisheit, wie sie hervorragt durch Ansehen und Gewalt! Die Kunst zu herrschen ist freilich nicht mehr so einfach und gemächlich, wie sie war, und wird es nie mehr werden. Verstehen sie das nicht, nun so mögen sie es lernen, und dabei bedenken, daß ihnen

am Lehrgelde nachgelassen wird, was sie an schneller Einsicht und gutem Willen aus eigenen Mitteln geben.

Daß die Regierung übrigens in der Nationalrepräsentation eine Aufseherin, manchmal auch eine Gegnerin finden werde, ist natürlich, unvermeidlich, und das Gegentheil für die Regierungen selbst nicht einmal zu wünschen, so sehr sie es auch vielleicht für ihre sorglose Behaglichkeit unverständig wünschen möchten. Jede Kraft, soll sie in lebendiger Wirksamkeit erhalten werden, bedarf einer Gegenkraft, die sie durch Widerstand reizt und übt. Der ruhige Besitz macht sicher, die Sicherheit träg, die Trägheit schwach und feig. Der ungestörte Genuß führt zur Weichlichkeit, die absolute Herrschaft zu Uebermuth und frecher Willkühr. Der Mensch ist von solcher Natur, daß ihn nur das Bedürfniß thätig, die Gefahr wachsam und die Aufsicht behutsam erhält; und wie die Kraft in ihm eine andre reizende, widerstrebende Kraft braucht, die sie weckt, übt und stärkt, so braucht sein Wille auch eine beschränkende, zurückdrängende, die ihn in die Schranken weiset, wo er auszuschweifen in Versuchung kammt. Diese doppelte, belebende, aufreizende und abweisende, zurückdrängende Kraft findet die Regierung in der Nationalrepräsentation, und diese in jener. Jede unbeschränkte Gewalt wird, wie gesagt, gesetzlos und herrisch, aber auch zugleich weichlich, schwach und feig, und wie sie durch ihr gesetzloses Wir-

ken mit jedem Tage die Gefahren und Feinde unbesonnen um sich häuft, so wird sie auch in ihrer schlaffen Indolenz und feigen Abspannung mit jedem Tage unfähiger, der wachsenden Gefahr und dem mächtiger werdenden Feinde Widerstand zu leisten. So müssen denn auch alle unbeschränkte Regierungen sich selbst zerstören und untergehen, wie das später noch mit der französischen und spanischen der Fall gewesen ist. Man erstaunt über die Schwäche und Erbärmlichkeit der trotzigen Gewalt, die sich für allmächtig hält, wenn sie erst Widerspruch, dann Widerstand findet. Wie kleine Menschen sind solche Regierungen anmaßend, übermüthig und eitel, so lange der Traum einer über alle Gefahren erhabenen Sicherheit währt, und feig, muth- und kraftlos, sobald sie aus dem behaglichen Schlummer aufgeschreckt werden. Mit eigenen Händen bereiten sie ihr Verderben, und klagen wegen ihren Unfällen, die nur ihr Werk sind, die Ungerechtigkeit des Himmels oder das Verderben des Volks an. Bei ihrem Falle finden sie sogar selten die Theilnahme und das Bedauern, die dem unverdienten Unglück noch einigen Trost gewähren. Kluge Staatsmänner, die mit ihrer Herrschaft nicht von der Hand zum Munde leben, wissen sehr gut, welchen Vortheil Regierungen aus einer volksvertretenden Behörde ziehen, die sie mit dem Vertrauen ihrer Kommittenten unterstützt, in gefahrvoller und drückender Zeit den schwerbe-

sten Theil der Verantwortlichkeit übernimmt, auch sie durch ihre Aufsicht nöthigt, den rechten Weg mit Festigkeit und kluger Vorsicht zu wandeln. So begriff man der große Sokrates, wie die Zerstörung Karthagos den allmähligen Verfall seines Vaterlands nach sich ziehen müsse. Die römische Selbstsucht, die sich mit dem glänzenden Heiligenschein der Vaterlandsliebe zu umgeben wußte, und von der sich selbst Cato nicht befreien konnte, wollte die Vernichtung einer Nebenbuhlerin, wie die Eigenmacht der Fürsten und Minister die des Einflusses von Landstänten, Parlamentan und Gesetzgebungskörpern. Diese und jene bedachten nicht, daß sie, durch die Entfernung einer eifersüchtigen Hüterin, ihre Verschlechterung und so ihre Auflösung, die immer darauf folgt, bereiteten. Hat ein Staat die angegebenen Bedingungen erfüllt, sprechen überdies Gedanken und Gesinnungen sich in ihm frei, doch nicht der gesetzlichen Verantwortlichkeit entbunden aus; haben das Verdienst und die Tugend, wie die Dämmerung, das Laster und Verbrechen in der aufgeklärten Oeffentlichkeit ein unparteiisches Gericht, dann ist, nach meiner Einsicht, geschehen, was man, auch unter den schwierigsten Verhältnissen, zu seiner Rettung und Erhaltung thun kann. Auch bin ich überzeugt, daß, wenn frühere Staaten, deren schnellen Verfall und Untergang wir bedauern, die Nationalrepräsentation, die

Presse und alle die Mittel gekannt hätten, die uns zu Gebote stehen, sie zuverlässig sich würden erhalten haben?

Emil. Guter Mensch voll frommer Wünsche und seliger Hoffnungen, wie wenig kennst du diese schlechte oder verrückte Zeit! Haben wir denn die unfehlbaren Mittel nicht mit eignen Augen anwenden gesehen? Und welche gute Wirkung haben sie hervorgebracht? Unterstütze du den Körper, den faule Säfte seiner Auflösung entgegenführen, mit stärkenden Mitteln, die ihn mit neuem Leben erfrischen sollen; geht nicht selbst die Arznei verrätherisch zur Krankheit über, und vermehrt und beschleunigt ihre Gefahr? Wo das Verderben Herr geworden ist, da dient ihm selbst, was uns davon befreien soll. Wissen wir nicht, was der Bürger werth ist, wo der Mensch nichts taugt? Die Waffe, mit welcher der Muth die Gefahr von sich abwendet, kehrt der Wahnsinn zerstörend gegen sich. Vertraue nur dieser Oeffentlichkeit, welche die Bosheit und Schlechtigkeit mißbraucht, um das Gute und Edle herabzuwürdigen, heilbringende Massregeln zu verschreien, Vorurtheile und Leidenschaften aufzuwiegeln, Mißtrauen und Besorgnisse auszustreuen, die Unzufriedenheit zu nähren, der Selbstsucht zu schmeicheln und die Begierden aufzumuntern. Die anmaßende Dummheit, die kecke Schamlosigkeit, die Heuchelei, Hab- und Herrschsucht werden die Aufgeklärten, Besonnenen, Ehrliebenden und Redlichgesinnten verleumden, mit Schmä-

hungen überhäufen, daß sie gern die schmuzige Wahlstatt den schmuzigen Kämpfern überlassen. Lege vertrauend das Schicksal der Nationen in die Hände berathender Versammlungen, die den Ort ihrer Sitzungen zum Tummelplatz ihrer kleinlichen Leidenschaften machen, mehr für sich als ihre Kommittenten sprechen, ihrer Eitelkeit, verdächtiger Volksgunst und lärmendem Beifallklatschen das Wohl des Staates, die Wahrheit und ihre Ueberzeugung opfern, und, sich in der glänzenden Entwickelung ihrer Talente gefallend, mit einem unendlichen Aufwande von Mitteln einen kleinen, oder keinen Zweck erreichen. Lasse nur deine Masregeln sich alle thätig zeigen und mit fröhlicher Lebendigkeit zusammenwirken; ich bin gewiß, du betest zu dem Himmel um den Einzigen, wie ich ihn wünsche und vorgeschlagen habe; du betest um ihn, daß er dich rette, von deinen Rettern und befreie von deinen Befreiern. Hast du, lieber Theodor, in den letzten dreißig Jahren nicht gelebt?

Theodor. Das habe ich allerdings; und darauf sogar gründet sich meine Hoffnung und mein Vertrauen.

Emil. Mögest du dein Vertrauen nicht betrogen, deine Hoffnung nicht getäuscht sehen!

Theodor. Das gebe Gott!

Emil. Da hast du recht. Auf Gott vertraue; denn deine Menschen lassen dich gewiß im Stiche.

daß er ein gemeiner Herr seyn wollte von gemeinen Knechten! Glaube mir, was uns retten kann, ist Freiheit, Freiheit und ihre ewigen Begleiter, Gesetz und Recht. Um ihre Herrschaft zu begründen, giebt es ein sichres Mittel, aber auch nur eins: Stützt sie auf den aufgeklärten Willen und das Interesse der Staatsgenossen. Die erbliche Monarchie muß man mit einer Nationalrepräsentation verbinden, bei welcher feste Beständigkeit sich zur höchsten Einsicht und zum reinsten Willen gesellt. Laßt das Eigenthum, den Besitz, der sich zu erhalten strebt, und sich mit der Erhaltung des Bestehenden nur erhalten kann, die Repräsentanten wählen, das Talent und die Tugend aber gewählt werden, und die Aufgabe ist gelöst.

Will man sich gegen die Versuche der Neuerungslust und die Launen der Unbeständigkeit verwahren, dann vertraue man die Erhaltung des Bestehenden denjenigen an, die bei dem Bestande desselben ihren Vortheil finden, denen also, die sich eines bedeutenden Eigenthums erfreuen, und von jeder Veränderung mehr Gefahr als Vortheil zu erwarten haben. Die Vermögenden wissen sehr gut, daß, wo die dürftige Menge sich nach einem Umschwunge der Dinge sehnt, diese keineswegs den Zweck hat, ihre Entbehrungen zu vermehren, den Ueberfluß der Reichen zu vergrößern und die Gemächlichkeit derselben

zu begünstigen. Die Mächtigen finden ihre Rechnung bei der Erhaltung dessen, was ist, und eine ungewisse Zukunft giebt ihnen mehr zu fürchten als zu hoffen. Auch verstehen sie sich gewöhnlich auf ihren Vortheil, wenn sie auch sonst keinen ausgezeichneten Verstand besitzen, und das lehrt sie ein sehr einfacher und rascher Instinkt.

Hier haben wir also den Willen der Erhaltung, und zwar in einem höhern Grade, als es der aufgeklärte Freund der Menschheit und seines Vaterlands immer für recht und zuträglich erkennen möchte, aber auch nur den Willen, und selten die Kraft. Die Reichsten an Vermögen sind es nicht immer an Kopf und Herz. Indessen wissen sie an Andern zu erkennen, was ihnen fehlt, und zum Wählen haben sie die nöthigen Eigenschaften, wenn auch nicht zum Gewähltwerden. Daß sie darauf denken werden, vorzüglich solche zu ernennen, die ohne Noth die Heiligkeit des Bestehenden nicht antasten, das darf man ihnen wohl zutrauen. Die Gewählten ihrer Seits werden auch, so viel als möglich, für die Erhaltung seyn, weil ihre Wahl von denen abhängt, die diese Erhaltung als das Nöthigste und Wichtigste erkennen. Durch ein Wahlsystem also, das sich auf den Grundsatz stützt, den Vermögenden die Wahl der Tauglichen zu übertragen, erhält der Staat die breiteste und dauerhafteste Unterlage, die man ihm geben kann.

Trägt eine Regierung über dies noch Sorge, die

ausgezeichneteste Kraft des Staates, die höchste Einsicht und Thätigkeit in sich aufzunehmen, so daß sie durch ihre geistige und moralische Ueberlegenheit schon Achtung gebietet und verdient, und Vertrauen verdient und findet, dann weiß ich doch wahrhaftig nicht, was sie von innern Umtrieben und äußern Anfeindungen zu fürchten hätte. Giebt es Sicherheit für einen Staat, dann liegt sie hier, oder wird nie gefunden.

Emil. Dem mag so seyn. Es käme jetzt nur darauf an, die Regierungen zu überzeugen, daß sie ihre Gewalt vermehren und befestigen, wenn sie ihr durch eine kräftige Repräsentation des Volkes Schranken setzen, und daß sie die gemächliche breite Bahn, auf welcher der Staatswagen bisher mit dem Inhaber der höchsten Gewalt leicht und gemächlich fortgerollt ist, gegen eine gefährliche vertauschen müssen, die von dem Führer Geschicklichkeit und Wachsamkeit erfordert, wenn er glücklich ans Ziel gelangen will. Du verlangst viel, sehr viel. Kennst du auch deine Leute? Ich zweifle sehr.

Theodor. Die Zumuthung wird doch eine Regierung nicht befremden, daß sie hervorrage über Andre durch Kraft und Weisheit, wie sie hervorragt durch Ansehen und Gewalt! Die Kunst zu herrschen ist freilich nicht mehr so einfach und gemächlich, wie sie war, und wird es nie mehr werden. Verstehen sie das nicht, nun so mögen sie es lernen, und dabei bedenken, daß ihnen

am Lehrgelde nachgelassen wird, was sie an schneller Einsicht und gutem Willen aus eigenen Mitteln geben.

Daß die Regierung übrigens in der Nationalrepräsentation eine Aufseherin, manchmal auch eine Gegnerin finden werde, ist natürlich, unvermeidlich, und das Gegentheil für die Regierungen selbst nicht einmal zu wünschen, so sehr sie es auch vielleicht für ihre sorglose Behaglichkeit unverständig wünschen möchten. Jede Kraft, soll sie in lebendiger Wirksamkeit erhalten werden, bedarf einer Gegenkraft, die sie durch Widerstand reizt und übt. Der ruhige Besitz macht sicher, die Sicherheit träg, die Trägheit schwach und feig. Der ungestörte Genuß führt zur Weichlichkeit, die absolute Herrschaft zu Uebermuth und frecher Willkühr. Der Mensch ist von solcher Natur, daß ihn nur das Bedürfniß thätig, die Gefahr wachsam und die Aufsicht behutsam erhält; und wie die Kraft in ihm eine andre reizende, widerstrebende Kraft braucht, die sie weckt, übt und stärkt, so braucht sein Wille auch eine beschränkende, zurückdrängende, die ihn in die Schranken weiset, wo er auszuschweifen in Versuchung kammt. Diese doppelte, belebende, aufreizende und abweisende, zurückdrängende Kraft findet die Regierung in der Nationalrepräsentation, und diese in jener. Jede unbeschränkte Gewalt wird, wie gesagt, gesetzlos und herrisch, aber auch zugleich weichlich, schwach und feig, und wie sie durch ihr gesetzloses Wir-

ken mit jedem Tage die Gefahren und Feinde unbesonnen um sich häuft, so wird sie auch in ihrer schlaffen Indolenz und feigen Abspannung mit jedem Tage unfähiger, der wachsenden Gefahr und dem mächtiger werdenden Feinde Widerstand zu leisten. So müssen denn auch alle unbeschränkte Regierungen sich selbst zerstören und untergehen, wie das später noch mit der französischen und spanischen der Fall gewesen ist. Man erstaunt über die Schwäche und Erbärmlichkeit der trotzigen Gewalt, die sich für allmächtig hält, wenn sie erst Widerspruch, dann Widerstand findet. Wie kleine Menschen sind solche Regierungen anmaßend, übermüthig und eitel, so lange der Traum einer über alle Gefahren erhabenen Sicherheit währt, und feig, muth- und kraftlos, sobald sie aus dem behaglichen Schlummer aufgeschreckt werden. Mit eignen Händen bereiten sie ihr Verderben, und klagen wegen ihren Unfällen, die nur ihr Werk sind, die Ungerechtigkeit des Himmels oder das Verderben des Volks an. Bei ihrem Falle finden sie sogar selten die Theilnahme und das Bedauern, die dem unverdienten Unglück noch einigen Trost gewähren. Kluge Staatsmänner, die mit ihrer Herrschaft nicht von der Hand zum Munde leben, wissen sehr gut, welchen Vortheil Regierungen aus einer volksvertretenden Behörde ziehen, die sie mit dem Vertrauen ihrer Kommittenten unterstützt, in gefahrvoller und drückender Zeit den schwer-

sten Theil der Verantwortlichkeit übernimmt, und sie durch ihre Aufsicht nöthigt, den rechten Weg mit Festigkeit und kluger Vorsicht zu wandeln. So begriffen wir der große Senator, wie die Zerstörung Karthagos den allmähligen Verfall seines Vaterlands nach sich ziehen müsse. Die römische Selbstsucht, die sich mit dem glänzenden Heiligenschein der Vaterlandsliebe zu umgeben wußte, und von der sich selbst Cato nicht befreien konnte, wollte die Vernichtung einer Nebenbuhlerin, wie die Eigensucht der Fürsten und Minister die des Einflusses von Landstänten, Parlamenten und Gesetzgebungskörpern. Diese und jene bedachten nicht, daß sie, durch die Entfernung einer eifersüchtigen Hüterin, ihre Verschlechterung und so ihre Auflösung, die immer darauf folgt, bereiteten. Hat ein Staat die aufgegebenen Bedingungen erfüllt, sprechen überdies Gedanken und Gesinnungen sich in ihm frei, doch nicht der gesetzlichen Verantwortlichkeit entbunden aus; haben das Verdienst und die Tugend, wie die Dümmheit, das Laster und Verbrechen in der aufgeklärten Oeffentlichkeit ein unparteiisches Gericht, dann ist, nach meiner Einsicht, geschehen, was man, auch unter den schwierigsten Verhältnissen, zu seiner Rettung und Erhaltung thun kann. Auch bin ich überzeugt, daß, wenn frühere Staaten, deren schnellen Verfall und Untergang wir bedauern, die Nationalrepräsentation, die

Presse und alle die Mittel gekannt hätten, die uns zu Gebote stehen, sie zuverlässig sich würden erhalten haben?

Emil. Guter Mensch voll frommer Wünsche und seliger Hoffnungen, wie wenig kennst du deine schlechte oder verrückte Zeit! Haben wir denn die unfehlbaren Mittel nicht mit eignen Augen anwenden gesehen? Und welche gute Wirkung haben sie hervorgebracht? Unterstütze du den Körper, den faule Säfte seiner Auflösung entgegenführen, mit stärkenden Mitteln, die ihn mit neuem Leben erfrischen sollen; geht nicht selbst die Arzuei verrätherisch zur Krankheit über, und vermehrt und beschleunigt ihre Gefahr? Wo das Verderben Herr geworden ist, da dient ihm selbst, was uns davon befreien soll. Wissen wir nicht, was der Bürger werth ist, wo der Mensch nichts taugt? Die Waffe, mit welcher der Muth die Gefahr von sich abwendet, kehrt der Wahnsinn zerstörend gegen sich. Vertraue nur dieser Oeffentlichkeit, welche die Bosheit und Schlechtigkeit mißbraucht, um das Gute und Edle herabzuwürdigen, heilbringende Maßregeln zu verschreien, Vorurtheile und Leidenschaften aufzuwiegeln, Mißtrauen und Besorgnisse auszustreuen, die Unzufriedenheit zu nähren, der Selbstsucht zu schmeicheln und die Begierden aufzumuntern. Die anmaßende Dummheit, die kecke Schamlosigkeit, die Heuchelei, Hab- und Herrschsucht werden die Aufgeklärten, Besonnenen, Ehrliebenden und Redlichgesinnten verleumden, mit Schmä-

hungen überhäufen, daß sie gern die schmuzige Wahlstatt den schmuzigen Kämpfern überlassen. Lege vertrauend das Schicksal der Nationen in die Hände berathender Versammlungen, die den Ort ihrer Sitzungen zum Tummelplatz ihrer kleinlichen Leidenschaften machen, mehr für sich als ihre Kommittenten sprechen, ihrer Eitelkeit, verdächtiger Volksgunst und lärmendem Beifallklatschen das Wohl des Staates, die Wahrheit und ihre Ueberzeugung opfern, und, sich in der glänzenden Entwickelung ihrer Talente gefallend, mit einem unendlichen Aufwande von Mitteln einen kleinen, oder keinen Zweck erreichen. Lasse nur deine Masregeln sich alle thätig zeigen und mit fröhlicher Lebendigkeit zusammenwirken; ich bin gewiß, du betest zu dem Himmel um den Einzigen, wie ich ihn wünsche und vorgeschlagen habe; du betest um ihn, daß er dich rette, von deinen Rettern und befreie von deinen Befreiern. Hast du, lieber Theodor, in den letzten dreißig Jahren nicht gelebt?

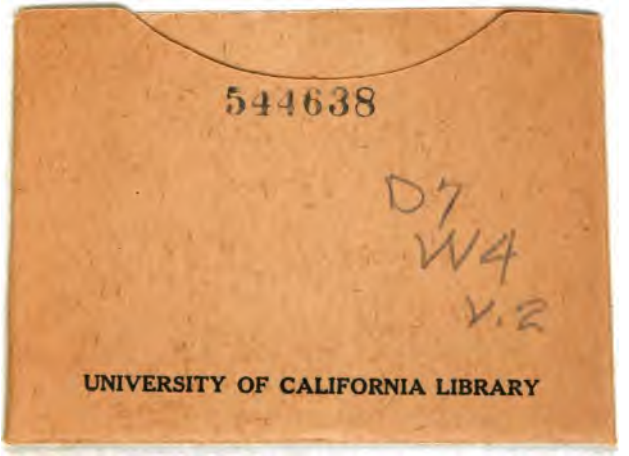
Theodor. Das habe ich allerdings; und darauf sogar gründet sich meine Hoffnung und mein Vertrauen.

Emil. Mögest du dein Vertrauen nicht betrogen, deine Hoffnung nicht getäuscht sehen!

Theodor. Das gebe Gott!

Emil. Da hast du recht. Auf Gott vertraue; denn deine Menschen lassen dich gewiß im Stiche.

YB 21733


544638

D7
W4
v.2

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY